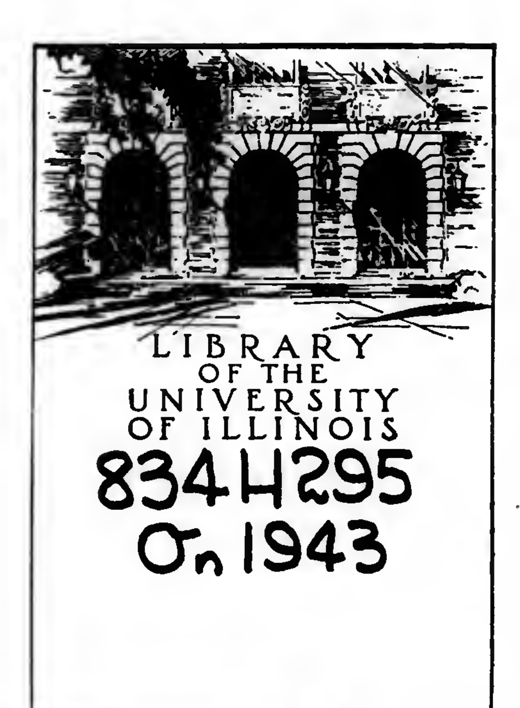
188





Heinrich Hauser

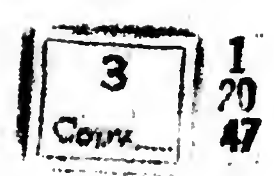
NOTRE DAME VON DEN WOGEN





EUGEN DIEDERICHS VERLAG JENA

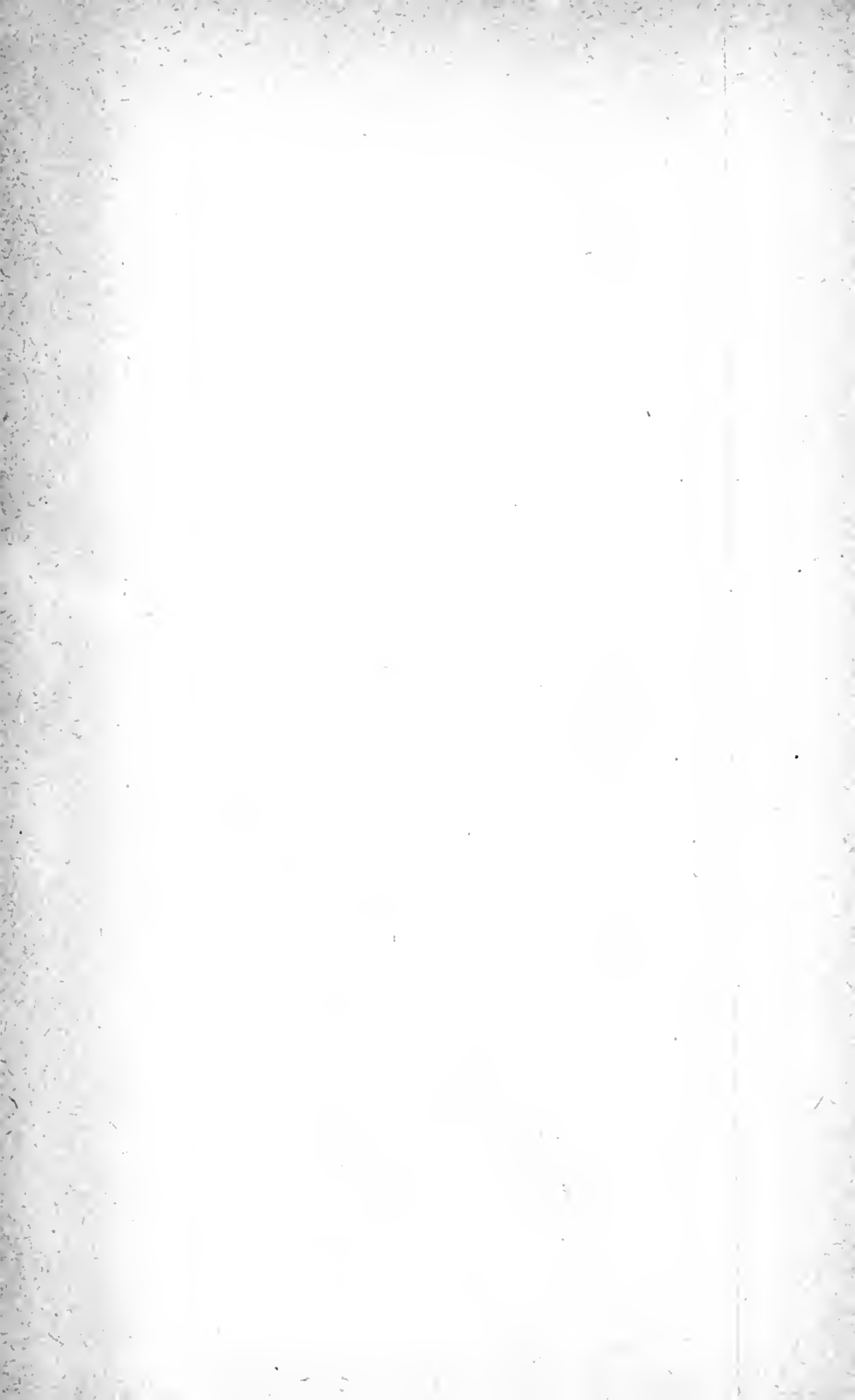
17. bis 21. Tausend



Buchausstattung: Max Thalmann

Druck der Spamer A..G. in Leipzig. 1943

NOTRE DAME
VON DEN WOGEN



Es waren nur noch ein paar Minuten bis zur Abfahrt des Schlafwagenzugs. Jorg stand am Fenster und blickte auf Helen hinunter, die unten auf dem Bahnsteig stand. Er schaute in ihre großen braunen Augen, die zu ihm aufgehoben waren, mit dem Schimmer aufquellender Tränen. Er sah ihr angstvolles kleines Gesicht, er hörte sie sprechen, viele kleine Worte künstlich lustig mit einem Unterton von flehender Traurigkeit. Aber er verstand keins der Worte. Er war in einer äußersten Konzentration: Mit zusammengebissenen Zähnen, mit einem würgenden Gefühl im Hals wiederholte er innerlich: „Halte durch. Halte auch das noch durch. Nur noch fünf Minuten; es ist das Letzte."

Wie klein sie war, wie zart. Wie sie fror in dem Herbstwind, der über den Bahnsteig pfiff, wie erregt all ihre Nerven waren in einem geheimnisvollen Ahnen. Und dabei wußte sie doch nichts.

Seine Frau, die er nun verließ auf so lange, lange Zeit. Und sie wußte es nicht. Und neben ihrem Kopf schaukelten die beiden Kinderluftballons, der grüne und der rote. So komisch sah das aus, so tragikomisch, das blasse, traurige Gesicht mit den flehenden Augen und die lustigen bunten Ballons, die an das lächerlich kleine, verwogene Hütchen stießen. Die Ballons würden das letzte sein, was die Kinder von ihm bekamen. Morgen früh, wenn sie aufwachten, würden sie sie an ihren Betten angebunden finden. Lachend und jubelnd würden sie danach greifen. Sie würden kaum zuhören, wenn Helen ihnen sagte, der Vater sei verreist. Das war nichts Neues. Er war ja oft verreist. Nur daß es diesmal auf so lange Zeit war, wie sie gar nicht fassen konnten.

„— Du mußt das durchhalten. Du mußt auch das noch durchhalten. Das Letzte." Er bemühte sich zu reden; das

Gewöhnliche, das, was man immer sagte bei einem unbedeutenden Abschiednehmen. Er bemühte sich, seine Stimme ganz ruhig, ganz sicher und zuversichtlich zu machen. Er spähte heimlich nach dem großen Leuchtzifferblatt der Bahnhofsuhr: die Ziffern sprangen – da stand auch schon der Mann mit der roten Mütze. – „Halte aus. Nur noch eine Minute halte aus."

Er beugte sich hinab, nahm das kleine, vom Pelzkragen umrahmte Gesicht in seine Hände und küßte es. Helen hob sich auf den Zehenspitzen, um seinen Lippen zu begegnen. Wie leicht sie war; mit einem Schwung seiner Arme hätte er sie zu sich hinaufziehen können. „Komm gut nach Haus, Liebling, küß mir die Kinder. Vergiß nicht, daß du den Wagen noch mal tanken mußt."

„Gute Reise, Jorg, und komm bald wieder – hörst du, komm bald wieder! Und gib auch gut acht auf dich!"

Er ließ sie los. Sie lief einige Schritte neben dem Zug her – ihre kleinen schnellen Schritte in ihren kleinen Schuhen mit den hohen Absätzen neben dem riesigen Schlafwagen her, der schneller und schneller fuhr. – Noch hätte er zur Tür rasen und hinausspringen können. „Das Letzte, das Letzte ist gekommen. Halte aus." – Noch stärker preßte er die Zähne zusammen, und seine Augen wurden eng und starrten in die Weite. Sie sahen hindurch durch die kleine, zarte Gestalt, die immer noch auf dem Bahnsteig lief und lief, ganz außer Atem, weinend, winkend mit einem winzigen Tüchelchen. Er m u ß t e durch sie hindurchsehen, es war nicht zu ertragen, sie anzusehen.

„Wie lange muß ich das noch aushalten, das Ihr-Nachsehen?" frug er sich, aber da wölbte sich die lange Wand des Waggons gegen den Bahnsteig vor, und eine gnädige Kurve entzog sie seinem Blick.

Er sank auf das Bett. Er hätte für sein Leben gern geheult wie ein Schloßhund. Der Abschied – der Betrug dabei – der monatelange Betrug der Vorbereitungen. Der jahrelange Kampf um den Entschluß. Der Zusammenbruch der Nerven, der dem Entschluß folgte. Die jahre-

lange Hetzjagd des Lebens, das vorangegangen war. – Er fühlte sich wie einer, der sich die Pulsadern aufgeschnitten hat; der Strom des Lebens war fast ganz ausgelaufen, er war blaß, matt, lächerlich schwach und leer, völlig leer. Wenn er jetzt heulte, dann geschah es einfach aus Schwäche. Die letzte Kraft zum Schmerz war verbraucht.

Aber da war ein wildfremder Mann mit im Abteil, der sich ans Schlafen machte mit dem gleichen Eifer und der gleichen Eile wie an ein Geldgeschäft. Wie durch einen Schleier sah Jorg diesen Mann in einen schauerlich buntgestreiften Schlafanzug kriechen und brummend über den Zugwind und die Unbequemlichkeit der Leiter nach oben klettern.

Nein, es hatte noch nicht ganz aufgehört, das Zusammenreißen. Es war jetzt leicht, lächerlich leicht, verglichen mit dem langen, dem entsetzlich qualvollen Abschied, der vorangegangen war. Es ist gut, daß ich etwas getrunken habe, dachte Jorg. Ziemlich viel getrunken habe sogar; es ging nicht anders.

Der Zug machte jetzt sausende Fahrt. Die elektrische Lokomotive riß Lichtbogen aus der Oberleitung, die wie Wetterleuchten fahl und blau über die Strecke zuckten. Ein großer Flugplatz war von Flutlichtern angestrahlt; an den Fabrikschloten in der Nähe glühten rote Laternen. Ein Brummen und ein rotes und ein grünes Licht waren in der Luft; ein Flugzeug landete.

– Erwachend war Jorg in Berlin, ganz erstaunt, daß er fest geschlafen hatte.

Am Morgen, in der Hauptstadt, gab es viel zu besorgen; er mußte an Weihnachten denken und an Helens Geburtstag. – Die Kinder: zu Weihnachten sollten sie an den Vater erinnert werden. Er ging in ein großes Spielwarengeschäft, es war ganz leer, so früh am Vormittag. Es war peinlich, Mittelpunkt zu sein für ein Dutzend Verkäuferinnen, alle in Schwarz mit kleinen, weißen Kragen. Eine dicke, große Person mit grauem Haar in hoher Frisur, augenscheinlich die Rangälteste, rauschte ihm entgegen:

„Sie wünschen?"

„Ich weiß noch nicht genau, ich möchte erst sehen."

Sie nickte gnädig und würdevoll, eine Königinmutter: „Junge oder Mädchen?" Ihre Stimme überströmte von aufmunternder Liebenswürdigkeit. (Falsch wie die Stimme einer Dame bei einem Arme-Leute-Besuch, dachte er.)

„Beides", sagte er kurz.

„Und wie alt, wenn ich fragen darf?" Sie war immer noch liebenswürdig, aber angestrengt mit gekränktem Unterton.

Er blieb stehen und starrte sie an mit gerunzelter Stirn: Was gingen sie seine Kinder an? Was quälte sie ihn, indem sie ihn nach seinen Kindern fragte, die er verließ? Er sagte nichts, aber seine Augen sprachen deutlich. Die Frau wurde unsicher und ängstlich; das war ein schwieriger Kunde. Hatte er nicht geradezu einen irren Blick? „Wir wollen Ihnen ja nur bei der Auswahl helfen, mein Herr", flötete sie süß.

Wir – plural majestaticus – eine Pest, diese alten Königinmütter in den feinen Läden, dachte er und sagte laut: „Nicht nötig, Fräulein, ich wähle selbst. Wo haben Sie Ihre Abteilung Wintersport?"

Sie verlor beinahe die Fassung. Ihre Korsage krachte, wie sie nach Atem rang: „Unsere Abteilung Wintersport? Aber wir haben jetzt September, mein Herr; unsere Abteilung Wintersport ist noch nicht eröffnet. Für die Herbstsaison haben wir hier zum Beispiel Drachen – Monoplan Steiff – etwas ganz Erstklassiges..."

„Geben Sie mir Ihren Katalog." Er war schroff bis zur Grobheit, er haßte die Person. Mit einer stummen Verbeugung, in der schwerer Tadel lag, rauschte sie davon. Sie kam nicht wieder.

An ihrer Stelle brachte ein schüchternes, ganz junges Mädchen den Katalog. Sie errötete und schaute mit ängstlichen Augen zu ihm auf, als sie mit weitausgestrecktem Arm das Buch herüberreichte. Jorg lächelte; er wurde sofort milde. Sie brauchte keine Angst zu haben, die Kleine – sie war ja selber noch ein halbes Kind. Der alte Dra-

chen hatte anscheinend genug von ihm, und nun hatten sie die Jüngste losgeschickt.

Er blätterte und fand die Schneeschuhe. Sieben Jahre war sie jetzt, Elke, sein kleines Mädchen. Er fühlte instinktiv nach der Stelle an seinen Rippen: so hoch reichte sie, wenn sie neben ihm stand. Wenn sie die Arme aufhob, konnte sie schon seinen Hals umfassen. – Er sah den Garten, die Gartentür und sein kleines Mädchen; wie sie angerannt kam, das Haar fliegend im Wind. Im Schulranzen rumpelten die Bücher, und der Federkasten klapperte – ja, so kam sie angerannt und flog ihm um den Hals. Gestern noch. –

„Ein Ski muß so lang sein, wie man mit der Hand hinaufreichen kann, nicht wahr, Fräulein?"

„Bei Kindern nicht ganz solang." – Wie eifrig sie war und wie stolz, daß sie mit dem „schwierigen Kunden" fertig wurde.

Sie einigten sich über die Größe. Er wählte die Bindung und die Stöcke aus. Sie half ihm bei der Auswahl der Stiefel, der Socken und des Skianzugs, die er sich nach dem Katalog nicht ganz vorstellen konnte. Nettes Mädchen, dachte er, während sie ihm den luftdichten Verschluß des Skianzugs beschrieb, sie hat Verständnis für Kinder und kennt die Dinge, die sie verkauft.

„So, jetzt helfen Sie mir etwas für den Jungen suchen. Er ist drei, wird vier um Weihnachten herum." Mit einemmal war es nicht mehr quälend, von den Kindern zu sprechen. Im Gegenteil, es tat gut, er hatte das Gefühl, daß dies junge Mädchen verstand.

Er wählte eine großartige Arche Noah für Jan mit vielen Tieren. War sie auch fest genug für die Badewanne und andre Strapazen? – Ja, sie war fest genug.

„Sie versprechen mir, daß die Sachen rechtzeitig zu Weihnachten geschickt werden?" – Sie versprach, und er wußte, daß er sich darauf verlassen konnte. Die Kassiererin bat um seine Adresse: „Wir möchten Ihnen regelmäßig unsern Katalog schicken."

Er lächelte: wo würde dieser Katalog ihn wohl erreichen, wenn überhaupt? Dann schrieb er: „Jorg Borcke, c. o. Crosby Mann & Co., Adelaide, S.A."

Er grüßte die kleine Verkäuferin, die ihm die Tür aufhielt, und die Kassiererin blickte ihm nach mit einem erstaunten Blick. „Verrückt, der Mann, total plem plem", kam die Stimme der Königinmutter aus dem Hintergrund. Nicht mehr gezuckert und geölt, sondern scharf und hart wie die Steine dieser großen Stadt. Er nickte: wahrscheinlich hatte sie recht. So wirkte er wohl auf die meisten Menschen. Er hatte schon lange den Verdacht gehabt.

Er war sehr froh, daß der ganze Tag mit allerhand Besorgungen ausgefüllt war, daß er hasten mußte, um den Nachtzug nach Kopenhagen zu erreichen. Es war gut, im Gang und im Betrieb zu sein; es schützte vor dem Denken.

Im Speisewagen trank er mehrere Flaschen schweres bayrisches Bier. Er wollte schlafen, unter allen Umständen wollte er schlafen und die Angst vergessen. Er wußte, daß diese Angst lächerlich war, aber das änderte nichts: sie war vorhanden.

Angst, es möchte etwas von der Reise durchgesickert sein. Vielleicht wartete ein Telegramm auf der nächsten Station, das ihn unbedingt zurückrief. Vielleicht würde er an der Grenze verhaftet werden. Warum? – Es gab nicht den geringsten Grund. Er war kein Verbrecher; sogar seine Steuern waren bezahlt. Sein Paß war in Ordnung.

Es war verrückt, aber in den ganzen letzten Jahren hatte er die Grenzmauern immer enger, immer höher rings um sich gespürt. Es war immer schwieriger geworden zu reisen.

Es war nicht die Schuld seines Landes, war nicht die Schuld irgendeines einzelnen Landes, es war die Gesamtschuld eines aus den Fugen gegangenen Europas.

Er gab Paß und Fahrkarte dem Schaffner und legte sich schlafen. Es war ein unruhiger Schlaf; mehrmals schreckte er hoch aus einem Traum, daß hohe Mauern krachend über

ihm zusammenstürzten, aber es war jedesmal nur der Zug, der über Brücken oder Weichen polterte. Als die Grenze kam, lag er hellwach. Langsam und langsamer glitten die Kugellampen eines Bahnsteigs vorbei an dem regenbeschlagenen Schlafwagenfenster. Stimmen hallten wider von dem eisernen Bahnsteigdach; draußen im Gang hörte man die knarrenden Schritte und die murmelnden Stimmen der Zoll- und Polizeibeamten. Einzelne Abteiltüren rollten zurück, Lichtschalter knipsten, Koffer schurrten, Schlüssel klapperten. – Würden sie auch zu ihm kommen? Er wartete mit der Spannung eines versteckten Diebes. Dabei hatte er nichts zu verzollen, sein Gepäck war absolut in Ordnung. Es war das Kontrolliert-werden überhaupt – eine Psychose natürlich; eine Psychose, die sich nur zu leicht entwickelt heutzutage.

Die Schritte, die Stimmen entfernten sich, wie der Rest aus der Badewanne schlurfend abläuft. Sanft, ohne Anprall der Puffer, glitt der Zug vorwärts. Ein Schienenstoß knackte unter den Rädern, und dann kam ein verwunderliches Gefühl; weich wurde der Boden, wie wenn man vom Pflaster auf den Reitweg tritt, und er senkte sich unter dem Gewicht des Wagens, wiegte leise; der Zug stoppte ab.

Jorg wandte sich im Bett mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen. Eine Last war abgefallen, ein schweres Gewicht. Im Traum sah er die Szene draußen – er hatte sie wachend oft genug gesehen: Den Bahnhof, das stille Hafenbecken dicht davor, die Masten der Fischerboote mit den hochgeheißten Netzen. Die lange Mole mit dem Ausrufezeichen des Leuchtturms, die weißen Säbelhiebe des kreisenden Lichts über der See und über den nachtschwarzen Dächern der kleinen Stadt. – Das große, weiße Fährschiff mit dem einen, sichtbaren roten Auge; wie ein Albino sah es aus. Die Rauchfahnen seiner Schlote wehten locker vor dem Sternenhimmel. Seinen Bug hatte es aufgeklappt wie ein gewaltiger Wal sein Maul. In dieses Maul war der Zug nun hineingefahren.

Wie angenehm schlief es sich, von der See gewiegt. Holz knarrte ringsum, an einem leisen Vibrieren spürte man das Arbeiten der Schrauben. – Fest, ganz fest schlief er jetzt; schlaflose Erschöpfung von Wochen, von Monaten holte ihn ein, fiel über ihn. –

Als der Schaffner klopfte, glitten schon die Vorstadtstraßen von Kopenhagen vorbei.

Er badete und frühstückte in einem kleinen noch ganz verschlafenen Hotel. Zum Hafen! – Ob es schon da war, das Schiff – sein Schiff? Er zerknitterte das Telegramm in seiner Tasche: „Notre Dame 23. September ausgelaufen. Peterson.“ Die Reise von Mariehamn konnte drei Tage dauern, sie konnte aber auch eine Woche dauern; das hing vom Wind ab. So hatte die Reederei von Magnus Peterson geschrieben. Schliebach, der Agent der Reederei in der Amaliegade, würde jedenfalls Bescheid wissen.

Als Jorg in die Amaliegade kam, vorbei am königlichen Schloß und an den Wachtposten, die davor auf und ab marschierten (wie ausgestopfte Stoffsoldaten sahen sie aus mit ihren Bärenmützen, Kinnketten, Bandelieren und dicken knallroten Backen), war Schliebachs Kontor noch geschlossen. „Vor neun Uhr würde es nicht aufgemacht“, sagte einer der rotröckigen Briefträger, der aus der gleichen Spielzeugschachtel zu stammen schien wie das Schloß, die Schilderhäuser und die Soldaten.

Jorg Borcke wanderte an der Seewarte vorbei. Da hing die Wetterkarte der Ostsee mit ihren vielen Barometerkurven und gemalten Windfähnchen. Er studierte sie: Norden Wind. Das war nicht schlecht für den Kurs von den Ålandsinseln nach Kopenhagen herüber. Aber wie lange wehte dieser Wind wohl schon?

Durch das Zolltor am Hafen ging er auf den weiten steinernen Kai hinaus.

Noch waren die Güter, die dort lagen, mit geteerten Planen zugedeckt, noch war es still drüben auf der Werft von Burmeister; nur auf einem Kriegsschiff, das vor Anker lag, hörte man Trommeln und Pfeifen, die Einleitung des

Dienstes. Soeben stieg die Sonne über eine Wolkenbank, das graue Gestein des Kais färbte sich warm, die Luft zitterte darüber; die ersten Boote furchten das Hafenwasser, die ersten Arbeiter sammelten sich vor den Fährbooten. Das Leben begann.

Jorg ließ die Augen über den Hafen schweifen. Da waren Schlote genug und kurze, kahle Dampfermasten. –

Linkerhand war die Ausfahrt. Sie war ganz leer. Weit draußen sah man die See, ein silbriges Band, ganz glatt; so glättet sich ein großes, gefurchtes Gesicht im Schlaf. Ein Inselchen, rund, mit Kanonen bestückt (wie Nadeln aus einem Nadelkissen schauten sie heraus), teilte den Horizont und dahinter, weit, weit, kaum zu erkennen, lagen zwei Schiffe.

Bloße Punkte – nein, nicht Punkte – Ausrufezeichen, winzige Spitzkeile.

Dem Mann wurde heiß und kalt; er wußte nicht, ob es das Langersehnte war, was er da sah, aber er rannte vorwärts an den Rand des Kais, und noch im Laufen tauchte er mit der Hand nach dem Fernglas in der Manteltasche. Er setzte es an, und mit einemmal war die flimmernde Luft getrübt und zitterte stark, der Horizont war nicht mehr glatt, sondern von Dünung bewegt, und wie das Glas in den Rucken unsteter Bewegung über den Horizont fuhr, da schoß etwas Großes in das Gesichtsfeld, geisterhaft verzerrt durch die wabernde Luft – ein viermastiges Segelschiff.

Der Mann kniete nieder auf dem Kai und legte das Glas auf das Geländer auf, er konnte es nicht ruhig halten, seine Hände zitterten. Da war es wieder, geisterhaft, unwirklich, hoch schwebend über dem Wasser, als tauchte es gar nicht ein. Hohe, hohe Masten, schlank, überschlank; Rahen und Tauwerk wie mit der spitzigsten Graviernadel geritzt. Vorwärts und aufwärts ragte der lange Klüverbaum kühn aus dem gewölbten Bug; Schnabel, Hals und Brust eines großen, schönen Vogels. Im letzten Mast wehte die finnische Flagge, weiß mit blauem Kreuz, wie Schnee und blauer

Schneeschatten. Buchstaben tanzten am Bug und ordneten sich, wenn man das Glas ganz fest hielt, und langsam buchstabierte er durch die zittrige Luft: „L'A-v-en-tu-re". – Weiter zuckte das Glas; das zweite Schiff flog ins Gesichtsfeld und verharrte darin. Mit angehaltenem Atem las er „Notre Dame – des Vogues".

Sein Schiff. Er setzte das Glas ab, stand auf, atmete tief. Sein Schiff; sein Traum war gekommen. Es war wahr geworden. Er würde leben auf dem Wesen da draußen, das so fern und so unirdisch war wie ein Stern. Es zog ihn an mit der geheimnisvollen Kraft wie jene Sterne, die unser Schicksal lenken. Es w a r Schicksal, das da draußen auf ihn wartete, er fühlte es.

Schliebachs Kontor war offen als Jorg zurück in die Amaliegade kam. Er wurde in einen Raum geführt, der klein war wie eine Kajüte. Ein Alter mit faltigem Gesicht und baumelndem Kneifer brachte ein Glas Portwein, strahlend vor Geschäftigkeit und Gastlichkeit. – Ja, so empfängt der Schiffshändler Kapitäne, seine besten Kunden, und so empfing er auch den seltenen Vogel, der als Passagier auf Petersons Schiff nach Australien ging.

Jorg gefiel der Raum; er war gemütlich mit seinen getäfelten Wänden, mit seinen Regalen, auf denen allerhand Flaschen standen und Proben von Schiffsproviant, mit seinen vielen Photos an den Wänden von Segelschiffen, obwohl diese Bilder meist Unglücksfälle darstellten: auf Klippen gescheiterte Schiffe, von Dampfern gerammte Schiffe, wracke Segelschiffe mit Maststümpfen, von Schleppern gezogen.

Der Alte legte einen Schreibblock vor sich, zog den Bleistift hinterm Ohr hervor und blickte auf Jorg, gespannt, mit gerunzelter Stirn.

Jorg lächelte: Es wurde wirklich Zeit, an seine Ausrüstung zu denken. Er bestellte Marseiller Seife in ellenlangen, schweren Blöcken. Chinesischen Tee. Zigaretten in verlöteten Dosen. Holländischen Tabak in blauen Paketen mit Goldschrift. Einige Flaschen Zitronensaft. Rasier-

material und Zahnpasta. Und dann das Wichtigste: Eine Kiste Whisky.

Der Alte blickte auf, besorgt: „Neunzig Tage, hundert Tage – es können auch hundertzwanzig Tage werden, Herr Borcke..."

„Schön – also zwei Kisten Whisky."

„Und wann wollen Sie an Bord gehen? – Sie haben Zeit. ‚Notre Dame' wird heute nicht mehr fertig ausgerüstet; Sie können gern noch einen Abend in Kopenhagen haben."

Er schüttelte den Kopf: „Ich bin fertig mit dem Land. Ich will an Bord. Sobald als möglich."

„Sie können heute nachmittag mit dem Proviantboot fahren. Vier Uhr."

Das war in Ordnung. Er ging ins Hotel und schrieb einen Brief.

„Liebe Helen – das Schlimmste an diesem Brief wird sein, daß ich es Dir nicht vorher sagen konnte..."

Er brauchte lang. Er versuchte ihr alles zu erklären und fühlte, wie hoffnungslos Erklären war. Mit dem Verstand war es ja gar nicht zu fassen. Er begriff sich selber nicht. Aber unverändert war, was ihn trieb. Es ging um Tod oder Leben.

Es schrieb sich leichter, als er zu den Anordnungen kam für die Zeit seiner Abwesenheit. „Und küß mir meine Kinder", schloß der Brief.

Viel zu früh stand er mit seinem Handgepäck vor dem Proviantboot, einem plumpen Ewer, umgebaut zum Motorboot. Der Schiffer staute die Sachen ganz unten unter die geölte Persenning; „es würde naß werden, es wehte ein Kuhsturm draußen. Es sei aber bis zur Abfahrt noch eine gute Stunde Zeit."

Jorg wanderte am Hafen entlang, aber er sah die Stadt nicht mehr. Mit all ihrem Leben und ihren Menschen war sie eigentümlich schemenhaft geworden. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie sich im Himmel aufgelöst hätte wie eine Fata Morgana. Die Luft schien merkwürdig dünn zum Atmen. Wirklich schien nur der Börsenturm, ein

kupferner Zopf, riesig und spitz, phantastisch geflochten aus den Schweifen von Meerungeheuern, die mit weit aufgerissenen Mäulern nach den Menschen in der Tiefe gierten. Unter dieser Drohung der See hatten sie gelebt, die Kaufleute der Hanse; sie hatten sie gespürt, sie waren etwas ganz Wirkliches, die Leviathane, die Seeschlangen, die Stürme.

Er kaufte noch einen Ölmantel und einen Isländer aus schwerer, roher Wolle braun und weiß; er roch nach Schafen; Moose und Flechten saßen noch in der Wolle. Nun war nichts mehr vorzubereiten.

Der Schwerölmotor blubberte, das breitbauchige Proviantboot wandte den Steven nach der See. Jorg hockte neben dem Schiffer in dem winzigen, verglasten Steuerhaus. Ein kurzer, harter Seegang rollte gegen die Hafeneinfahrt. Das Boot stampfte, zerschlug die Wellen mit dem Bug, wie mit einer stumpfen Axt. Hinter der Festungsinsel wurden die Seen länger, das Vorschiff hob sich wie eine drohende Faust, schlug krachend in die Wellen; Spritzer, aufbrandend, verdeckten die Sicht und rauschten über Deck. Der Motor lief unregelmäßig, wenn die Schraube aus dem Wasser tauchte mit einem unwirschen Brausen. Blauer, stinkender Ölqualm füllte das Steuerhaus. Im Wind war eine Härte, eine Unerbittlichkeit, wie Jorg sie lange, lange nicht gespürt hatte. Er reckte den Kopf über das Schiebedach; der Wind war besser als der Ölqualm, so eisig er war. Er wollte sein Schiff sehen.

Es lag vor der Wolkenbank des Sonnenuntergangs und wuchs. Es hatte die Ankerkette weit von sich ausgestreckt, seine Segel waren so dicht gerefft, daß die Masten kahl aussahen wie winterliche Bäume; an den weißen Flanken des Unterwasserschiffs sah man die Wellen laufen.

Es war beinahe dunkel, als das rollende, stampfende Boot so nahe war, daß die „Notre Dame“ sich über ihm wölbte. Es war Jorg, als stünde er vor einem schwindelnd hohen Dom. Er sah Gesichter, die sich über die Reling beugten, eine Stimme rief etwas, was im Sturm verwehte. Der Schiffer

aber schien zu verstehen, er lenkte das Proviantboot unter dem Achtersteven der Bark im Bogen auf die andere Seite.

„Wenn wir längsseit der Leiter sind, dann springen Sie. Es wird heute nichts mit dem Proviantübernehmen. Zuviel Seegang. Ich komme morgen früh wieder, früh um sechs. Sagen Sie das oben."

„Und das Gepäck?"

„Können wir jetzt nicht vorkriegen, es liegt ganz zuunterst."

Eine Strickleiter hing an der Bordwand, ihr Ende, im Wasser schleifend, wurde von den Wellen hin und her gerissen. Klatschend schlugen zwischen Proviantboot und der „Notre Dame" Brecher hoch. Der Motor mahlte weinend im Leerlauf: „Jetzt!"

Jorg sprang. Wie er die Leiter packte, glitt sie seitwärts, so daß seine Füße keinen Halt fanden. Er fühlte einen jähen Kälteschauer, eine See war bis zu seinen Knien heraufgeleckt. Er kletterte. Die Leiter kantete seitwärts, sein Mantel verfing sich, er war sich bewußt, daß er sehr ungeschickt war. Dann griff eine Faust nach seiner Schulter, eine mächtige Kraft, die machte, daß er die letzten Sprossen beinahe flog; er wurde über die Verschanzung geschwungen und stand an Deck: „Guten Abend", sagte er.

Von den Gestalten, die schattenhaft im Dunkel um ihn standen, kam ein leises freundliches Murmeln zurück, dann war es still.

Es war so still, wie wenn man die Tür einer lärmenden Fabrik hinter sich schließt. Hinter der Verschanzung spürte man nicht einmal den Wind. Aber oben in den geisterhaft luftigen Domen der Maste sauste der Sturm, ein seltsam dumpfes Summen und Singen – Windharfen, riesige, die sich mit dem Himmel vermischten. Oder wie eine gewaltige Orgel wenn sie anhebt zu ihrem ersten Ton, nur daß dieser Ton nicht kommt.

Jorg war unsagbar befangen. Das war der fremdeste Ort an dem er je gewesen war; er blickte umher zu schattenhaften Formen unbekannter Dinge und fühlte dabei, wie

die Augen der menschlichen Schatten auf ihm ruhten – Menschen eines anderen Volkes, einer anderen Sprache.

Ein junger Mann trat endlich auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand, sprach unverständliche Worte und führte ihn in das Innere des Schiffes hinein.

Ein weißer Gang. Eine Tür. Ein Schimmer gelben Lichts. Jorg stolperte über eine hohe Schwelle, und hinter ihm schloß sich die Tür.

Es war ein niedriger Raum mit dunkel getäfelten Wänden. Messingrahmen von Bullaugen glänzten im Schein einer großen Petroleumlampe, die in einem leierförmigen Gestell von der Decke hing. Ein langer Tisch mit einem Sofa auf der einen Seite und festgeschraubten Drehstühlen auf der andern querte den Raum. Am fernen Ende des Tisches saß ein Mann.

Er sah auf von einem Buch. Sekundenlang schauten sie einander an und Jorg, alle Instinkte geschärft in diesem Augenblick, wußte: „Das ist ein Mann, wie du noch keinem zuvor begegnet bist, das ist der einsamste Mann auf der ganzen Welt."

Es war ein Löwenhaupt von einem blonden Bart umrahmt, aber es hatte nicht die Augen eines Löwen. Große, blaue Augen, tiefliegend, brannten in dem Gesicht, sie sahen ihn an und blickten doch ganz in die Ferne; in Ferne und in Ewigkeit. Aus diesen Augen stieg sie, die Woge der Einsamkeit, die den Mann umfloß.

Er stand auf. Er war nicht groß, ein gut Stück kleiner als Jorg. Aber er war so breitschultrig, daß er trotzdem Wucht besaß, wie ein sehr großer Mann. Er hob den Arm, als er die Hand ausstreckte, und es war, als würde ein schwerer Schmiedehammer aufgehoben. Jorg fühlte seine Hand umspannt wie nie zuvor, seit er ein sehr kleines Kind gewesen war, und er mußte die Zähne zusammenbeißen um keinen Schmerzlaut auszustoßen.

„Ich bin Ihr Passagier", sagte er und merkte, daß schon diese paar Worte überflüssig waren. Der Kapitän wußte ja, wer er war.

Kapitän Andersson wies auf einen Stuhl. Beide Männer setzten sich. Beide schauten verlegen auf die Tischdecke, die aus grünem Wollstoff war. Keiner sprach.

Jorg sah zuerst auf. Ein eigentümlich scheues Lächeln, durchaus nicht unfreundlich, lag um die Lippen des Kapitäns. Die machtvollen Hände lagen auf das grüne Tuch gebreitet wie die Tatzen eines großen Bernhardiners und dabei artig, wie die Hände eines streng erzogenen Kindes bei Tisch. Er trug einen blauen Anzug aus dickem, rauhem Stoff, steif, wie aus Stein gemeißelt. Das Hemd war sehr weiß, aber nicht geplättet. Es stand kein Aschbecher auf dem Tisch und es roch nicht nach Rauch. Der Mann schien Nichtraucher zu sein; ein beunruhigender Gedanke.

Er schaute weiter um sich; ein grüner Kachelofen im Hintergrund. Ein blinder Spiegel darüber. Mahagonischränke in den Ecken. Über dem Tisch ein Skylight umrahmt von Blumenbrettern, von denen spärliche, grüne Gewächse herabhingen. Zwei Türen in der Wand, gegenüber der Eingangstür. Das dunkle Mahagoniholz der Wände spiegelte das Licht und die Dinge im Raum. Neben dem Ofen hing in Ringen ein großes Säulenbarometer. Das Buch, in dem der Kapitän gelesen hatte, war eine Nummer des „National Geographic Magazine".

Jorg sah das letzte mit Befriedigung: es würde sich schon eine Beziehung ergeben zu dem Mann, der darin las.

Jorg stand auf, zog seinen Mantel aus. Er war entschlossen sich heimisch zu machen – hier sollte ja nun sein Zuhause sein; für lange, für ein halbes Jahr vielleicht:

„Das weht ganz ordentlich jetzt da draußen."

„Sind Sie naß geworden? – Der Steward kommt wohl mit dem Tee."

Jorg sah etwas beschämt die Pfütze, die von seinen Füßen aus sich über den Teppich breitete. Die Stimme hatte ganz freundlich geklungen und doch so fern, so eigentümlich würdevoll, wie man es manchmal bei sehr alten Menschen findet, die in der Zurückgezogenheit leben.

Der Steward, sehr sauber, sehr vorsichtig auftretend, deckte eine Ecke des Tisches mit einem weißen Tuch. Tee kam, dampfend heiß, und ein kaltes Abendbrot. Ermutigende Dinge, eine erste Wärme in der Kühle dieser großen Fremdheit.

„Wann segeln wir?"

„Sobald der Proviant an Bord ist, wir warten nur auf günstigen Wind. Mit dem Westwind kommen wir nicht heraus aus dem Kattegatt."

Der Steward kam wieder mit einer kleinen, messingnen Petroleumlampe in der Hand. Er verschwand hinter einer der Türen im Hintergrund.

Jorg berichtete von dem Proviantboot und vom Fehlen seines Gepäcks; der Kapitän antwortete zögernd, vorsichtig, scheu. – Vielleicht lag das daran, daß er nicht sehr gut Englisch sprach, dachte Jorg. Er fühlte, wie die bleierne Müdigkeit, die Todmüdigkeit der vielen durchwachten Nächte ihn wieder überfiel. Er war entspannt. Er war an seinem Ziel, aber er hatte nun nicht mehr die Kraft, mehr von dem Fremden in sich aufzunehmen.

„Kann ich meine Kammer sehen?"

Der Steward zeigte sie ihm. Im Aufstehen bot Jorg dem Kapitän „gute Nacht", froh, daß er zu Ende war, dieser Tag.

Er sah kaum mehr von seiner Kammer als im Augenblick unbedingt notwendig war. Ein kleiner Mahagoniwaschstand. Ein Stück Seife (gottlob, daß das wenigstens da war). Eine Koje, weiß bezogen, die Wolldecke zurückgeklappt. Zwei Bullaugen; draußen das Rauschen der See.

Er kroch in das seeluftfeuchte, lange nicht benutzte Bett. Er würde nochmal aufstehen müssen, um die Petroleumlampe auszupusten. Das war bitter. Vorläufig lag er kälteschauernd, starrte blinzelnd ins Licht, zu kaputt, zu kalt, um aufzustehen. Gegen Hoffen und Erwarten konnte er lange nicht schlafen. Sein Notizbuch lag griffbereit, und er schrieb hinein:

„Kein Schlafanzug
Keine Zahnbürste
Kein Rasierzeug
Kein Schnaps
Nichts zu rauchen

Aber: viel Kälte, Nässe, Kopfweh und Rheuma.

Das ist Mittwoch, der 29. September, der erste Abend an Bord der ‚Notre Dame'."

Über Nacht hatte der Wind abgeflaut, aber das Proviantboot war noch nicht in Sicht, als Jorg am frühen Morgen über Deck ging. Er fühlte sich sehr fremd und verlegen unter den Augen der Mannschaft. Man war taktvoll genug ihn nicht weiter zu beachten, wenn er vorüberging, aber er spürte die Augen im Rücken, die ihm nachsahen. Er mußte sich ordentlich einen Ruck geben um Haltung. Es hatte keinen Zweck die Bekanntschaft hinauszuschieben, die doch kommen mußte. Er hatte eine gewisse Vorstellung vom finnischen Volk mitgebracht, von einem slawischen Typ; sie stimmte nicht. Diese Seeleute waren zweifellos von reinstem nordischen Blut, hochgewachsen, schlank bis zur Hagerkeit und seltsam geschmeidig, fast katzenhaft in der Bewegung. Auch die Gesichter waren schmal, knochig. Stahl und Sehnsucht waren in den Augen ganz seltsam vereint; ein unbeschreiblicher Ausdruck. Wie jung waren sie alle, wie erstaunlich jung! Jorg sah nur einen Mann mit rundlichem Körperbau, den Koch. Zwei hatten slawische Backenknochen und slawische Augen in den dreieckigen, scharfkantigen Gesichtern, und einer war ein Romane, ein Fischertyp vom Mittelmeer, schwarz, dunkelhäutig, mit etwas wulstigen Lippen, daß man an einen Einschlag von farbigem Blut glauben konnte. Die meisten trugen Isländer, die mit ihrer gesprenkelten Wolle dick den Oberkörper deckten wie ein Gefieder, andere hatten graue Overalls, die Steuerleute Lederjacken. Wollene Pudelmützen oder Pelzkappen waren über die Köpfe gezogen; die großen Hände sahen blutrot verfroren aus. Es war bitter kalt; eine dünne Reifschicht lag auf den Holzplan-

ken des Decks und knirschte unter den Schuhen. Reif hing auch an den Rahen, an den Wanten und Stagen, haftete auf der Reling und an den aufgerollten Segeln. Alt sah das Schiff aus, ganz ergraut.

Und alt war sie, die „Notre Dame des Vogues", überall sah Jorg Spuren davon. Da war die grünspanüberzogene Kupferplatte ihrer Werft in St. Nazaire, sie trug das Baujahr 1900. Das war Jorgs Jahrgang. Vielleicht haben wir am gleichen Tag Geburtstag; wer weiß, dachte er. Er trat an das riesige Steuerrad; es waren zwei Räder, die auf der gleichen Achse saßen, jedes war mannshoch und wie ein schweres Wagenrad gearbeitet mit starken, messingnen Beschlägen. Die Griffe waren abgewetzt, viele Jahrgänge von Matrosen hatten sie abgegriffen. Das Kartenhaus stand offen, ein kleines Blockhaus aus Mahagoniplanken, die gebleicht und fast lila geworden waren, ausgelaugt von Seewasser und Regen. Drinnen standen ein verbeultes Ledersofa, an die Wand geschraubt, gegenüber ein großer Tisch. In Lattenverschlägen unter der niedrigen Decke lagen Kartenrollen. Zusammengerollt in einer Sofaecke lag eine riesige Katze, gelb und gestromt wie ein Tiger. Sie schlief.

Jorg schaute über die Verschanzung und sah im schrägen Licht des jungen Tages die Bordwand, salzverkrustet, verrostet an der Wasserlinie und überall narbenbedeckt, beulenbedeckt, mit alten und neuen Farbplacken bekleckst, ein altes, vielfach geflicktes Kleid. Er sah neues Tauwerk aufwärts zu den himmelhohen Masten zielen, goldner, frischer Flachs, wie Mädchenhaar; aber mehr altes Tauwerk, dunkelgrau, mürbe, gelängt, aufgerieben mit herabhängenden Fasern. Wie große Früchte hingen Blöcke im Takelwerk, ebensolche Blöcke ragten von Ringbolzen an Deck und sprossen wie Knospen aus der Verschanzung. In Jahren und Jahren hatten schleifende, reibende Taue sie abgerieben, die Kanten rundgeschliffen, abgeschliffen, dünngeschliffen. Auf eigentümliche Weise waren die Rahen den Masten angelenkt. Stählerne Doppelarme, ganz mensch-

lich anzusehen, umgriffen mit riesigen Klauen die Rahen. Was für ein mächtig dicker Baum war so eine einzelne Rahe, ein Gewicht von vielen Tonnen, beinahe drohend hing es über den kleinen Menschen. Wie ungeheuer stark und schwer das alles gearbeitet war!

Über einen schmalen Laufsteg ging Jorg nach vorn auf die Back und fühlte im Gehen, wie der Schiffsleib sich nach oben wölbte. Die Dampfer, die er kannte, waren viel flacher. Der Klüverbaum stieg steil himmelan, er war so dick, daß man bequem auf ihm gehen konnte. Ein Netz aus Tauwerk war unter ihm ausgespannt, ganz vorn an der Spitze saß wie ein Admiralshut eine Haifischflosse. Von dort aus übersah man das Schiff wie von einem Hügel. Die Haifischflosse faßte sich wie ein fester Gummi an.

Jorg saß rittlings nieder, die Füße auf den Rand des Netzes stemmend, schaute aufwärts, die geschwungene Linie der Stage entlang bis zu den Mastspitzen und abwärts am Bug hinab, der wie die Klinge eines Krummsäbels ins Wasser schnitt. Er fühlte beinahe Schwindel. Wie weit war er hier entfernt vom festen Leib des Schiffs. Wie groß waren alle Maße; größer schienen sie ihm als die irgendeines Dampfers, den er gekannt hatte (und er war auf manchem großen Schiff gefahren). Eine ganze Welt war sie, die „Notre Dame", ein Saurier, ein Urzeitschiff, das seltsam hineinragte in unsre Zeit. Dabei ist sie nicht älter als ich, dachte er. Aber wie verwittert. Was ist sie umhergeworfen worden in ihrem Leben von den Meeren und ihren Stürmen. Wie lange wird sie noch zusammenhalten? Diese Reise noch?

Und, das war seltsam: Er fühlte eine starke Anziehungskraft zu diesem Schiff, eine Nähe, eine Verwandtschaft. Waren sie nicht von einem Jahrgang? War er nicht auch umhergeworfen worden, zerzaust, verwittert vom Leben? Ausgelaugt, Bürde tragend, mürbe geworden, verbraucht? Vielleicht war er äußerlich besser erhalten; das war das Werk des Schneiders. Aber so fühlte er sich innerlich. Die unsagbare Müdigkeit, das „taedium vitae" sank wieder

über ihn. Er strich mit der Hand über den rauhen Rost des Klüverbaums: „Bruder."

Von der Hafeneinfahrt her stampfte das Proviantboot durch die immer noch rauhe See. Auf der „Notre Dame" wurde ein Motor klargemacht. – Ja, sie hatten Motore an Deck, vier Stück, einer hinter jeder Ladeluke. Aber Jorg hatte sie als Motoren nicht erkannt; waren das nicht Dampfmaschinen? Sie waren wie die Spielzeugdampfmaschine, die er als Kind gehabt hatte, hoch und schmal wie ein Schlot. Sie hatten ein gewaltiges Schwungrad und wurden mit einer Lötlampe angeheizt. Ein Steuermann, ein Mechaniker und eine ganze Schar von Matrosen umstanden die urtümliche Maschine. Die Lötlampe zischte, ein rußschwarzer Glühkopf glomm, an vielen Rädchen wurde gedreht, an Muttern geschraubt, hinterher schüttelten die Männer ihre verbrannten Finger. Es stank nach Petroleum und schmorendem Staufferfett. Jetzt drehte die ganze Menschentraube das Schwungrad. Dampf zischte aus Hähnen, und ein dumpfes Bum-Bum kam aus dem Zylinder, dann stand das Schwungrad wieder still. Sie versuchten es wieder und wieder. Jorg, über das Geländer des Laufgangs gelehnt, beobachtete die Maschine erstaunt und gerührt, als träfe er einen längst totgeglaubten Großvater. Er war gewohnt auf einen Starterknopf zu drücken; das war alles, dann pflegte der Motor zu laufen. Endlich lief das Ungeheuer an mit immer rascherem Bum-Bum; sechs Männer wischten sich den Schweiß aus den Augen; aus dem Kurbelgehäuse kam ein Rasseln, als ob ein Korb voll alter Schrauben durcheinandergeschüttelt würde.

Hiev um Hiev kam der Proviant an Bord in großen Körben. Es war wie eine Weihnachtsbescherung, die ganze Besatzung half beim Auspacken und Verstauen, die Gesichter strahlten; man wurde versorgt für die lange Reise, es war ein gutes Gefühl, zu wissen, was da alles an Bord kam. Salzfleischfässer mit amerikanischen Markenzeichen,

Säcke prall mit Bohnen und Erbsen. Golden glänzende Margarinedosen, dutzendweise in Lattenverschläge gepackt. Große Haufen von Stockfisch, grau, wie dürres Holz anzufühlen und ebenso hart. Dosengemüse, Marmelade, Haferflocken in Zinkblechtrommeln. Kisten mit Hartbrot, Kisten mit Flaschen, neue Bootsruder, Mehlsäcke, ein Nebelhorn, Kartoffeln. Batteriesäure in Flaschen, Werkzeug, Pfannen und Töpfe für die Küche.

Es war doch recht beträchtlich, was dreißig Menschen brauchten; allerdings fast für ein ganzes Jahr.

Zum Schluß kam die größte Freude: all die kleinen Pakete, Besorgungen für die Mannschaft, die der Schiffshändler gemacht hatte: Ölzeug, Arbeitskleidung, Decken, Seife, Briefpapier und Angelgerät. Die meisten konnten es nicht abwarten ihre Schätze zu sehen, sie öffneten die Pakete gleich an Ort und Stelle, zeigten die Sachen bewundernd in der Runde. Was für eine kindliche Freude, was für Kindergesichter, wenn sie lachten! Der älteste Matrose war sicher nicht über neunzehn Jahre, der jüngste Junge wohl kaum fünfzehn; ein hübscher Bengel mit glühenden Backen und immer im Sprung, im Lauf vor lauter Lebenslust mit lachend-blitzend-weißen Zähnen.

Jorg suchte seine Sachen aus dem großen Haufen zusammen, trug sie in seine Kammer. Mehrere Stunden sah es wie in einem Warenlager darin aus, bis alles verstaut war. Eine Flasche Himbeersaft war ausgelaufen und hatte das Paket Bücher ruiniert.

Aber jeder Gegenstand, den er auspackte, erinnerte ihn an das Heim, das er verlassen hatte. Die kleine Uhr in dem ledernen Etui hatte auf dem Geburtstagstisch gelegen. Die Taschentücher – Helen hatte sie geplättet und sie in seinen Schrank getan. Und jetzt war der Brief unterwegs, der schlimme Brief, das Bekenntnis seiner Flucht. In einem Schnellzug sauste er über die weite Ebene zu den Bergen, wo das kleine Haus stand. Morgen früh würde der Brief wohl da sein. Jorg brach die eine Whiskykiste auf. Es war gutes Holz; die Nägel sträubten sich, und die scharfkanti-

gen Eisenbänder zerschnitten ihm die Finger. Aber es mußte sein. Aufatmend zog er die vierkantige Flasche aus der Strohhülse; der Whisky hatte eine schöne Bernsteinfarbe, er roch wie ein Torfmoor und lief wie mildes Feuer durch die Kehle. Er spürte den Drang, sich zu betrinken, zu vergessen um jeden Preis, bis jede Möglichkeit der Umkehr abgeschnitten war. „Miserabler, ganz miserabler Zustand", sagte er vor sich hin, „schlapper Hund. Feiges Aas – ich glaube, ich bin ganz krank", fügte er hinzu. .

Kapitän Andersson war an Land gefahren, um mit dem Schiffshändler abzurechnen und die „Notre Dame" auszuklarieren; Jorg sah ihn nicht, den ganzen Tag. In der Dämmerung, unter einem schweren Regenhimmel, kämpfte das winzige Motorboot des Schiffes sich zurück. Der Kapitän saß am Steuer, die Augen enggekniffen, der Ölmantel glitzernd und triefend vor Nässe. Am Horizont funkelten die roten Lichtreklamen von Kopenhagen.

Beim Abendbrot stand eine Flasche Aquavit auf dem Tisch; der Kapitän schenkte ein, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie bei einem seltenen Ereignis. Die Gläser waren langstielig, zart und klein. Sie stießen an: „Auf die Reise, Skol!" Jorg lächelte. Er wußte, sie würden heute abend zusammen trinken, Witterung nehmen aneinander, sich erproben. Dann würde sich ja zeigen, wie man auf der Reise miteinander auskommen würde. Es war ihm recht. Das war eine ausgezeichnete Idee: „Skol!" – Die Gläschen waren gleich wieder gefüllt.

„Worauf warten wir noch?"

„Auf Wind. Es ist schwer aus dem Kattegatt herauszukommen bei dem vorherrschenden Westwind."

„Können wir nicht kreuzen?"

„Nein. Wir haben keine Ladung, wir segeln in Ballast, da hat die ‚Notre Dame' so wenig Tiefgang und das Fahrwasser ist so eng im Kattegatt, daß man mit Kreuzen nichts gewinnt. Zuviel Abtrift."

„Segeln Sie immer in Ballast auf der Ausreise?"
„Seit sechs Jahren."
„Wie kommt das?"
Andersson lachte bitter: „Wir kriegen keine Ladung mehr. Die Verfrachter wollen nichts mehr von uns wissen. Wir sind ihnen zu langsam. Wir können keine festen Termine versprechen. Wir sind vergessen – hundert Jahre – ach, was sage ich: tausend Jahre hinter der Zeit zurück. Das werden Sie noch merken."
„Aber die Segelschiffe bekommen doch Weizen in Australien."
„Ja. Aber wissen Sie warum? – Weil die Verlader durch uns Lagergeld sparen."
„Lagergeld?"
„Lagergeld: Die Weizenpreise steigen im Frühjahr meist. Damit rechnen die Spekulanten. Nicht nur, daß unsre Frachten billiger sind – unsre Reisen sind so lang, daß wir ihnen den Weizen den ganzen Winter im Schiffsraum lagern, kostenlos."
„Ich habe viel von der Weizenwettfahrt der Segelschiffe von Australien nach Europa gelesen."
„Das schreibt man in den Zeitungen. Aber es ist nicht wahr. Je länger wir für die Welt verschollen sind auf den Meeren, um so lieber ist es ihr."
Andersson füllte die Gläser. Zuerst hatte er vorsichtig und zögernd gesprochen, allmählich füllte sich seine Stimme mit einer leidenschaftlichen Bitterkeit. Jorg spürte deutlich, wie einen sichtbaren Vorgang, daß der einsame Mann im Begriff war seine Brust zu öffnen. Es war, als läge ein Berg von Geröll unter dem Löwenhaupt; einzelne Steine lösten sich und kollerten – bald würde eine Steinlawine niedergehen.
„Lohnt sich denn dann die Segelschiffahrt noch?"
„Nein. Seit Jahren und Jahren fahren wir mit Verlust. Selbst in guten Jahren haben wir dem Eigner kaum etwas verdient, fünfzig Pfund, vielleicht, jedes Schiff. Aber das reicht nicht einmal für die Abschreibungen. – Lange kann

es nicht mehr weitergehen. Er spricht schon davon, daß er einen Dampfer kaufen muß."

Er schaute nach der Wand. Jorg folgte dem Blick und sah ein Brustbild Kapitän Petersons. Das schmale Haupt, ergraut, ein Wikingerhaupt, nur sehr verfeinert. Sehr gesammelt, sehr ernst schauten die Augen, sehr schmal war der Mund. Etwas von Müdigkeit und Trauer im Ausdruck; ein langer, schmaler Schlips mit dünnem Knoten trug zu dem Eindruck bei. Das war er, der letzte Schiffseigner auf der ganzen Welt, der sein Vertrauen auf Segelschiffe setzte. Und auch er hatte anscheinend die Hoffnung auf Erfolge aufgegeben, er, der die letzte Flotte von Segelschiffen besaß; elf große Barken.

Jorg fühlte den ersten Nebelschwaden des Alkohols zu Kopf steigen: „Willkommen, willkommen!" – Er hob sein Glas zu dem Bild und der Kapitän folgte: sie tranken auf Kapitän Peterson.

„Gibt es keine Möglichkeit mehr die Schiffe rentabel zu machen?"

„Nein. Wir haben schon die niedrigsten Heuern auf der ganzen Welt. Bei uns verdient ein Steuermann noch nicht so viel wie anderswo ein Matrose. Vollmatrosen haben wir nur sechs an Bord. Und auch das sind halbe Kinder. Der Rest sind ‚Apprentices'. Die bekommen überhaupt keine Heuer, die zahlen noch dazu; etwa vierhundert Mark für die zweijährige Ausbildung. Heuern haben sonst nur noch die drei Handwerker an Bord, der Motorenwärter, der Zimmermann, der Segelmacher."

„Was haben die Peterson-Schiffe heute für einen Wert?"

Eine neue Steinlawine polterte nieder: „Den Schrottwert. – Vor sieben Jahren kauften wir die ‚Notre Dame' von den Franzosen für zwanzigtausend Mark. Das war schon ungefähr der Schrottwert. Er kann sich nicht viel vermindern. Zu ähnlichen Preisen kauften wir Segelschiffe von England, von Deutschland, von Amerika, wo man die Segelschiffahrt aufgab. Es gibt ja nur noch zwei Dutzend große Segelschiffe auf der ganzen Welt; davon hat Peter-

son elf. Von dem Rest mögen inzwischen wieder fünf oder sechs verschrottet oder gesunken sein."

„Verlangen die Versicherungen höhere Prämien für Segelschiffe?"

„Das kann ich nicht sagen. Wir fahren unversichert."

„Unversichert?" – Jorg war erstaunt; er kam aus einer Welt, wo alles versichert war.

„Total unversichert. Wir haben auch keine Funkstation."

„Ich sah doch die Antenne –"

„Ja, die ist noch da. Wir h a t t e n eine Funkstation. Sie ist herausgerissen worden. Man muß eine Gebühr bezahlen, man muß einen Mann haben, der das Funkerexamen hat. Das ist zu teuer für uns."

Jorg fühlte sich bewegt, erschüttert; welche Armut! Das war mehr, als er erwartet hatte: eine noch größere Einsamkeit, ein unerbittliches Abgeschnittensein von aller Welt. Ein Gedanke flackerte auf: „Ein Radioapparat?"

Der Kapitän wandte sich in seinem Drehstuhl um und öffnete den kleinen Eckschrank: „Hier!"

Jorg kniff die Augen zusammen; er mußte sich bereits anstrengen, um Dinge nicht doppelt zu sehen. Er brach in Lachen aus.

Da stand ein Radioapparat, ein Modell aus Radiokindertagen, ein komisch kleines Kästchen mit einem wirren Aufbau von Lampen. Das Ganze war in ein wirres Netz von krumpligen Drähten gehüllt. Daneben stand eine Akkumulatorenbatterie.

„Es empfängt nur dicht an der Küste. Und wir können es nur zum Auffangen von Wettermeldungen und Zeitsignalen benutzen. Wir haben nur den einen Akkumulator. Er ist meist schon erschöpft, bevor wir nach Australien kommen."

„Na, denn Prost!"

Sie tranken. Die Flasche war leer. Jorg holte die Whiskyflasche aus seiner Kammer. Als er wieder in die Kajüte kam, hatte Andersson schon eine Flasche Wein auf den Tisch gesetzt. Es war ein Wein, den Jorg noch nie getrun-

ken hatte, Wein aus Australien. „Sparkling Hock" hieß er, eine Art Schaumwein; herbsüß und schwer. Es war seltsam, den Geschmack des Erdteils auf die Zunge zu bekommen, den man nun besuchen würde.

Jorg beobachtete scharf den Kapitän: seine schwere Hand hielt die Flasche wie in einem Schraubstock, er füllte die Gläser mit der Präzision einer Maschine, aber seine Augen fingen an zu glühen. Es war, als sei der ganze Mann mit Glut gefüllt, als wären die Augen nur die Schaugläser, durch die man in sein Inneres sah. Er betrachtete seinen Passagier mit ungläubigem Staunen, wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Jorg gab den Blick zurück: Ja, genau so ging es ihm, der Mann mit dem Löwenhaupt ihm gegenüber war ein Wesen aus einer ganz, ganz andern Welt.

„Sie sind verheiratet?" – Das klang so dringend, als hätte der Kapitän schon lange fragen wollen. –

„Ja."

„Ah! Ich habe lange gewünscht, einmal einen verheirateten Mann kennenzulernen."

Borcke lehnte sich in seinen Stuhl zurück: Was war das?

„Sie haben Kinder?"

„Ja. Zwei. Junge und Mädchen."

„Und da fahren Sie mit uns? – Sie müssen fahren – Sie haben Geschäfte in Australien?"

Jorg schüttelte den Kopf: „Nein. Ich fahre, um eine lange Seereise zu machen. Auf einem Schiff ohne Passagiere. Australien interessiert mich nicht."

Der andre legte die Unterarme auf den Tisch, wie große Schmiedehämmer sahen sie aus, er tat es ganz vorsichtig, als müßte er sie hindern, dröhnend aufzuschlagen: „Frau – Kinder – ein Haus – Sie haben ein Haus?"

„Ja, ein Haus" – Jorg sprach gepreßt. Dann trotzig: „Ein Haus in den Bergen. Mit einem Garten darum."

„Ein Haus in den Bergen", wiederholte der Kapitän wie im Traum. „Grünes Land – Bäume – Erde, Blumen im Garten, nicht wahr? – Und eine Frau. Und Kinder – eigne Kinder! Und Er segelt mit ‚Notre Dame'. Ohne

Not. – Versteh ich nicht. – Nein, ich kann das nicht verstehen."

Jorg starrte mit brennenden Augen auf Andersson. Wie war der Mann an diesen Abgrund geraten? Mit welcher unheimlichen Sicherheit war er darauf losgesteuert. War das Instinkt, Vision, zweites Gesicht? – Oder war es so, daß seine, Jorgs Not, Qual, Verzweiflung aus ihm herausschrie, ohne daß er den Mund auftat? Stand es so schlecht um ihn, daß er nicht mehr imstande war, sein Inneres vor der Welt zu verbergen?

Er wollte antworten, erklären. Aber es war zuviel, was in ihm aufstieg, maßlose Bitterkeit und Hilflosigkeit, unmöglich, das in Worten auszudrücken. Da war das Haus in den Bergen, aber hatte er es denn besessen, hatte er darin gewohnt? – Nein: es gab der Frau ein Heim, es gab den Kindern den Boden, auf dem sie gesund heranwachsen konnten. Sein eignes Leben aber war seit Jahren eine Jagd gewesen, die ihn von einem Ende Deutschlands zum andern führte. Visionen tauchten vor ihm auf, Hotelzimmer, hundert verschiedene und alle gleich. Schrillende Telefone, Uhrzeiger, die von Minute zu Minute sprangen, rauschende Schreibmaschinen, Schwaden von Zigarettenrauch. Er hörte die eigene Stimme, heiser und müde sprach sie mit Hunderten von verschiedenen Menschen, immer die gleiche Sache vertretend mit fast den gleichen Worten. Ausbeutend jene eine seiner Gaben, die sich als ein Marktwert erwiesen hatte, als ein Beruf, der Lebensunterhalt gewann. Solange diese Gabe sich noch in ihm entwickelte, hatte sie Freude und Befriedigung gebracht. Dann aber war sie ausentwickelt, war vollendet in ihrer Spezialisierung, war erstarrt und die Leere begann. Er hatte fortgestrebt von der ganzen Sache; andre Dinge, neue Dinge hatte er sich entwickeln wollen, aber es hatte sich gezeigt, daß diese Ideen keinen Marktwert hatten, weil niemand ihre Zukunft sah.

Er war festgelegt, festgenagelt worden auf jene eine Spezialität, auf jenen einen, winzigen Ausschnitt seiner Ideenwelt: das war es, was die Menschen von ihm wollten,

und nichts anderes. Er hatte sich gewehrt, er hatte einen guten Kampf gekämpft, und das Leben hatte ihn besiegt. Es war notwendig zu leben, Brot zu schaffen für Frau und Kind und für sich selbst. Er war unter das Joch gegangen, hatte sich versklaven lassen. Immer tiefer hatte sich in ihn hineingefressen ein dumpfer Haß. Zuerst nur gegen den Beruf, dann auch gegen die Menschen, mit denen er zu tun hatte, die immer nur das eine von ihm wollten.

Er war ungerecht; er wußte, daß er es war: Millionen Menschen lebten in Berufen, die ebenso unbefriedigend oder noch viel kümmerlicher waren. Aber man sah ja auch die Folgen, sah, wie diese Menschen erstarrten und schließlich abstarben, im Geist und in der Seele. Eines Tages hatte er entdeckt, daß er drauf und dran war, so einer zu werden. Das war so furchtbar wahr, daß er versucht hatte, diese Wahrheit von sich abzusperren, abzuriegeln. Er hatte viel getrunken und damit war es wieder eine Weile gegangen. Bewußt und absichtlich hatte er versucht, Geist und Seele in sich abzutöten. Wenn sie nur erst tot wären, dann würde das Leben leichter zu ertragen sein, hatte er gemeint.

Aber der Trunk besaß nicht diese Macht über ihn. Das innere Leben ließ sich weder töten noch betäuben. Aber eine andre Macht hatte der Trunk: er konnte dies innere Leben verderben; er machte schlecht. Schlecht gegen Menschen, die er doch am meisten liebte auf der Welt. „Für sie die elende Hetzjagd, für sie dies Joch, die Selbsterniedrigung unfruchtbarer Schufterei; für sie zum Leben verdammt." – Als er zum erstenmal diese Stimme in sich flüstern hörte, befiel ihn Haß gegen sich selbst. Er wurde krank davon.

Eine neue Vision stieg auf: Die Klinik, der Operationssaal, das unheimlich helle, klare Licht, die ganze phantastische Apparatur, die um ihn versammelt und irgendwie mit seinem Körper verbunden war. Und er war ganz zugedeckt bis auf die eine Stelle, an der die Ärzte operierten, und er war wach; selbst die Narkose konnte diese furchtbare Wachheit nicht betäuben. Und gebannt schauten die

Ärzte nach jener einen Stelle, an der sie ihre hochspezialisierten Wunder taten mit ihren unerhört spezialisierten, feinen Instrumenten. „Und keiner kümmert sich wirklich um mich, keiner hat auch nur eine Spur von menschlicher Teilnahme. Er darf sie nicht haben, sonst würde er nicht so gut operieren können. – Aber darum weiß auch keiner, was mir wirklich fehlt."

Und dann: Das Krankenzimmer, der Kupferkessel des Inhalationsapparats leise summend, das Rohr vor seinem Mund, die Nachtschwester eingenickt im Sessel, das fahle Licht der Vordämmerung vorm Fensterkreuz. – Und draußen auf der Bank, das wußte er, saß Helen: sie hatte auf ihn gewartet, die ganze Nacht, die Frau, die er liebte, die Frau, die ihn liebte, seine Frau. Und so groß war sein Haß gegen sich selbst, daß er sie nicht sehen wollte. Er war wie ein Tier, das einsam verrecken will, das in seine Höhle kriecht, wo niemand es sehen kann. Aber es war die innere Qual, nicht die des Körpers, die ihn in die Höhle kriechen ließ; die Operation war glänzend verlaufen – genau, wie bei so guten Ärzten zu erwarten war.

Und noch ein Bild: Er sah sich selbst vor seinem Haus ins Auto steigen und hörte die Stimme seines kleinen Jungen, enttäuscht – gleichgültig: „Ach, er fährt schon wieder weg, der Vater – immer fährt er von uns weg, der Alte, Dumme..."

Viele, viele solche Bilder. Sie drängten sich vor, sie verdrängten einander, gegenseitig stießen sich die Gestalten aus dem Blickfeld und neue kamen, immer neue.

Er schluckte, er wollte das Ganze zusammenfassen zu einem Satz: „Ich bin hier an Bord gekommen – ich bin hierher *geflohen*, um wieder *Mensch* zu werden. Ich habe mich und mein Werk retten wollen vor einem Untergang, der schlimmer ist als Ersaufen auf See..."

Aber er schwieg. Wie konnte das ein andrer Mensch verstehen.

Ihm gegenüber ging ganz unerwartet eine neue Steinlawine nieder und lenkte ihn ab:

„Das habe ich mir gewünscht. Danach hat mich verlangt ein ganzes Leben lang. – Frau – Kinder. Ich hätte sie auf Händen getragen. Alles, was Sie haben und – was Sie jetzt verlassen." – Die Stimme füllte sich mit einer Bitterkeit, die sie erstickte, und es ballten sich die Fäuste auf dem Tisch: „Aber es taugt nichts für den Seemann, Weib und Kind. Ich wäre wohl kein guter Seemann geworden, wenn ich das gehabt hätte. Nun ist es wohl zu spät. Ich bin älter als Sie, und Ihre Kinder werden wohl schon groß. Kinder muß man in der Jugend machen."

Er leerte sein Glas mit einem durstigen Zug, und Jorg leerte das seine, hellwach jetzt, mit der Klarheit im Kopf, die nach der ersten Welle der Trunkenheit kommt, mit jener zweiten Klarheit, die in letzter Zeit allein ihn noch zur Arbeit befähigt hatte; da war ein Mann, der litt, der mit sich rang, dessen Seele entflammt war, ein lebendiger Mensch. Das füllte ihn mit Staunen: War es nicht das Seltenste, was es gab – in dieser Zeit – ein Mensch?

Der Kapitän stand auf und wanderte durch die Kajüte mit gesenktem Kopf. Schnelle Schritte und ein Schwung im Körper, daß Jorg den Luftzug spürte. Jedesmal, wenn er an der Wand ankam, warf er sich rastlos herum. So wandern große, wilde Tiere im engen Käfig, dachte Jorg.

Plötzlich schoß der Löwenkopf hoch, und die flammenden Augen hafteten fest auf Jorg: „Meinen Sie etwa, daß irgend jemand freiwillig ist auf der ‚Notre Dame'? – Die Jungens? – Die sind hier, weil sie ihre Fahrzeit auf den letzten Segelschiffen haben müssen. Gesetzliche Bestimmungen – in den meisten Ländern schon veraltet und abgetan. Die paar Matrosen? – Fischerjungens, die nichts andres kennen, die es zu nichts bringen würden an Land in der Arbeitslosigkeit. Die Steuerleute? – Einundzwanzig, zweiundzwanzig – früher hätten wir sie kaum zu Matrosen gemacht. Heute müssen wir sie befördern, weil wir keine andren kriegen! Sie warten nur auf ihre Chance, einen Dampfer zu bekommen. Auf meinem Schiff – auf meiner ‚Notre Dame' – bin ich der einzige, der dies Schiff liebt,

der an es glaubt." – Er schlug sich an die Brust, und es dröhnte dumpf da drinnen durch die dicke, blaue Jacke. – „Der einzige. Wenn diese Schiffe ausgestorben sind, dann ist es auch mit mir aus. Ich will keinen Dampfer führen."

Jorg starrte. Mechanisch leerte er sein Glas. Der Wein begann fade zu schmecken. Unmöglich konnte wahr sein, was der Mann gesagt hatte. Er übertrieb. Wie konnten Schiffe fahren, wenn es so stand? Aber er konnte auch nicht widersprechen. Er verstand ja nichts davon.

Er griff nach der Whiskyflasche und füllte die Gläser; es war Zeit, daß man zu einem sauberen, klaren Getränk überging. Wein machte wirr und Whisky klar; soviel stand fest.

Andersson schwieg. Es schien, daß er sich schämte; er hatte zuviel gesagt. Sein Gesicht war dunkelrot: „Ich fahre nach der ‚L'Aventure' hinüber. Kommen Sie mit?" sagte er barsch.

„Ausgezeichneter Gedanke." Jorg erhob sich schwankend, er mußte sich zusammenreißen, um grade zu stehen, grade zu gehen.

An Deck pfiff der Wind in eisigen Stürzen, ein nahes Leuchtfeuer sauste über ihre Köpfe; unten in der Tiefe tanzte das kleine Boot. Der Kapitän ließ schrill seine Pfeife trillern, der Wachtsmann holte die Fangleine ein. Jorg folgte Andersson die Lotsenleiter hinab, die Whiskyflasche in der Jackentasche. Ein angenehmer Schauer überlief ihn: das war Abenteuer – etwas Gefahr dabei. Lange hatte er so etwas nicht mitgemacht. Es war, als sei man wieder jung.

Im Boot blitzte eine Taschenlampe auf. Der Kapitän goß Benzin in den Zischhahn des Motorzylinders; Jorg sah die Tropfen rinnen. Er warf die Fangleine los und plötzlich schoß das Boot davon. Es war eine ganz primitive Maschine, sie hatte weder Kupplung noch Rückwärtsgang.

Die schwarzen Büffelrücken der Wellen tauchten drohend auf und nieder, Schaum brauste an den Flanken, Spritzer

fegten wütig zischend über die Reling. Jorg sang aus vollem Hals; es war herrlich, durch die wilde, schwarze Nacht zu fahren, es war herrlich, betrunken zu sein. Er wußte es jetzt ganz sicher, daß er betrunken war.

Nach einer ganzen Weile fiel der Schatten der „L'Aventure" über sie. Gewaltig war die Masse des dunklen Schiffes, nur die Ankerlaterne brannte.

Der Wachtsmann warf ihnen eine Leine zu, und Jorg band sie am Bug des Bootes fest – sehr fest, besorgt, er möchte vielleicht zu betrunken sein, um die richtigen Knoten zu machen. Die Leiter schien furchtbar zu schwanken, und der Wind riß an ihm.

Obwohl er nicht mehr sehr aufnahmefähig war, fühlte er doch die Fremdheit des fremden Schiffes. Blind folgte er im Kielwasser Anderssons, der ganz sicher voranschritt in den Salon. Er riß ein Streichholz an. Der Ölmantel des Kapitäns glitzerte in dem flackernden Licht, wie er den Zylinder der Petroleumlampe abhob und die Flamme an den Brenner hielt – Hand und Arm immer noch mit der eisernen, maschinenhaften Ruhe und Zielsicherheit. Die Lampe brannte, die Kajüte tauchte ins Licht, eine ganz ähnliche Kajüte wie auf der „Notre Dame".

„Kapitän Björklund schläft. Kommen Sie, wir holen ihn aus der Koje!" Lachen funkelte in dem großen Gesicht, ein Kinderlachen; die weißen Zähne blitzten. Jorg folgte ohne weiteres, den Kitzel des Abenteuers im Rücken, er war jetzt zu allem bereit.

Mit beiden Händen zerteilte Andersson den Vorhang, der Kapitän Björklunds Kammer verschloß. Die Messingringe glitten schrillend über die Stange. Auf der hochgebauten, breiten Koje lag der Mann, den sie suchten, schnarchend in schwerem Schlaf.

„Ich oben, Sie unten!" flüsterte Andersson. Mit einem Ruck riß er die Bettdecke ab, packte den Mann unter den Armen und riß ihn aus der Koje, als hätte er gar kein Gewicht. Jorg faßte nach den Beinen. Der Mann stieß sonderbare Laute aus, als würde er gewürgt, und zappelte,

aber es half ihm nichts; sie schleppten ihn in den Salon und warfen ihn auf das Sofa, wo er federte wie ein großer, weißer Ball. Jorg blickte herab auf wirre, graue Haarsträhnen, auf ein großes, vorwurfsvolles Gesicht, auf einen offnen Mund, aus dem Schimpflaute in einer unbekannten Sprache strömten. Dann glättete sich das Gesicht und wurde ein Kindergesicht, trotz der Falten, trotz des grauen Haars, und begann zu lächeln, zu strahlen. Jorg beobachtete das Phänomen erstaunt und objektiv, wie er als Kind ein Spielzeug beobachtet hatte, das sonderbare Bewegungen vollführte, wenn man die Feder aufzog.

Er fuhr sich über die Stirn: die Wärme der Kajüte überschwemmte sein Gehirn mit einer neuen Welle der Trunkenheit. Plötzlich waren mehrere neue Menschen in der Kajüte. Alle sprachen auf schwedisch durcheinander, alle schüttelten Jorg die Hand, Gläser klirrten und Flaschen standen mit einmal auf dem Tisch. Andersson beugte sich über Kapitän Björklund, der im Nachthemd auf dem Sofa lag, und schob ihm eine Kognakflasche zwischen die Lippen. Es sah aus, als wollte er einen Säugling füttern, und der Mann im Nachthemd sog und sog und lachte freundlich, und Salzwasser troff von Anderssons Ölmantel über Björklunds Gesicht, und Kognak lief gelb über das weiße Hemd.

Jorg fühlte sich von Höflichkeit überwältigt; das war seine Art, wenn er wirklich betrunken war, und selten genug kam es dazu. Er hörte sich sprechen und hörte, daß er sich nach allen Seiten hin entschuldigte, daß er so spät und so störend eingedrungen sei. Ein ganz fremder Mann in einer schwarzen Lederjacke preßte ihn auf das Sofa und versicherte, es sei alles in bester Ordnung und wunderschön. Und sie tranken.

Die zweite (oder war es die dritte?) Welle der Nüchternheit überlief Jorg. Er hörte auf einmal Andersson wieder Englisch sprechen: daß er und Kapitän Björklund alte Freunde oder vielmehr Feinde seien. Am selben Tag seien sie die letzte Reise ausgelaufen mit ihren Schiffen, nörd-

lich von Schottland hätten sie sich wieder getroffen und dann zum zweitenmal bei den Cap-Verde-Inseln. Dann hätten sie lange, lange sich nicht mehr gesehen, aber immer weiter hätte die Wettfahrt gedauert. Und eines Nachts sei „Notre Dame“ eingelaufen in den Spencers Golf und habe Anker geworfen sieben Meilen vor Port Lincoln, und er, Andersson, habe sich schlafen gelegt nach drei schlaflosen Nächten, und fünf Stunden später habe Björklund ihn aus der Koje gezerrt: soeben angekommen. Und das sei nun die Rache!

– Dann sprach keiner mehr Englisch, aber es war ganz wundervoll, wie Jorg mit einemmal das Schwedische verstand, Wort für Wort, und alles war Freundlichkeit, und die Flaschen wanderten von Mund zu Mund, und keiner dachte mehr an Gläser. Das Trinken brachte mehr als Vergessen: es erzeugte ein triumphierendes Gefühl, daß Leid nicht mehr schmerzte. Jorg dachte klar an Helen und die Kinder, aber ohne Schmerz, und er beobachtete nebenher die Menschen um sich her.

Was für Köpfe! Groß, schmal, kurzgeschoren, Gewölbe tiefer Falten um den Mund. Augen, groß und grau wie die Nordsee im November, unter schweren Lidern. Graue Bartstoppeln in Furchen grauer Haut. Gesichter wie weite Landschaften. Gesichter von einer Härte, die sich niemals beugt. Gesichter von einer kindlichen Freundlichkeit und Milde. Hah, dachte er (oder vielleicht sagte er es laut), und ich hatte gemeint, die Wikinger seien ausgestorben. Sie leben noch. Vielleicht, daß wir solche Gesichter wieder sehen werden, wenn die heutige Generation der jungen Flieger alt geworden ist. – Das verlorene Gesicht der nordischen Rasse können wir vielleicht zurückgewinnen. Aber nicht diese Körper. Nicht diese gewaltigen, katzenhaft geschmeidigen Körper. Fliegen erfordert keine körperliche Anstrengung, und Sport erzieht die Körper nicht zu dieser Wucht.

– Jemand beschuldigte ihn, daß er nicht genug aus der Flasche tränke, und er verteidigte sich mit Heftigkeit. Er

leerte eine Flasche und kehrte sie um, zu zeigen, wie leer sie war. Und dann fühlte er sich wie von großen Wogen gepackt, geschleudert, widerstandslos und glücklich.

Wie er ins Boot kam, wußte er nicht. Andersson saß am Steuer und forderte ihn auf, den Motor anzuwerfen. Er fand auch den Handgriff, drehte; der Motor lief und über den hölzernen Motorkasten fiel Jorg wie ein nasser Sack zusammen. Kälteschauer überliefen ihn, die Spritzer zischten gegen ihn, das Brausen war überwältigend laut. Er ahnte nicht, wohin sie fuhren.

Er hörte Andersson husten, rauh und krankhaft, wie einen ganz alten Mann. Das Boot tanzte, und er fürchtete, es könnte ihn ins Wasser werfen. Dann war alles aus, und es war recht, wenn alles aus war. Er hing mit dem Kopf über der Reling. Plötzlich hörte er die Stimme des Kapitäns, die ihn heftig anschrie: „Stellen Sie den Motor ab!"

Jorg stöhnte vor Anstrengung, den richtigen Hebel zu finden; er tastete, drehte irgendwo und das Pochen der Maschine verstummte. Im Auslauf erreichte das Boot die Lotsenleiter. Andersson hielt sie fest. Wie er an Bord kam, das wußte Jorg wieder nicht.

Erwachend aber fand er sich in seiner Koje. Er war sogar ausgezogen. „Wunderbar, wirklich wunderbar, was menschliche Energie zu leisten imstande ist", stöhnte er. Ihm war nicht wohl zumut. Aber: er war glücklich gewesen, er hatte vergessen, und nun war es nur in der Ordnung, daß er dafür bezahlen mußte.

Elend, verfallen wanderte er über Deck. Immer noch Norden Wind. Er haßte die Silhouette von Kopenhagen, die unverrückbar dalag in kalt-strahlendem Sonnenschein. Er haßte die runde Festungsinsel, dies fette Setzei auf dem Meer. Er haßte sich selbst, den schamvollen Zustand, in den er sich gebracht hatte. Und er hatte einen entsetzlichen Traum gehabt, der quälte ihn jetzt noch: er hatte noch einmal Abschied genommen von Helen und den Kindern,

aber sie wohnten in Neuyork in einer Slumstraße. Viele Nachbarn und eine ganze Schar von Reportern waren gekommen, um den Abschied zu sehen. Sie drängten sich zwischen ihn und seine Kinder, und seine Kinder sahen hohlwangig aus und blaß, sie waren ganz kalt und kannten ihn nicht mehr.

Konnten sie nicht endlich segeln, daß er befreit würde von der irrsinnigen Versuchung, sich in ein Boot zu werfen und an Land zu rudern? – Er sah über die Reling; das kleine Motorboot war hochgeheißt. – Konnte man nicht hinüber*schwimmen* nach der Festungsinsel...?

Am Spätnachmittag, als Jorg dumpf und stumpf in seiner düsteren Kammer saß – er wollte keinen Menschen sehen – hörte er das Trappeln vieler Füße über sich. Er lief an Deck.

Ein günstiger Wind war aufgesprungen: Süd-Süd-Ost; die „Notre Dame" ging unter Segel! Die Sonne sank, Wolkenbänke wuchsen aus dem Meer, schon hieben die Leuchtfeuer mit ihren Lichtschwertern um sich, und der Himmel erglühte.

Es war ein unglaublich schöner Anblick, wie die „Notre Dame" zum Leben erwachte, wie ihre kahlen Masten sich mit Segeln füllten. Zuerst kamen die Stagsegel hoch; wie Schlangen krochen sie an den Drahtseilen empor und entfalteten sich raschelnd wie riesenhafte Schmetterlinge. Auf dem Vordeck puffte einer der vorweltlichen Motore und trieb die Ankerwinde an. Man hörte das Knacken der Kettenglieder, wie sie durch die Ankerklüse kanteten und das Poltern schwer fallender Gewichte tief im Schiffsbauch; das Deck erzitterte. Immer schärfer hob sich der Schattenriß der „Notre Dame" gegen den flammenden Himmel ab und drüben der Schattenriß der „L'Aventure"; man sah, daß sie auch dort sich segelfertig machten, und eifersüchtig warf die Mannschaft Blicke hinüber, mitten im Rausch der Arbeit: Wer wohl zuerst die meisten Segel oben hatte. Kapitän Andersson fegte mit seinen Raubtierschritten über einen schmalen Streifen Deck. Er griff nicht

ein in die hallenden Kommandos der Steuerleute. Mitten im Schritt hielt er oft inne, warf einen scharfen Blick in die Takelage und wanderte weiter. Er sah aus wie ein Mensch im Trance; er sah Jorg überhaupt nicht, und Jorg hütete sich, ihn anzureden.

Die Mannschaft tobte vor Arbeitswut, überschäumend von Jugend und Reiselust. Endlich ging es doch los! Sie rannten, die Jungens, sie setzten in hohen Sprüngen über Poller und loses Tauwerk, sie fielen die Flaschenzüge an wie ein Pack Wölfe, rissen an den Tauen, als wollten sie Fleischfetzen reißen aus einer Beute. Jede Gruppe hatte ihren Vormann, der singend den Takt angab mit ganz unmenschlichen Lauten, bald dumpf, bald schrill in Dissonanzen, erregend, wild, unheimlich, Hyänengeheul.

Die Wanten bebten unter den eilig emporkletternden Füßen. Eine schwarze, zappelnde Menschensäule stieg in den Abendhimmel; Rahsegel fielen, schütteten ihre riesigen Flächen aus. An Deck tanzten die jungen Steuerleute vor Ungeduld, sie brüllten hinauf zu den kleinen Menschen hoch im Himmel, die hin und her schwankten auf den dünnen Drahtseilen, die ihre Füße hielten. Oh, am liebsten wären sie mit aufgeentert, nichts konnten die da oben ihnen recht machen!

Die oberen Rahen wurden höher hinaufgezogen an den Masten. Alle halfen, selbst der Koch mit seiner hohen weißen Mütze, die aussah wie eine altmodische Badekappe. Jorg griff mit in die Kurbeln, und sein Blut wurde heiß wie das der andern, sein Atem keuchte, Schweiß brach ihm aus, und er roch den gesunden, frischen Schweiß der andern. Funken tanzten ihm vor den Augen von der Anstrengung.

Drüben auf der „L'Aventure" hatten sie eine Dampfmaschine zum Ankerlichten. Eine weiße Wolke kam zischend aus der Flanke des Schiffs und eine dicke, schwarze Rauchsäule stieg wirbelnd zwischen den Masten hoch. So mögen die alten Dampffregatten ausgesehen haben, dachte Jorg. Ein Bild von Turner, in London gesehen, fiel ihm

ein: eine turmhohe Fregatte mit halb gefalteten Segeln von einem Raddampfer eingeschleppt gegen einen grün- und rosafarbenen Sonnenuntergang – den gleichen Sonnenuntergang wie hier.

Der Anker der „Notre Dame" hing jetzt „Auf und nieder", vom Grund gelöst, mitschleppend im Wasser. Der Glühkopf des Motors glomm kirschrot. Es war Nacht geworden. Die Lichter von Kopenhagen flammten und verschoben sich langsam: die „Notre Dame" fiel ab. Langsam, unendlich langsam glitt sie der Ausfahrt zu. Vorn klommen zwei Männer die Treppen zur Back hinauf, der eine mit einer roten, der andre mit einer grünen Laterne. Man sah nur die Laternen, es war, als schwebten sie durch Zauberei. Das schönste Rot, das schönste Grün der Welt, dachte Jorg. Er wandte sich um und sah, daß auch die Kompaßlaterne brannte, und in dem schwachen, gelben Licht erschien geisterhaft der Mann, der stille, wachsame Mann am Ruder, das Auge wechselnd auf Kompaß und Segel gerichtet, die Hände fest um die Spaken gelegt. Elektrische Taschenlampen richteten Lichtkegel auf die Takelage, und man sah menschliche Schatten riesengroß auf riesengroßen Segeln tanzen. Blöcke der Flaschenzüge sanken ruckweise aus dem helleren Himmel, nieder zu dem dumpfen „Ho–ho–ho" der Matrosen an Deck, zu ihren schwingenden Körpern, ihrem wilden Gesang.

Kapitän Andersson lief immer noch auf und ab mit einem tiefgesammelten Blick; alles sah er, nur das Nahe nicht.

Kurs war Nord zu Ost, halb Ost.

Es war, als ob die Lichterkette von Kopenhagen sich enger zusammenschöbe – so, als würden Perlen auf eine Schnur gereiht. Zu beiden Seiten des Schiffes wanderten jetzt Lichterketten vorbei, unendlich langsam, so daß ein Licht Minuten brauchte, um zwei Wanten zu schneiden. Mehr Druck kam auf die Segel, der Wind frischte ein wenig auf. Jorg hörte die Taue knirschend und knackend sich spannen. Er griff hinein; wie straffe Saiten fühlten

sie sich an. Leise, ganz leise begann es zu rauschen um die Flanken der „Notre Dame".

Und wie er sich über die Reling beugte, hineinlauschend in diesen neuen, erregenden Ton, da hörte er in der Ferne das Tuckern eines Motorboots. Das Boot kam schnell auf; es schwankte um das Heck der „L'Aventure", die etwas achteraus lag, und hielt zu auf die „Notre Dame". Seine Lichter wuchsen und schon konnte man die Schatten von winkenden Menschen erkennen. Grüße wurden gerufen; es war wohl der Schiffshändler mit seinen Freunden, die da Lebewohl sagen wollten. – Oder brachte das Boot mehr als Grüße?

Jorg sah, daß einer der Steuerleute die schon aufgerollte Lotsenleiter wieder über die Verschanzung warf. Er kletterte hinab. Er hing über dem Wasserspiegel, mit einer Hand sich festhaltend, den Körper weit abgespreizt, die andre Hand weit ausgestreckt und das Boot schoß heran. Der Steuermann hatte plötzlich etwas in der Hand. Das Boot schoß davon mit den winkenden, rufenden Menschen, und der Steuermann kletterte an Deck, das Etwas zwischen den Zähnen haltend. – Ein Luftpostbrief. Ein Luftpostbrief für Jorg.

Es überlief ihn siedendheiß, der Brief brannte ihm in der Hand, als er damit in die Kajüte lief ...

„Heute habe ich Deinen Brief bekommen, den Brief, den ich so sehnlichst erwartet hatte. Ich hatte drei Tage Zeit, ihn zu ahnen. Denn seit drei Tagen weiß ich, daß Du nicht zu uns zurückkommen wirst. Ich hatte keine Anhaltspunkte, ich wußte es einfach ...

Ich wünsche mit meiner ganzen Kraft, daß diese Reise Dir das bringt, was Du erhoffst und daß Du gesund wirst ...

Du bist fort, es ist geschehen, nichts ist daran zu ändern. Jetzt brauche ich meine ganze Kraft für unsre Kinder – und für Dich, denn ich bete, Du möchtest wiederkommen.

An die Kinder mußt Du denken und ihretwegen mußt Du gesund wiederkommen und froh. Sie brauchen beide

den Vater. Sie wollen nur noch von Dir und von dem großen Schiff hören. Elke meint, Du müßtest unbedingt am letzten Tag fischen und uns Fische mitbringen, wenn Du wiederkommst...

Sei so vergnügt wie Dein kleiner Sohn, der hier auf der Wiese kollert. Sei so zufrieden wie Elke, wenn sie hilft die Ziegen hüten, die bis ans Haus kommen.

Und schick mir in Gedanken etwas von der Wärme, ohne die ich nicht leben kann..."

Mit starren Augen sank Jorg gegen die Stuhllehne. Draußen das Rauschen war lauter geworden. Das Holz der Kajütenwände knackte, der Boden der Kajüte stand etwas schräg. – Er war in Fahrt. Unabänderlich in Fahrt. Wohin? – Ans andere Ende der Welt. Größer war die Erde nicht als die Entfernung, die sich jetzt zwischen ihn und die Seinen legte.

Er faltete das dünne, knisternde Papier des Luftpostbriefes und schob es in die Jackentasche. Er holte es wieder heraus und schob es in die Brusttasche, ganz unten hin. Es brannte da wie Feuer. Dann stürmte er an Deck und ihm war, als sei sein Herz mitten durchgerissen. – Fern, sehr fern achteraus versanken die Lichter von Kopenhagen. – Im Laufgang tanzten Steward, Koch und Kajütsjunge stampfend zur Grammophonmusik, glühend vor Ausgelassenheit.

Als Jorg am nächsten Morgen erwachte, entdeckte er, daß das Schiff sehr schräg lag. Dicht neben seinem Kopf war ein starkes Zischen; es schwoll auf und schwoll ab, Schaummassen sausten an dem Bullauge vorbei. Von Zeit zu Zeit wurde die Kammer jäh verdunkelt, Jorg starrte in eine dunkelgrüne See, die das Schiff ansprang wie ein Raubtier. Die Bordwand dröhnte dumpf, und vom Rand des Bullauges schossen dünne Wasserstrahlen in die Kammer. Wieso war er nicht längst davon aufgewacht? Über die Koje blickend, sah er eine große Pfütze, in der seine

Schuhe schwammen wie kleine Boote. Er wollte aufstehen, fiel aber beim ersten Versuch zurück; es ging gegen die Gesetze der Schwerkraft, es war ein Kunststück, die Beine über den Kojenrand zu schwingen. Auf dem Boden landete er wie auf einem Steilhang. Kletternd und die Arme zu Klimmzügen gebrauchend, erreichte er den Waschtisch, wo das Wasser in einen Winkel des Beckens gerutscht war, nahe am oberen Rand.

Die Schranktür kam ihm wuchtig entgegen, als er sie öffnete, sie schlug ihm an die Stirn. Mit voller Kraft mußte er sich gegen die Kammertür stemmen, um sie aufzudrücken.

In der Kajüte stand der Kapitän über den Tisch gebeugt, der mit Schlingerleisten eingefaßt war. Mehrere Flaschen und Schüsseln standen, Verbandzeug war ausgebreitet und in einem der festgeschraubten Stühle saß ein Junge von der Mannschaft mit einer kranken Hand.

Es war eine Zellgewebeentzündung. Die Hand war zur dreifachen Dicke angeschwollen, blaurot, mit unförmigen Fingern und gelblichen Schwellungen von Eiter. Jorg war entsetzt; hier hätte längst etwas geschehen müssen. Kapitän Andersson hielt das Gelenk der Hand mit seiner Linken umspannt wie in einem Schraubstock. Sein nackter Unterarm lag wie ein Eisenbarren auf dem Tisch. Es war mit einem Blick zu sehen, daß es kein Zucken und kein Ankämpfen geben konnte gegen diesen Arm. Der Junge war sehr blaß. Jetzt senkte sich die rechte Hand des Kapitäns, langsam, bedachtsam, so wie ein Schütze das Gewehr anlegt für einen sicheren Schuß. Zwischen Daumen und Zeigefinger blinkte eine Rasierklinge. Jorg sah, wie sie tief eindrang in die kranke Hand und wie der blasse Junge noch bleicher wurde und langsam den Kopf abwandte, um nichts mehr zu sehen. Jorg trat hinter den Jungen, umfaßte seine Schultern und preßte sie fest an seine Brust. Er wußte, daß das einem Menschen hilft bei einer schmerzhaften Operation. Blut und Eiter quollen, langsam zuerst, dann in immer stärkerem Fluß über die Wundränder in

die Schüssel darunter. Der Kapitän setzte an zu einem zweiten Schnitt, ganz konzentriert, unerbittlich, sicher. Jorg hörte die Zähne des Jungen knirschend aneinander reiben, sah seine Kiefer zittern, aber kein Laut kam über die Lippen, als zum zweitenmal die Klinge eindrang und entlang zog durch die knirschende, gespannte Haut. Jorg fühlte den Körper des Jungen schlaff werden in seinen Armen, als der Kapitän die Wundränder auseinander zog und preßte, aber keine Klage kam, kein Laut, kein Zucken. Das machtvolle, strenge Löwenhaupt, die machtvollen, schweren Hände, ihr maschinenhaftes Arbeiten schienen jede Äußerung des Schmerzes abzuschneiden. Schmerz schien unvermeidlich, notwendig, gerecht. Auch die Maus zappelt nicht mehr, wenn sie in den Kiefern der Katze steckt, dachte Jorg.

Es war scheußlich und doch befreiend zu sehen, wie der Eiter dick emporquoll und floß und floß. Jorg schnitt Tampons, tauchte sie in Jod und reichte sie dem Kapitän, der sie mit der Pinzette tief in die Wunden schob. Jorg glitt wie auf einer Rutschbahn in seine Kammer, fand die Whiskyflasche, kletterte zurück und flößte dem Jungen einen ordentlichen Schluck ein.

„Danke schön", sagte der und ging.

„Braver Kerl", meinte Jorg, als die Tür ins Schloß gefallen war.

„Ja; – ich tue es nicht gern, das Schneiden und die ganze Arzterei. Sie scheinen etwas davon zu verstehen, Herr Borcke. Wollen Sie in Zukunft meine Kranken übernehmen?"

„Ich schneide auch nicht gern, Kapitän. Wäre es nicht einfacher gewesen, den Jungen in Kopenhagen zum Arzt zu schicken, als noch Zeit war?"

Kapitän Andersson streifte ihn mit einem nachdenklichen Blick:

„Ja. – Aber wir haben kein Geld. Verstehen Sie, Herr Borcke: Wir haben kein Geld. So arm sind wir, wir von den letzten Segelschiffen."

Irgendwie ist es gut, fremden Schmerz zu sehen; er führt den eigenen Schmerz auf ein nüchternes Maß zurück, dachte Jorg.

Der Steward räumte den Tisch ab und deckte zum Frühstück. Jorg fand es im Augenblick unmöglich zu essen. Die Szene soeben und der Geruch nach Kreosol im Raum war noch zu frisch. Aber er nahm den Vorschlag Anderssons an, den Medizinschrank zu verwalten. Er kenne sich nicht aus unter all dem Kram, hatte der Kapitän gesagt.

Gleich nach dem Frühstück machte Jorg sich an die Arbeit. Soviel Chaos auf so kleinem Raum hatte er noch nie gesehen. Der Schrank war augenscheinlich jahrelang nicht mehr geordnet worden, kein Wunder, daß der Kapitän keine Übersicht besaß. Von jeder gebräuchlichen Medizin gab es mindestens ein halbes Dutzend Flaschen und Büchsen, volle, halbvolle, fast leere, eingetrocknete, verdorbene. Da waren Flaschen aus australischen Apotheken, aus dänischen, irischen, finnischen, deutschen. Da waren neun Flaschen Rizinusöl, elf Dosen Vaseline – teilweise durchgerostet – sieben mit Opodeldok, fünf mit Jod. Verbandzeug war reichlich da, aber viel davon war zwischen die Flaschen gestopft worden, damit sie nicht zerbrächen, es war naß und von verschiedenen Arzeneien durchtränkt. Wüst sah es in den Fächern aus, Pflaster von Mäusen zerfressen, ein chirurgisches Besteck von Rost bedeckt, brüchige Gummischläuche, Krankengerät von Grünspan überzogen, Dutzende von Pillenschachteln mit den Namen längst abgemusterter Matrosen und große Tüten voll Leinsamen, die sich in den Wirrwarr hinein ergossen hatten.

Mit einer wahren Wut räumte Jorg auf, säuberte die Schübe, und der Steward mußte große Massen verdorbener Medizinen über Bord werfen. – Nein, Kapitän Andersson liebte es nicht, den Doktor zu spielen, soviel war klar.

Aufatmend kam er gegen Mittag endlich an Deck.

Stürmischer Westwind blies, genau gegenan, und die „Notre Dame“ kreuzte in dem engen Fahrwasser des Kattegatts.

Das Schiff lag so dicht wie möglich am Wind vor seinen Marssegeln unter einem grauen, niedrigen Himmel. Ab und zu fiel ein Schimmer der versteckten Sonne auf die See, dann leuchtete das Wasser wie grünes Gold, von Schaumkämmen und Spritzern netzartig und strahlenförmig durchzogen. Blaue Wirbelfäden zogen sich auf Luvseite an den Flanken und im Kielwasser entlang.

Vier gewaltige Windharfen waren die Masten, es sauste, es pfiff, es sang in ihnen. Von unten gesehen, glichen die Segel Raubvogelschwingen, scharfgeschnitten, schmal. Wenn man aber nach vorn oder nach achtern blickte, so sah man die Segel wie weite Torbögen. Geblähte Segel sind das Schönste, was man an Wölbung sehen kann, ganz seltsam ist in ihren Formen das Werk der Natur und das der Menschenhand vereint.

Härter und härter wehte es; immer mehr Segel wurden geborgen. Die Matrosen sahen aus wie mit Äxten ausgehauen in ihrem steifen Ölzeug, das raschelte, wenn sie stampfend über Deck liefen in ihren schweren Seestiefeln.

Heiser klang jetzt das Brüllen, mit dem die Menschentrauben sich in die Taue warfen. Jorg drängte sich mit hinein, fühlte schmerzhaft die harten Taue in seiner zu weichen Hand, fühlte, daß er den Rhythmus des Vorwerfens und Zurückwerfens der Körper am besten mit geschlossenen Augen erfaßte. Seewasser troff von den Tauen in seine offnen Ärmel und sprühte ihm ins Gesicht.

Aber er spürte kein Verlangen mit nach oben zu gehen, wenn die Segel festgemacht wurden an den Rahen. Auf der Windseite enterte dann die Mannschaft auf; wenn die Wanten zitterten unter dem Anprall der vielen Füße, entstand ein flimmerndes Bild, wie aus der Frühzeit des Films. Auf Drahtseilen, unter den Rahen ausgespannt, traten die Männer seitwärts, gar nicht mehr wie Menschen anzusehen, von unten. Die Brust auf die Rahe gepreßt, griffen sie in das Segel, rafften es, Ruck um Ruck, und jedesmal schwankten die Drahtseile mit all den gespreizten Beinen; man dachte an Vögel, die auf schwankenden

Ästen sich halten. Man sah die Fußsohlen breit von unten, darüber die Knöchel ganz schmal und die Hosenbeine vom Wind schmalspurig geweht. An den Enden der Rahe hingen die Männer weit über die kochende See hinaus, sausende Wassermassen unter sich, taumelnde Wolkenmassen über sich.

Es mußte gewendet werden, oder vielmehr: „gehalst", weil „Notre Dame" nicht durch den Wind zu bringen war, in Ballast hoch aus dem Wasser ragend, mit ihrem enormen Windwiderstand. Beide Wachen wurden zusammengepfiffen für das Manöver, das lange dauerte mit Holen an scheinbar unendlich vielen Flaschenzügen. Jorg begriff nicht recht, was vor sich ging. Er begriff nur die rasende Arbeit, die Mühseligkeit dieser Fahrt.

Sie gewannen keinen Meter Raum nach Westen; im Gegenteil, sie wurden langsam zurückgetrieben gegen die Enge von Helsingör, sagte Kapitän Andersson.

Jorg war todmüde, als er abends in seine Koje kroch, linke Schulter und Arm gelähmt vor Rheumatismus. Das Leben eines Passagiers ist doch eine beschämende Sache, fand er. Der Passagier kann schlafen gehen, wann er will, kann unter die trocknen, warmen Wolldecken kriechen.

Das Sausen, das wilde, unheimliche, herrliche da draußen. Stimme der Urzeit. Stimme, die Städter und auch wir auf dem Land nicht mehr erleben. Wo diese Stimme noch vernommen wird, da graut den Menschen. Man kriecht in seine Kammer, in sein Bett, man zieht den Vorhang vor: So wiegt man sich in Sicherheit. In einer falschen Sicherheit.

Ob es wohl viele Menschen gibt, die freiwillig und ohne Not das tun, was ich getan habe?

Ich glaube, das ist der Grund, weshalb ich mich den Segelschiffen nahefühle: Sie sind genau so „unfahrplanmäßig" wie ich. Genau so beherrscht vom Willen der Natur.

Und wie das Leben dieser Schiffe gefährdeter ist und größere Anstrengung fordert als das Leben von Damp-

fern, so verlangt auch mein Leben mehr Gefahr, mehr Einsatz als ein Dasein, das wie auf Schienen läuft.

Und genau wie diese Schiffe so wenig gewinnen bei so viel hartem Kampf, so wenig meßbarer Nutzen schaut bei meiner Existenz heraus.

Jetzt werden zu Hause meine Kinder zu Bett gebracht, und Helen singt sie in den Schlaf mit einem Lied vom Vater und von dem großen Schiff. Ich will ihnen schreiben. – Aber es gibt keinen Briefkasten. – Ich muß etwas erfinden, wie ich ihnen schreiben kann.

Und er erfand.

Er schrieb eine Geschichte, die ihm gerade einfiel, so wie ihm zumute war:

Der Mann, der alles festnagelte

Es war einmal ein Mann, der war ein bißchen wunderlich; so sagten die Leute.

Er konnte nämlich nicht auf dem festen Land leben und auf dem Meer auch nicht. Jedesmal wenn er an Land lebte in seinem Haus, bei seiner Frau, konnte er es nach einiger Zeit nicht mehr aushalten. Er wußte selber nicht, wie das kam, denn er hatte seine Frau sehr lieb und auch sein Haus, das er sich selbst gebaut hatte; aber es zog ihn unwiderstehlich auf das Meer und auf ein Schiff. Eines Tages war er dann verschwunden, ohne seiner Frau etwas zu sagen. Dann war sie traurig und weinte, denn sie wußte: nun ist mein Mann wieder auf See.

Wenn er aber auf dem Meer war, bekam der Mann bald große Sehnsucht nach seinem Zuhause, und er sagte bei sich: Warum fahre ich um die ganze Welt, wenn es doch nirgendwo schöner und besser sein kann als bei meiner lieben Frau und in meinem Haus? Dann wendete er sein Schiff sobald wie möglich und freute sich, wenn es schnell über die Wogen lief, nach Hause, nach Hause.

Aber es war doch jedesmal ein halbes Jahr vergangen, bis er wieder daheim war, und seine Frau war die ganze Zeit allein gewesen und hatte geweint.

„Nun gehe ich nie wieder von euch fort", sagte der Mann dann zu seiner Frau und zu seinem Haus. Die Frau lächelte, Tränen der Freude schimmerten in ihren Augen; sie glaubte ihm. Aber das Haus runzelte seine Strohdachbrauen und sagte: „Ich kenne ihn besser, er geht doch wieder fort; er hat das Meer in den Augen."

Als es nun Herbst wurde und die Schwalben sich sammelten, um nach Süden zu fliegen, und die Störche hoch am Himmel kreisten, ehe sie von dannen brausen in die Ferne, da wurde der Mann doch wieder unruhig. Er trat oft vor sein Haus und starrte nach Süden und lauschte dem Schrei der Wildgänse und wilden Schwäne, die über ihm durch die Nacht nach Süden flogen. Er fühlte, wie die Sehnsucht nach dem Meer Macht über ihn gewann, so sehr er sich auch dagegen sträubte.

Da erwachte eines Nachts die Frau und sah den Mann draußen vor dem Haus stehen, ganz weiß im Mondlicht. Sie lief hinaus in ihrem langen weißen Hemd, frierend, mit nackten Füßen, in der kalten Nacht und klammerte sich an ihn und sagte ganz ernst: „Höre, Lieber, du sollst nicht wieder davongehen. Ich habe treu auf dich gewartet, Jahre und Jahre hindurch, aber wenn du jetzt wieder aufs Meer gehst, dann halte ich es nicht mehr aus, dann nehme ich mir einen anderen Mann."

„Nein, nein", rief der Mann, „das soll niemals sein! Ich habe uns dies Haus gebaut, ich habe dich zur Frau genommen: es soll alles so bleiben wie es ist."

Aber die Sehnsucht nach dem Meer und nach der Ferne war doch stärker als der Wille des Mannes, und als er fühlte, daß es ihn fortzog, unwiderstehlich, wie mit zehn starken Pferden, da wurde sein Herz zornig und wild, weil es so hin und her gerissen wurde, und er sagte: „So: wenn ich auch fort muß, es soll zu Hause alles so bleiben wie es ist, damit ich es genau so wiederfinde!"

Darauf holte er sich viele Nägel und den Hammer, viele Schrauben und den Schraubenzieher und fing an zu arbeiten.

„Was machst du denn da?“ fragte die Frau.

„Ich mache alles fest“, sagte er grimmig, „damit alles so bleibt wie es ist.“

Zuerst schraubte er in seinem Zimmer alle Möbel am Fußboden fest, so wie er wollte, daß sie stehen sollten.

„Aber nun kann man ja keinen Stuhl verrücken und nirgends Staub wischen“, sagte die Frau.

„Macht nichts“, antwortete er und schraubte weiter. Er schraubte die Betten fest, er nagelte alle Teppiche an den Boden, und dann ging er die Küche, um auch dort alles anzunageln.

„Um Himmels willen“, rief die Frau, „dann können wir ja nicht mehr kochen!“

„Macht nichts!“ Und er schlug durch alle Töpfe Nägel und nagelte sie auf ihren Brettern fest, und alle Pfannen und Tiegel nagelte er an die Wände, wo sie hingen. „Alles soll so bleiben wie es ist“, sagte er. Am liebsten hätte er seine Frau auch angeschraubt und angenagelt, wenn das nur gegangen wäre.

So, nun habe ich mein Haus versorgt so gut ich konnte, dachte der Mann bei sich, und in der nächsten Nacht, als wieder die Zugvögel schreiend über sein Haus flogen, folgte er ihnen nach Süden über das Meer. Das Haus aber, das er gebaut hatte, schaute ihm traurig nach: „Armer Mann“, sagte es, und es klang wie das Heulen des Herbstwindes, der in seinem Strohdach wühlte. „Armer Mann; du kannst wohl alle Sachen festnageln, aber deine eigne Sehnsucht hast du nicht festnageln können, und das Herz deiner Frau, das Herz, das so fest an dir gehangen hat, das kannst du auch nicht mit deinen Schrauben halten, du armer Mann.“

Es war diesmal eine lange Reise, und obwohl der Mann bald wieder die Sehnsucht nach der Heimat fühlte, dauerte es doch ein ganzes Jahr, ehe sein Schiff wieder in seinen Hafen einlief.

Der Mann stand vorn am Bug und streckte die Arme nach dem Land aus, das ganz in Schnee begraben lag:

„Ach!“ rief er. „Wie freue ich mich auf zu Hause! Nirgends auf der ganzen Welt ist es schöner und besser als in meinem Haus bei meiner lieben Frau. Nun gehe ich bestimmt nie wieder fort.“

Aber es war sonderbar: Als er an Land stieg, stand seine Frau nicht wie sonst an der Landungsbrücke, um ihn zu umarmen. Ganz allein stapfte er den einsamen Weg zu seinem Haus durch den tiefen Schnee. Von weitem schon sah er das Licht brennen. Sie ist zu Hause, meine liebe Frau, dachte er, sicher hat sie schön eingeheizt, und in der Ofenröhre brutzeln Bratäpfel und warten auf mich.

Als er aber schon vor den Fenstern stand und gerade „Hallo!“ rufen wollte, da war ihm, als hörte er eine Stimme durch die dicke Schneeluft rufen: „Kehre um, kehre um, schau nicht hinein, schau nicht hinein!“

„Was für ein Unsinn“, sagte der Mann bei sich. „Warum sollte ich nicht durch das Fenster meines Hauses schauen?“ Und er trat heran.

Drinnen war alles genau so wie er es verlassen hatte. Alle Möbel standen so wie er es gewollt hatte, der große, grüne Kachelofen brannte, es sah warm und gemütlich aus. Auch die Frau war da; nur sah sie ganz verändert aus, wie jemand, der viel geweint hat, der aber nun wieder gefaßt und beinahe heiter ist. Aber die Frau war nicht allein, sondern auf der Ofenbank bei ihr saß ein fremder Mann mit einem zufriedenen Gesicht, ganz als ob er hier zu Hause wäre. – Der Mann draußen im Schnee fuhr sich mit der Hand über die Augen, als ob er das Bild wegwischen wollte, was er da sah, aber es blieb stehen. Es war kein Traum, sondern es war Wirklichkeit. Er sah, daß er das Herz seiner Frau verloren hatte und damit sein Zuhause. Er fühlte, daß er ihr nicht einmal einen Vorwurf daraus machen konnte, denn sie hatte es ihm ja vorher gesagt und ihn herzlich gebeten dazubleiben.

Eine ganze Zeit stand er so, draußen, im Dunkeln und im tiefen Schnee und sah, daß die Frau gut war zu dem fremden Mann, und der fremde Mann war gut zu ihr. Da

nickte er ein paarmal vor sich hin, wandte sich um und ging in seinen eigenen Spuren den Weg der Einsamkeit zurück.

„Armer Mann", seufzte das Haus im Winterwind, der um sein Strohdach pfiff, „armer Mann, du bist zu lange fortgewesen. Sie hat geglaubt, daß du ertrunken bist. Du hast das Meer in den Augen, armer Mann."

Nein, es war doch ganz gut, daß es hier keinen Briefkasten gab. Diese Geschichte triefte ja von Sentimentalität. Es war nicht einmal eine wahre Geschichte. Er hatte eine gute Frau daheimgelassen, eine wunderbare Frau. Was für ein unglaublicher Reichtum war eine solche Frau im Leben eines Mannes. Und sie war ja auch nicht allein, sie hatte doch die Kinder. – Er spürte plötzlich, daß es ihm nicht gleichgültig war, ob er mit der „Notre Dame" ertrinken würde oder nicht. Merkwürdig: Ich weiß mit dem Verstand, daß ich nicht zu Hause sein kann. Aber dies Wissen hat keine Macht über mein Gemüt. Es geht mir wie Menschen nach einer Amputation; sie fühlen das abgeschnittene Glied noch, als ob es vorhanden wäre. Es ist wie ein Traum; ich meine immer noch, ich brauchte mir nur über die Augen zu fahren, und alles Zuhause wäre wieder da.

Aber wenn ich nun wirklich heimkäme – es wäre zu früh. Alles Kleine und Häßliche würde wieder da sein. Ich würde nicht gewandelt sein. Die Peitsche hat noch nicht die Haut durchschlagen. Sie muß mich t r e f f e n, die Peitsche des Leids. Und das wird sie tun. Eher werde ich auch nicht untergehen, als bis ich das erlebt habe.

Fünf Tage kämpfte die „Notre Dame" mit Gegenwinden, Nebel, Flauten in dem engen Fahrwasser des Kattegatts. Mehr als einmal hatte sie die Höhe von Skagen schon erreicht, aber sie geriet dabei so dicht unter die schwedische Küste, daß man schleunigst halsen mußte. Beinahe mit Gegenkurs wurde sie dann bis Anholt zurückgeschlagen.

Kapitän Andersson verzehrte sich im Grimm. Er packte bei den Manövern wie ein Berserker zu, sein Arm hatte eine größere Reichweite, seine Faust größere Macht als die irgendeines anderen Mannes an Bord. Arbeit flog ihm von den Händen, Blöcke, Tauwerk, Segeltuch, die Speichen des Steuerrads, sie fügten sich ihm wie seine eigenen Finger; es war mehr, als sähe man einem Kampfspiel zu oder einem Tanz. Sein rötlicher Bart war wie ein Feuerbrand, seine Stimme füllte Raum, als sei die „Notre Dame" das Schiff einer gewaltigen Kirche. In seiner Rastlosigkeit, in seiner geballten Energie, die einen Auslaß suchte, in seiner Art zu greifen und sich zu bewegen, erinnerte er Jorg an einen großen Menschenaffen, den er einmal an den Stäben seines Gitters hatte rütteln sehen, daß die Eisenstangen klirrten und die Zuschauer erschrocken flüchteten.

Nur der Ausdruck seiner Augen war durchaus nicht tierisch. In ihnen war Wut, aber eiskalt, gehärtet, beobachtend. Es lagen große Reserven an Geduld darin, Wildheit, im Kampf mit der Natur gebändigt und darum fähig, die Natur zu bändigen. Die Mahlzeiten nahm er hastig ein, mit völliger Gleichgültigkeit gegen das, was er aß, starrblickend wie im Wachtraum und wortlos. Seine Kammer schien er nie zu betreten; er schlief im Kartenhaus – wenn er überhaupt schlief.

Aber stundenlang sah ihn Jorg am Radio sitzen. Wie eine Spinne saß er vor dem Gewirr von Drähten, rot, schwarz, grün. Zweimal am Tag, vormittags und abends, setzte Andersson die beiden Chronometer vor sich auf den Tisch, klemmte den Kopfhörer über die Ohren und lauschte auf Wettermeldungen und auf Zeitsignal. Es sah so sonderbar aus, das Löwenhaupt, angekettet an die dünne Leitungsschnur, die plumpen, schwarzen Ohrklappen, die großen Hände, die an den lächerlichen kleinen Schrauben des Apparats fingerten. Er erinnerte ein bißchen an die Photographen der Frühzeit, feierliche, bärtige Herren mit ihren unförmigen Lichtfallen auf Dreibeingestellen. Sein Blick war dann ganz nach innen gewandt. Von Zeit zu

Zeit nahm er den Hörer ab und sagte: „Westwind, immer noch Westwind." Er sagte das mit einem leisen Lächeln und mit einem Seufzer. Nur wenn das Zeitsignal kam, griff er hastig nach dem Bleistift und heftete die Augen auf die Schiffsuhren in ihren Mahagonikästen.

„Warum ist Ihnen das Zeitsignal so wichtig, Kapitän?"

„Ich muß den Gang der Chronometer kontrollieren. Unsre Chronometer sind sechs Jahre lang nicht mehr überholt und reguliert worden. Das sollte eigentlich jedes Jahr geschehen."

„Hatten Sie keine Zeit im Hafen?"

Er sah Jorg ernsthaft an: „Wir haben kein Geld."

Es überlief Jorg das ungute, beklemmende Gefühl, wie schon einmal: die Armut dieses Schiffes. Sie schien so groß, daß selbst Dinge, die unbedingt zur Sicherheit gehörten, vernachlässigt werden mußten: „Wieweit können Sie hören?"

Andersson lachte bitter: „Hundert Meilen; unter günstigen Umständen zweihundert. Darum muß ich die Gelegenheit ausnutzen solange wir noch so dicht unter der Küste sind."

Jorg mußte lachen: es war so rührend und so traurig dies unordentliche Nähkästchen von einem Radio: „Wenn eine drahtlose Station zu teuer ist und ein gutes Radio auch zu teuer ist, dann sollte Kapitän Peterson doch die Schneckentelegraphie auf seinen Schiffen einführen: einfach – billig – praktisch."

„Die Schneckentelegraphie?"

„Ja; die Franzosen haben das erfunden. Sie haben herausgefunden, daß die Weinbergschnecken die treuesten von allen Liebespaaren sind. ‚Wo du hingehst, da will ich auch hingehen', heißt es bei der kirchlichen Trauung; die Schnecken haben das wörtlich genommen. – Wenn die Gelehrten ein Schneckenflitterwochenpaar voneinander trennten, mit grausamer Hand, dann krochen beide in der gleichen Richtung, auch wenn sie sich nicht sahen. Man ließ das Männchen in Paris, entführte das Weibchen durch

die Luft nach Marseille und meldete ein Ferngespräch zwischen den beiden Städten an: Es blieb dabei: in Marseille marschierte das Weibchen zielbewußt auf ein Salatblatt los, dann wanderte das Männchen in Paris in gleicher Richtung, auch wenn da gar kein Salatblatt war. Brachte man eins der Tiere mit Gewalt in eine neue Stellung, nahm auch das andre alsbald die gleiche Stellung ein. Mit geheimnisvollen, unsichtbaren Fäden blieben sie miteinander verknüpft.

Bald begannen die Gelehrten, die in Paris und die in Marseille, sich mit Hilfe ihrer Schnecken zu unterhalten. Sie legten eine Alphabettafel auf den Tisch, setzten eine Schnecke auf einen Buchstaben und hielten sie dort fest mit einem über sie gestülpten Gefäß. – Tausend Kilometer entfernt kroch dann ihr Gefährte auf den gleichen Buchstaben. Mit mehreren Schneckenpaaren konnte man ganz schön telegraphieren, wenn auch nicht so schnell wie mit den elektrischen Wellen. – Wie wäre es mit dem Schneckentelegraph, Kapitän?"

Andersson hatte gelauscht wie ein Kind, aufmerksam und völlig ernst: „Das könnte nicht sehr teuer sein. Natürlich müßte man das Futter berechnen."

„Vielleicht Kopfsalat in Konservendosen? – Das müßte doch gehen?"

„Elf Schiffe hat Kapitän Peterson; er müßte also mindestens zweiundzwanzig Schneckenpaare haben. Kontorschnecken und Schiffsschnecken; man müßte die Paare bezeichnen, damit es nicht zu Verwechslungen kommt."

„Ganz einfach: man malt ihnen den Schiffsnamen an ihr Haus."

„Große Dampfer haben außerdem noch einen Notsender oben auf der Brücke."

„Halten wir noch ein Reserveschneckenpaar im Kartenhaus, damit wir sinkend Kapitän Peterson noch unsre letzten Grüße schicken können."

Jetzt lachten sie alle beide; die Idee war wunderbar grotesk.

Am sechsten Tag, bei etwas günstigerem Wind, preßte die „Notre Dame" sich an Skagen vorbei. Ein flaches, sandiges Kap mit Dünen im Hintergrund, mit dem Ausrufezeichen eines Leuchtturms in der Mitte und mit einem Feuerschiff auf der Ostseite. Etwas enttäuschend wie alles, was berühmt oder berüchtigt ist, dachte Jorg.

Er machte sich in diesen Tagen eine Mütze. Es war dringend notwendig, denn Schirmmützen waren lächerlich bei diesem Wind und dieser Kälte. Er probierte das Bein einer alten blauen Hose und fand, daß es sich eben über Kopf und Ohren ziehen ließ. Er schnitt das Bein ab und band es oben zusammen, aber der Windwiderstand war noch zu groß. Er schnitt oben überm Kopf die eine Hälfte Hosenbein heraus, zog dann die andre Hälfte über den Kopf und stopfte sie in den Hosenaufschlag. Mit ein paar Stichen festgenäht, saß die Mütze wie eine Badekappe und hielt warm. Die Arbeit belustigte ihn im Gedanken an Helen: Wie sie lachen würde über diese Mütze!

Südwestlicher Wind sprang auf; „Notre Dame" machte sausende Fahrt mit Kurs auf Schottland. Die Stimmung an Bord wandelte sich, alle waren froh; es war doch etwas ganz anderes, mit geradem Kurs auf ein Ziel zu steuern, statt gegenan zu kreuzen. Das Skagerrak war wie ein Käfig für die „Notre Dame" gewesen. Diese großen Segelschiffe brauchten weite Räume, um sich wie Adler zu entfalten. Endlich kam die Nordsee; die zerklüfteten Küsten von Schweden und Norwegen versanken, die das Schiff wie mit Polypenarmen festgehalten hatten.

Weit achteraus tauchte die „L'Aventure" auf. Nur durch das große Glas erkennbar, sah man ihre Segel, einen kalkweißen, schiefen Turm vom Wind gebeugt. Der Rumpf war unterm Horizont verborgen. Es war, als fegte ein riesiger Geisterbesen übers Meer.

Zwei Stare wurden an Bord geweht, zerzaust, erschöpft, verfroren, aber laut piepend trotz und alledem. Die gelbe Katze schlich sich an. Es war ein schwerer Sprung auf den hohen Kasten mit den Schwimmwesten, wo die Stare saßen;

wie ein Gummiball prallte sie hoch – den einen hatte sie. Sie schleppte ihn in einen Winkel und begann zu reißen. Massen von kleinen Federchen kamen ihr ins Maul, daß sie spuckte und sich angewidert schüttelte. Aber dann kam das Blut, und ihre Augen funkelten, es knackten die feinen Knöchelchen.

Jorg war beschäftigt, mehr und mehr vom Schiff und seinen Menschen in sich aufzunehmen. Jeden Morgen um eine bestimmte Zeit vernahm er Grammophonmusik, er folgte dem Laut und fand, daß er aus der Kammer des ersten Steuermanns kam. Der saß ganz still auf seinem Sofa, das junge Gesicht abgespannt von Nachtwachen, die Augen gerötet von Salzwasser. Die gelbe Katze lag aufgerollt eng an ihn gedrückt, er streichelte sie mit einer seiner großen Tatzen, die vor lauter Jugend noch weich waren wie die Pfoten junger Bernhardiner. Er lud Jorg mit freundlicher Handbewegung zum Sitzen ein. Er hatte elf Platten, sie waren ein ganzer Schatz für ihn. Vorsichtig legte er sie auf, als wären sie kleine Kinder; er pustete den Staub ab und wechselte ganz feierlich jedesmal die Nadel. Solange die Musik währte, schaute er nach oben, ganz ins Weite durch die niedrige Decke hindurch. Jorg, der die Fähigkeit besaß, in Menschen zu lesen, wußte plötzlich, daß Olaf an ein Mädchen dachte, daheim in Mariehamn. Daß sie gemeinsam diese Musik gehört hatten und daß sie neben ihm gesessen war, da, wo jetzt die Katze lag, und daß er sie gestreichelt hatte. Dies war seine traurig-schöne Stunde der Erinnerung. Jorg schwieg, um ihn nicht zu stören. Es sah so wunderlich aus, dies Kindergesicht des Zwanzigjährigen, das jetzt langsam hager wurde von Wachen und Verantwortung, mit dem Drahtverhau von weichen, rotblonden Bartstoppeln um die Wangen. Er wußte, daß sie gute Freunde werden würden und taufte Olaf „Barbarossa" seines rotsprossenden Bartes wegen.

Der zweite Star blieb noch zwei Tage am Leben. Die Katze jagte ihn; sie bestieg Aussichtspunkte, um ihn zu

erspähen. So weit entfernt der Star sich niederließ, sie schlich sich an. Man konnte gut beobachten, wie überlegt sie zu Werke ging. Aufbauten und allerlei Hindernisse versperrten ihr die Bahn; verschiedene Wege waren möglich, und sichtlich wog sie die besten Schliche gegeneinander ab: „Nein, ich gehe doch wohl besser über den Laufgang", entschied sie dann; soviel war deutlich von ihrem Gesicht abzulesen.

Der Star, gewarnt durch den Tod seines Genossen, war auf der Hut. Noch war Leben genug in ihm, daß er immer wieder aufflatterte. Wie schrecklich mußte diese rettende Insel für den Schiffbrüchigen sein, einen grausamen gelben Tiger beherbergte sie. Immer zerzauster, immer matter wurde der kleine Vogel. Er suchte Futter, legte den Kopf schief vor einem Fetzen Tauwerk: „Sollte das etwa ein Wurm sein?" – Mißtrauisch pickte er daran herum und war enttäuscht; Teer schmeckt nicht. Worauf seine immer noch bewerkstelligte Verdauung beruhte, war ein Rätsel. Am andern Tag war er verschwunden.

Nach Norden, nach Norden! Was für ein seltsames Gesetz war das: Um nach Süden zu segeln, mußte man zuerst hoch in den Norden hinauf, fast bis zum Polarkreis. Die entgegengesetzte Richtung mußte man einschlagen, um in die gewollte zu gelangen. Ein seltsames Gesetz; man begegnete ihm nicht nur auf Segelschiffen.

Es war ein herrliches Segeln mit frischem Wind, der schräg von achtern in die Segel preßte, es war wie ein Fliegen im Traum, oder wie Segelfliegen in Wirklichkeit. In eigentümlich schwingender Bewegung wurde der Riesenleib der „Notre Dame" vorwärtsgerissen. Lange verharrte er auf dem Kamm einer Woge, bis endlich die Woge das Schiff überholte. Tief sank es plötzlich ein, schien allen Flug zu verlieren – die Untersegel fingen keinen Wind im Wellental. – Dann hob die nächste Woge das Heck, der Wind füllte wieder alle Segel, und ein neuer Sauseflug begann. Jeder Lappen an Segeln war gesetzt. „Früher, in alten Zeiten, hätte man selbst die Hängematten der

Mannschaft in den Wind gehängt, das untere Ende mit einer Kanonenkugel beschwert", so erzählte Kapitän Andersson. Er konnte jetzt wieder lachen, daß die starken Wolfszähne blitzten. Jorg stand lange an die Schoot des Großsegels gelehnt; er ließ sich von ihr heben; jedesmal wenn der Wind neu ins Segel griff, geschah das mit unwiderstehlicher Gewalt. Und jedesmal im Wellental wurde er wie von einem Fallschirm sanft zurück an Deck gesetzt. Viele Möwen waren beim Schiff. Sie strichen über die Wellen ohne Flügelschlag, es war deutlich zu sehen, wie sie den Aufwind der Wogenkämme ausnutzten, an ihnen entlangsegelnd, immer etwas windwärts. Oder sie schwebten über dem Heck der „Notre Dame" in dem Aufwind, den der Schiffskörper erzeugte. Wenn sie wasserten, streckten sie die Beine mit den Schwimmfüßen gegen den Seegang vor. Sie machten immer erst einige Schritte auf dem Wasser, ehe sie sich einsinken ließen. Im gleichen Augenblick falteten sie dann ihre Schwingen so geschickt, daß kein Tropfen sie berührte. Wie Korken trieben sie, es schien ihnen ganz gleichgültig zu sein, ob entgegen dem Seegang oder quer zu den Wellen. Unsre Seeflugzeuge werden noch von den Möwen lernen müssen, dachte Jorg. Sie werden lernen müssen, ihre Schwingen zu falten; es gibt vorläufig noch kein Flugboot, das so seetüchtig wäre wie ein Boot von gleicher Größe.

Die Nächte waren sternklar, kalt, eine Luft wie Glas. Sternschnuppen fielen; es war jetzt ihre Zeit. „Es soll ihnen allen gutgehen daheim", wünschte er. An Steuerbord stand das Nordlicht. Geisterhaft überstrahlte es den größten Teil des nördlichen Horizonts. Es schickte Strahlenbündel aufwärts zum Zenit, die schnell ihre Form und ihren Standort wechselten, ein ganz unirdisches Licht. Es lockte überweltlich, geheimnisvoll, man konnte sich gut vorstellen, wie Wikinger nordwärts, immer nordwärts gesteuert waren, verzaubert von diesem Schein. Andersson packte Jorg am Arm und wies mit dem Finger: Am Ostrand des Nordlichts schoß eine rosarote Wolke auf, spitz

wie eine Stichflamme, feurig und blaß. Die Erscheinung verharrte mehrere Minuten, nach halbstündiger Pause kam sie wieder. „Das Zentrum eines Sturms ziehe wohl nördlich vorbei“, meinte Andersson.

Völlig gespenstisch mit seinen Raubvogelschwingen segelte schwingend das Schiff. Der Wind sauste und pfiff. Jorg fühlte, wie das Sausen ihm tief in die Seele drang, wie es von ihm forderte, daß er Teil der Urzeit werden sollte, aber die Krankheit, die Schwäche in ihm ließ es nicht zu. Er starrte über die Reling. Die Wasser glitten weiß, zischend, gurgelnd an den Flanken; in hundert Strudeln leuchteten sie. Im Sinken des Schiffs war man aller Schwerkraft bar. Das Weiß des Gischts war bald dicht neben seinem Gesicht, bald lag ein schwarzer Abgrund tief, tief unter ihm. Er spürte Furcht: wie klein war der Bereich der Sicherheit. Nur so groß wie das Schiff. Und eine geringe Sicherheit war es obendrein.

Nach Mitternacht ging er unter Deck. Trübe brannte die Petroleumlampe in der Kajüte. Der Kapitän saß jetzt am Radio in seiner alten, abgeschabten Lederjacke, die Beine in den hohen weißen Seestiefeln weit von sich gestreckt.

„Was Neues?“ fragte Jorg. Da durchfuhr ihn ein Schreck: Der Löwenkopf fiel plötzlich vorwärts wie unter einem Schwertstreich, die Stirn schlug auf die Tischplatte. Dann schreckte er auf, fuhr sich mit der Hand durchs wirre Haar: „Ah, ich träumte von einem Bauernhof auf Åland ...“

Jorg lachte und bat um den Radiohörer. Andersson überreichte das Instrument wie eine Kostbarkeit. England gab Nachrichten, aber sie waren total unbedeutend. – Ein Prinz flog nach Rom. – Was tat er? – Er schritt eine Ehrenkompanie ab und legte einen Kranz am Grab des unbekannten Soldaten nieder. Wie sehr Klischee, wie konventionell war sie geworden, diese Geste der Verbeugung vor den Toten. – Der französische Präsident besuchte eine Stadt in der Provinz. Was fand statt? – Natürlich

eine Grundsteinlegung, eine „Weihe“ begleitet von schönen Reden. Und nachher? – Natürlich ein Bankett mit noch mehr Reden. – In einigen Jahren würde eine neue Epidemie auf der Welt ausbrechen, eine allgemeine Heiserkeit gealterter Politiker. Und es würde der Welt darum nicht schlechter gehen.

Jorg überlegte: Was hatte ihm Europa als letzten Eindruck mitgegeben auf die Reise in die Einsamkeit? – Die letzte Zeitung, die er gekauft hatte, berichtete von einem Triumph der Wissenschaft: Zoologen hatten einigen großen Menschenaffen den Begriff des Geldes beigebracht. Sie hatten farbige Wertmarken unter sie verteilt und sie gelehrt, daß das Gegenwerte für Bananen, Erdnüsse und andre Leckerbissen seien. Die Affen hatten das tatsächlich erfaßt, hatten eifrig die Marken gesammelt und getauscht. – Wahrscheinlich würden die Affen nun auch bald Sparkassen und Banken gründen und Dividenden verteilen.

Was war der letzte Film gewesen? Jorg erinnerte sich nicht an den Gang der Handlung. Filme wurden ja gemacht, um sofort vergessen zu werden. Aber da war, mitten unter verchromten Stahlmöbeln und verchromten Mädchen, eine unvergeßliche Szene gewesen: Eins der verchromten Mädchen stand, irgendwie ausgesetzt, an einer Landstraße und wünschte von einem Auto mitgenommen zu werden. Da entblößte sie weit ihr Bein, scheinbar um irgend etwas am Strumpfband zu richten – das nächste Auto hielt; mit kreischenden Bremsen, mit dem Brunstschrei technisierter Erotik hielt es an.

Das letzte amerikanische Magazin, das er kaufte – auch Amerika war ja nichts anderes als ein verpflanztes Europa – hatte einen Aufsatz über die moderne Liebe enthalten. Der Text war mit graphischen Darstellungen illustriert wie der Jahresbericht einer Aktiengesellschaft. Den ersten Kuß bekam also das durchschnittliche junge Mädchen im Alter von sechzehn Jahren. Im Monat Mai. Abends um zehn Uhr. In einem Automobil.

Ihre Jungfräulichkeit verlor sie im Alter von siebzehn Jahren. Vorzugsweise auch in einem Automobil; an zweiter Stelle rangierte das Wohnzimmer, an dritter das Hotel, an vierter der Wald, an fünfter das möblierte Zimmer – an letzter Stelle der Heuschober.

Sie verlor sie am liebsten zwischen elf und zwölf Uhr nachts, indessen erschien auch zehn Uhr vormittags als eine günstige Zeit. Für intime Beziehungen vor der Ehe waren drei Männer eine sozusagen magische Zahl: Mädchen, die diese Grenze einmal überschritten, schnellten in steiler Kurve zu vielen Männern auf. Als Verführer ragten Männer im Alter von neunzehn und dann wieder zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren hervor.

Im allgemeinen gelangte man in weniger als einem Monat an sein Ziel. Verheiratet blieb man sich in 55% der Fälle treu, zu 45% brach man die Ehe. Und zwar in 22% der Fälle mehr als fünfzehn mal, was man zu 65% bedauerte.

Himmel, was für eine Welt!

Die „Notre Dame" näherte sich Schottland, ein Geisterschiff in einem Geisterreich von Nebeln. Tagelang bannte sie Windstille, das Nebelhorn stöhnte, die Segel runzelten sich und troffen vor Nässe; eine alte, ganz alte Frau, sie weint, die Tränen laufen über ihre Runzeln, dachte Jorg, wenn er aufwärts zu den Segeln sah. Es war unheimlich still auf dem Schiff, reglos stand der Rudermann, der Steuermann „Barbarossa" schritt auf und nieder, lautlos in seinen Gummistiefeln; die Mannschaft arbeitete unten im Raum. Nie hatte Jorg das Wesen eines Landes rein aus dem Klima heraus so deutlich gespürt, wie hier vor Schottland in den Nebelwänden, in den klagenden Schreien unsichtbarer Möwen, in der eigentümlichen Traurigkeit, die emporzusteigen schien aus schwerer Dünung, die herabsank aus schwerem Himmel. Abends flackerte Feuerschein aus der Kambüse über das große Focksegel. Aus den

Kompaßgehäusen schimmerte es wie aus faulen Baumstümpfen hervor.

In dieser Nacht lief „Notre Dame“ bei südwestlichem Wind durch die Meerenge zwischen den Orkneyinseln und Fair-Island hindurch. Es hatte aufgeklart, ein Dreieck von Lichtern war in Sicht, ein rotes und ein weißes Leuchtfeuer, darüber als Scheitelpunkt der Mond. Dicht unter der Nordspitze von Orkney segelte „Notre Dame“. Die See ging hoch, warf schwarze Berge in die Bahnen der kreisenden Feuer. Um Mitternacht war der Mond in die Wolken getaucht, waren die Feuer weit achteraus gewandert: „Notre Dame“ war im Atlantik, die Nordsee lag hinter ihr. Man konnte eine Verschiedenheit des Seegangs spüren, höhere, längere Wogen. Das Meer war schwarz, die Nacht war schwarz, nur die Schaummassen leuchteten grünweiß, wenn sie sich über die Reling hoben.

Gegen Morgen flaute der Südwest ab zu unsteten Puffs aus Süd. Eine schwere Dünung stand von Westen her herein; „Notre Dame“ taumelte trunken.

Andersson saß im Ölzeug und Südwester vor dem Radio, abwesend vor Spannung, lauschend durch das Knattern und Knacken nach den verworrenen, fast unverständlichen Stimmen, die Wetterberichte gaben. Von Zeit zu Zeit stand er auf, klopfte vorsichtig, zart gegen die Barometerscheibe; das Glas fiel tief, es hielt auf 735. Eigentümlich dumpf und drückend war die Luft in der Kajüte, mehrmals prasselte Hagel wütig auf des Skylight.

Jorg ging an Deck in seinen Seestiefeln, die noch hart waren und schmerzhaft seine Knöchel rieben. Sehr drohend sah der Himmel aus mit schwarzen Wolkengebirgen in Tiergestalten, die schnell sich wandelten. Dies Gebiet war reich an Wetter. Armes Land, nur reich an Wetter, und reich war auch das Meer.

Die wechselndsten Wetter, die reichsten Fischgründe gab es im Norden und im Süden der Erdkugel, dagegen waren die Tropen ausgesprochen wetterarm.

Gegen Mittag trat die Sonne auf einen Augenblick sehr

bleich hervor; hunderte, ja tausende von Möwen waren beim Schiff, weiß mit schwarzen Tupfen an den Flügelenden. Gegen den schwarzen Himmel, gegen die bleiche Sonne abgehoben, flatterten sie, ein phantastisches Schattenspiel.

Jorg sah den Möwen zu: wie ihr Schwarm wogte vor der Sonne, die aussah, als zöge sie hinter einer gespannten Leinwand. Ihr Flug war wie der von Eulen. Wie sie schrien! Hart und gellend, die Stimme der gnadenlosen See. Die Luft war voller Jammer, als verkündeten sie großes Unheil.

In dem ruhelosen Flug der Kreatur, in ihrem hungrigen Schrei, in dem geheimnisvollen Licht des hohen Nordens, im Taumeln des Schiffes in den schwerelos sich hebenden Wellenbergen, in der Drohung des Sturms spürte er die Peitsche des Schmerzes, die Reue.

Was war denn eigentlich? Warum hatte er sie verlassen, Helen und die Kinder? – Er fuhr sich über die Stirn: Alles, tausend Gründe, die er so genau gewußt hatte vor der Reise, waren wie weggewischt. Er konnte sich einfach an nichts mehr erinnern. Aber alles andere, alles Gute, alles Schöne stand vor seinen Augen wie eine Flammenschrift: sie brannte ihm ins Herz, als sei es mit glühenden Drähten umschnürt. Was für ein Schatz an Liebe war um ihn gewesen, und er hatte ihn nicht heben können. Er hatte ihn fallen lassen. Nie wieder gutzumachen. Nie würde wieder solche Liebe in seinem Leben sein.

Einmal im Sommer war Helen in die Berge gelaufen. Er sah noch, wie sie über den Gartenweg eilte, einen Leinenkittel hastig umgeworfen. Mit schnellen kleinen Schritten lief sie, das Gesicht gespannt in der Anstrengung, nicht zu weinen. Die Augen blickten starr und glänzend, und sie schluckte die Tränen zurück. Sie lief, es knallte die Gartentür, es war wie eine Flucht.

Einen Augenblick war ihm zumute, als müßte er ihr nachlaufen, den Arm um ihre Schultern legen, mit ihr gehen oder sie zurückholen. Da aber stieg die rote Woge des Zorns wieder in ihm auf. – Warum? Warum hatte

der Zorn ihn übermannt? – Er wußte es nicht mehr. Ach, es war sicherlich eine ganz gleichgültige Sache.

Er blieb und grub seinen Zorn in den Boden des Gartens hinein. Er grub und legte Samen und wußte die ganze Zeit, daß kein Segen dabei war. Wie konnte Boden fruchtbar werden, den man bearbeitete mit Haß und Bitterkeit, wie konnte Samen gedeihen, den man geistesabwesend und mechanisch in die Erde stieß.

Er war allein mit den Kindern beim Mittagessen. Er füllte ihnen die Teller, versuchte ihnen die Mutter zu ersetzen und merkte doch, wie ungeschickt er alles tat, wie wenig es ihm gelang. Sie frugen nach der Mutter; wie falsch klang ihm da der Ton der Antwort, die beruhigen sollte und es nicht war. Hinter den Fenstern standen die finsteren Gestalten der Felsenberge.

Es wurde Abend, Helen war noch nicht zurück. Es war nicht länger möglich, sich gegen die Angst zu wehren. Immer häufiger hob er den Blick von der Erde und starrte zu den Graten der Berge hinauf. Steil brandete die Woge des Waldes an der grauen Felsenwand empor, die Bäume türmten sich übereinander, die Krone des einen schien die Wurzel des nächsten zu sein. Aus hellgrünem Laub wurden schwarzgrüne Nadeln, bis endlich die Stämme immer kürzer wurden, in Gestrüpp sich wandelten und mit dem roten Schimmer der Alpenrosen alles Pflanzenleben im Gestein erlosch. Er wußte, wie das war, wenn man da oben stand, wie steil der Fels, wie tief der Abgrund, wie die Bäche rauschten, wie man den geheimnisvollen Drang empfand, ihnen nachzustürzen. Wie die Raubvögel kreisten, und wie man in der dünnen Luft die phantastische Vorstellung bekam, man könnte fliegen wie sie.

Er ahnte, in welcher äußersten Verzweiflung sich Helen befand. Liebe war sie, nichts als Liebe und konnte nicht mehr leben, wenn sie wußte, daß es ein Ende der Liebe gab, daß dies Ende da war. Oh, sie war tapfer; sie hatte nie im Leben gezögert, Folgerungen zu ziehen aus dem, was sie einmal erkannt hatte.

Sie würde auch jetzt nicht zögern.

War sie in die Berge gelaufen, um es ihm und den Kindern leichter zu machen, um einen Unfall vorzutäuschen?

Rasende Angst befiel ihn, die Angst, gegen die er seit vielen Stunden schon insgeheim gekämpft hatte. Er stieß den Spaten in die Erde, wie man mit Wucht eine Lanze wirft und rannte – rannte in die Berge.

Mit keuchendem Atem durchkletterte er die Wälder. Es war zum Verzweifeln, wie die Wege sich kreuzten und verzweigten, er hatte keine Ahnung wo Helen war, er wußte nur, daß er sie finden mußte.

Unten im Tal läuteten die Abendglocken; als seien die Dörfer versunken, viele Klafter tief unter dem Meer, so stiegen die Töne herauf aus dem Dunst der Ebene. Die rötlichen Stämme der Kiefern leuchteten im Schein der sinkenden Sonne, die Vögel sangen, der Firnschnee auf den Gipfeln schimmerte wie Pfirsichblüten. Friede ringsum und die hohe Stille eines Domes; aber das rasende Fieber der Angst war stärker, das Herz klopfte im Springen über Baumwurzeln, im Klettern über Fels. Steine kollerten unter seinen Sohlen, auf einer Schneise sprang ein Reh laut schreckend ab. Im Laufen spähte er in Abgründe, halb in der entsetzlichen Erwartung, den weißen Flecken eines Leinenkittels hängen zu sehen zwischen Schachtelhalmen, glitzerndem Wasser und Gestein. Von Zeit zu Zeit hielt er im Steigen inne, um zu lauschen. Der schläfrige Ruf des Kuckucks war der einzige Laut und das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Baumkronen. Die Ebene war von einer Nebeldecke umhüllt.

Instinktiv wählte er Wege, die er früher mit Helen gegangen war, in der Idee, daß auch sie die gleichen Wege wählen würde. Er erreichte die Waldgrenze, wo Latschengestrüpp, windverkrümmt, wie in Qualen, sich aus der kargen Bodennarbe reckte. Er verharrte einen Augenblick, vom rasenden Steigen erschöpft. – Und da, als sein Pulsschlag langsamer wurde, als die roten Nebel vor den Augen verschwunden, vernahm er einen leichten Schritt. – Und

da kam sie, abwärts gleitend, den fußbreiten Pfad, die kleine weiße Gestalt: Helen!

Ein Schluchzen stieg in seiner Kehle auf, er rannte ihr ein paar Schritt entgegen, umschloß sie mit den Armen, fühlend, daß er sie nun nie wieder loslassen dürfe. Sie barg ihren Kopf an seiner Brust, ein Schluchzen brach aus ihrer Kehle, Tränen überströmten ihr Gesicht: „Ich konnte es nicht tun, ich mußte an unsere Kinder denken."

Er küßte ihre Stirn, ihre Augen, den zuckenden Mund mit einem überströmenden Gefühl, Jahre und Jahre nicht mehr verspürt: sie war gerettet, Helen, dies kleine, heiße, überströmende Herz, das ihm, nur ihm gehörte – ihm und den Kindern. Solange sie lebten, würden sie untrennbar verbunden sein, durch Helens Liebe, durch die Kinder. Eine heilige Dankbarkeit war in ihm für die Gnade des Himmels, die ihn bewahrt hatte vor dem Entsetzlichen, das er erahnte.

Den Arm um ihre Schultern, führte er sie heim den langen Weg, und es war, als seien sie wieder ein Brautpaar geworden, begabt mit einer reineren, mit einer heiligeren Liebe als jemals zuvor. Verweht, vergessen war, was sie getrennt hatte. Im letzten Licht der Dämmerung pflückten sie Blumen, umwanden die Stiele mit Moos und schmückten mit dem Strauß das Bild der kleinen Mutter Gottes am Wegrand. Ein mildes Lächeln hatte sie, in einem verwitterten Schrein am Wegrand stand sie; ein kleiner Brunnen floß zu ihren Füßen in einen steinernen Trog. Sie tranken von dem Wasser und fühlten, daß es ein geweihtes Wasser war.

Er bewegte die Lippen, als spürte er den Geschmack dieses felsentsprungenen Wassers unter der hellblauen Gestalt der Madonna wiederum auf der Zunge.

Sie war vergessen worden. – Wie war es möglich, daß sie unterging in Häßlichkeit, diese geheiligte Stunde.

„Helen!" – Er rief den Namen, das harte Kreischen der Möwen war Echo. Es war, als ob die Unerbittlichkeit des Schicksals riefe: „Es gibt kein Zurück!"

Den ganzen Tag lag eine Bedrückung auf der „Notre Dame", daß die Menschen zuweilen nach Atem rangen. Sie wünschten den Sturm herbei, das Warten war kaum mehr zu ertragen. An den drei vollgetakelten Masten waren die Obersegel, die „Royals", „Oberbrahm" und „Unterbrahm", geborgen. Am Besanmast stand nur noch das untere Segel, auch die meisten Stagsegel waren fortgenommen. Die riesigen Segel „Fock", „Großsegel" und „Bagien" waren halb zu den Rahen hochgeschürzt. Schwere Netze waren über die Ladeluken gezogen. Den ganzen Vormittag hatte man die Hammerschläge des Zimmermanns gehört, der die Luken-Persenninge fest verkeilte. Das sachte, nervöse Klopfen von Fingerknöcheln am Barometer war fast der einzige Laut im Kartenhaus: – „728" – die Stimmen der Steuerleute murmelten; sehr ernst waren die jungen Gesichter.

Gegen Abend brach es los.

Die Dunkelheit schien zu fallen mit einem Pfeifen und Sausen, das schnell und unheimlich sich steigerte, als sei die Nacht eine riesenhafte Bombe, vom Himmel stürzend, schneller und schneller. Jorg hörte noch das Schrillen der Trillerpfeifen nach beiden Wachen rufen: im nächsten Augenblick fühlte er sich überrannt, mitgerissen. Das Hochdeck wimmelte plötzlich von schwarzen Gestalten. Sie rannten; das große Brausen schlug um die „Notre Dame" zusammen, es verschlang selbst Anderssons machtvollen Ruf.

Jorg rutschte wie auf einer Eisbahn über Deck, das mit einemmal unglaublich schräg stand. Ein ganzer Menschenleiberrutsch ging nieder, schlitternd, taumelnd, fallend, mit vorgestreckten Armen. Jorg prallte mittschiffs gegen das Eisen der Braßwinde, fühlte Eisen in der Hand und andre Hände neben seiner Hand: die Hand wurde mitgerissen, sie fügte sich und riß den Körper mit, der auf und nieder pumpte wie die andern Körper: sie braßten die Rahen. Eine Taschenlampe blitzte, man sah die Trommel, wo ein Drahtseil sich langsam aufwand, sah nasses Ölzeug

mit Stricken an den Leibern festgewickelt, aufgerissene Münder, dampfenden Atem, wilde Augen, wie von erschrockenen Pferden.

Sie drehten die Kurbeln wie Rasende, Jorg spürte Schwindel, sein Atem pfiff, Funken tanzten ihm vor den Augen, ihm war, als könnte er das Tempo nicht mithalten, als müßte er zusammenbrechen.

Berstendes Krachen, eine Explosion im Himmel, nahe, ganz nahe; Jorg wollte sich ducken, sich hinwerfen, „die Rahen stürzen, wir werden zerschmettert". – Aber die andern drehten weiter, noch schneller, noch keuchender als zuvor; das war wie ein Befehl. Schwerer, wallender Donnerschlag kam jetzt von oben, schneller und schneller, mit widerwärtigen Reiß- und Knirschgeräuschen untermengt, und plötzlich flammten Blitze; lange, blaue Blitze wie Lichtbogen. Jorg schaute hoch; aus dem Pumpen seines Körpers heraus sah er im Flug, daß die Blitze aus den Wanten stoben, daß ein Ding wie ein ungeheurer Vogel zwischen den Masten flatterte mit rasenden Flügelschlägen, daß krachend und blitzend diese Schwingen gegen die Wanten schlugen: Ein Stagsegel war zerrissen, in Fetzen flog es davon, sich selbst zerschmetternd an den Wanten. Die Hände ringsum ließen los, halb kriechend, halb springend verschwanden die Gestalten im Dunkel, gleich darauf rasselte das zerfetzte Segel an seinen Eisenringen hinab, schrillend und knirschend.

Mein Gott, das ist ja wahnsinnig! dachte Jorg; Angst packte ihn, nackte, widerliche, würgende Angst. Angeklammert schaute er nach achtern. Da stand Andersson neben dem Rudermann, die Augen eng gekniffen gegen den peitschenden Gischt, den Körper halb über den Sockel des Steuerrads geworfen. Beide Männer wankten, stemmten sich mit allen Kräften an, das Rad zuckte und bockte, als ob es sie abschleudern wollte.

Ein neuer Krach vorn auf der Back, und wie Jorg noch den Atem anhielt, kam von dort das wallende Donnern, das Lichtbogenblitzen, das tobende Flattern, und wie noch

eine Menschengruppe über den Laufsteg nach vorn stürzte, kam von achtern der Schlag einer dritten Explosion. Instinktiv lief Jorg über den achteren Laufsteg, fühlte sich von stoßendem Wind und wie von Fliehkraft gegen das haltende Drahtseil gepreßt; es war mehr ein Vorwärtshangeln als ein Laufen. Mit anderen rutschte er eine Treppe hinab, mit anderen packte er ein Seil, das zuckte, schlug, sich wehrte wie eine Schlange – dann hingen sie an dem Tau und fühlten sich mit schurrenden Füßen über Deck gezogen, als hingen sie am Schwanz eines wütenden Stiers. Etwas Lebendiges, etwas ganz Ungeheures schnellte neben ihnen über die Verschanzung, ein Berg, ein grünflammender Berg – die Flanken der „Notre Dame" erbebten, und da kam es herab, donnernd, brüllend: die erste schwere See. Reglos waren mit einemmal die Menschenleiber, sie verharrten, angeklammert an allem, was sie halten konnten, angeklammert mit allen Kräften. Jorg spürte einen Stoß, eiskalt, von unten aufsteigend in die Herzgrube – er schnappte nach Luft – die Beine wurden ihm unter dem Leib weggerissen – eine weiße Flamme raste über das steile Deck wie eine Lawine – drüben an der Verschanzung schlugen donnernd die Wasserpforten auf. Jorg spie, er war wie vollgepumpt von Salzwasser, dabei war ihm, als sei er völlig plattgedrückt. Er sah die Menschenleiber rings um sich hastig hochhangeln an Tauen und Aufbauten; er folgte, und diesmal raste die weiße Flamme unter seinen Füßen durch.

In wenigen Minuten wurden „Notre Dame" zwei Marssegel, zwei Klüver und die letzten drei Stagsegel zerrissen. Sie lag so schräg, wie Jorg es nie für möglich gehalten hätte, daß ein Schiff liegen könnte, ohne umzuschlagen. Unbeladen, wie sie war, segelte sie mit der Leereling durchs Wasser. An der Luvreling stand man wie auf einem steilen Grat und sah zu beiden Seiten in schwindelnde, tobende Abgründe. Wir leben noch, dachte Jorg, wie merkwürdig. Ein elendes Gefühl von Salzwasser war in seinem Bauch, die Augen brannten ihm vor Salz. Unten

in der sausenden Tiefe hingen Menschen an Tauen, als seien sie gehenkt. An der Luvreling, wo er jetzt sich festhielt, war es merkwürdig windstill; der tobende Aufruhr in den Masten, das furchtbare Brausen der Tiefe wurde noch unheimlicher, noch phantastischer dadurch. Sie war immer noch da, die miserable Todesangst, sie saß jetzt tiefer, mehr im Herzen, mehr in der Magengrube; das Denken aber wurde von Ehrfurcht erfüllt, von einer seltsamen Klarheit und Feierlichkeit: Daß Großes geschah, Gewaltiges, daß die Natur ein Zeichen gab, daß es nicht ankam in diesem Augenblick auf Menschenleben. Die Luft war so voll von weißem Gischt, daß man kaum atmen konnte.

Jorg sah jetzt die Matrosen auf der Windseite in die Wanten klettern. Ihre schwarzen Gestalten krochen langsam, wie Zeitlupe; der Sturm preßte die Leiber gegen die Sprossen an, mühsam schoben sie sich vor, fast waagerecht, wie es schien, so hart über lag das Schiff. Über Jorgs Kopf hingen Leiber, verharrend, wie aufgespannte Felle, zwängten sich langsam weiter zu den Marsen, zu den Rahen, zu den schwarzen Flammenzungen der zerrissenen Segel.

Er löste sich von der Reling, ließ sich hinabrutschen bis zum Kartenhaus, wo er anprallte wie ein geschleuderter Schneeball. Drei Mann standen jetzt am Ruder. Sie hatten Gurte um die Schultern und waren mit den Gurten an der Rudergräting angebunden. Ein vierter Gurt lag an Deck; Jorg streifte ihn über, umklammerte Speichen des großen Rads und tat wie die andern. Das Rad ruckte und zuckte mit unheimlicher Gewalt. Andersson stand am Kompaß, er umklammerte die Säule wie ein Ringer seinen Gegner, die Lampen waren erloschen. Von Zeit zu Zeit blitzte eine Taschenlampe auf die Kompaßscheibe, gleichzeitig glühten dann die Backen des Kapitäns rot; Andersson hielt die Lampe zwischen den Zähnen.

Jorg schaute auf zu den Rahen, die schwarzen Gestalten hingen gekrümmt über den schrägen Kreuzesbalken, als seien sie gekreuzigt, und doch griffen die Hände nach

den schwarzen Flammen der zerfetzten Segel, und doch hörte man zwischen den Stößen des Sturms ganz schwach die dumpfen Laute, mit denen sie sich anfeuerten von Mann zu Mann, die Kette der Leiber entlang. Er hatte Angst um die Menschen da oben, er wollte den Blick abwenden und sah die Back, einen schwarzen, spitzen Dreikant; in Lee davon schlohweiß, leuchtend und kochend einen weiten Acker See und voraus Gischt, einen Turm von Gischt, grünweiß und leuchtend, er schoß empor, er brach zusammen über dem Vorschiff, stürzte donnernd und brausend von der Back, stürzte hohl donnernd auf die Vorderluken, rollte in weißen Flammenwogen zu den Wasserpforten, fiel strudelnd, saugend, zischend in die See zurück. – Ein neuer Turm schoß krachend und ungeheuer auf.

Sich umwendend, sah er durch die vergitterte Scheibe, daß Andersson ins Kartenhaus gegangen war. Er stand über den Tisch gebeugt, eine Seekarte halb aufgerollt, sie festhaltend mit beiden Ellenbogen. Seewasser troff von den Ärmeln seines Ölmantels über die Karte. Er hielt einen Zirkel in der Hand, er maß auf der Karte und schaute auf, und ins Leere starrten seine Augen, und seine Lippen bewegten sich, und gerunzelt war die Stirn, und gerötet war die Haut um die Augen. – Das alles sah man halb verwischt durch die Scheibe, von der Seewasser hinunterlief, in dem düster-gelben Petroleumlampenlicht.

Endlose Zeit verging, schwächer und schwächer wurden die dumpfen Rufe von den Rahen, immer langsamer die Regung der Arme, die in Segel griffen. Endlich rückten sie zusammen, die Menschenschatten, und krebsten nach der Mitte, nach dem Mast, Schritt um Schritt, und hangelten hinab von den Wanten Ruck um Ruck. Sprung um Sprung landeten sie an Deck und rutschten zum Kartenhaus, und aus Schatten wurden Menschen. Keiner sprach; man hätte das wohl auch nicht hören können. Der Steuermann Barbarossa ließ sich hinfallen neben der Rudergräting, hob die Beine hoch, und ein Sturz Seewasser lief

aus seinen weißen Gummistiefeln. Nur die Untermarssegel standen noch, drei schmale Schwingen; mit ihren spitzen Enden schienen sie leewärts in den Gischt zu tauchen. Sonst waren die Masten so kahl geweht wie winterliche Bäume. Nach oben starrend, sah Jorg einen Feuervogel um die Großmastspitze fliegen in tollen Kreisen, Spiralen und Ellipsen; die Erscheinung war geisterhaft. Auf einmal begriff er: das war ja ein Stern, ein Stern, der durch die Wolken gebrochen war. Die taumelnde Mastspitze hatte täuschend den Eindruck eines Flugbilds erzeugt. Die Glocke am Ruder schlug vier Schläge, schwach und verweht: War es schon zehn Uhr? – Jorg schaute nach der Uhr im Kartenhaus: Es war zwei Uhr morgens. Seit acht Stunden war keine Zeit gewesen, nach der Uhr zu sehen oder die Glasen zu schlagen. Zwischen zwei Gischttürmen arbeitete sich ein Mann mit einer rubinroten Laterne zur Back hinauf, ein paar Minuten später folgte ein Mann mit einer türkisgrünen Laterne nach: „Notre Dame“ war bisher ohne Positionslaternen gesegelt; es war keine Zeit gewesen, sie zu setzen, und keine Gelegenheit.

Ruhe trat ein, die Ruhe eines tollen, sausenden Flugs durch Gischt und Nacht. Die Falten auf Anderssons Stirn waren geglättet, die Seekarte hing aufgerollt in ihrem Halter, die Kompaßlaternen brannten wieder, die Messinggehäuse der Lampen von Wollsocken umhüllt, die Hälfte der Mannschaft verschwand lautlos von Deck. – Ruhe trat ein, Ruhe, mitten im Sturm.

Jorg ging unter Deck. Er benutzte die Treppe, die vom Kartenhaus hinunterführte, das Hauptdeck war ständig überschwemmt. Wie er die Tür zum Gang aufpreßte, hörte er Wasser rauschen. Der Gang stand voller Wasser, das schlug schwappend gegen die Türsülls. Die Dunkelheit des Ganges stank nach Petroleum und nach altem Schweiß. Das Rechteck der Tür nach dem Deck war schief und verzerrt und schlug krachend gegen das Schott. Sie war in ihren Angeln zerschmettert, die starke Mahagonitür. Jorg ertastete die Tür zur Kajüte. Die Petroleumlampe drinnen

war tiefgeschraubt, fast erloschen, der Zylinder schwarz von Ruß, die Luft stickig von Rußflocken. Der Teppich quatschte, von Seewasser vollgesogen, Seewasser schwappte in den Ecken, und Jorg stolperte über die Scherben zerschmetterter Blumentöpfe, die mit ihrem Grünzeug von oben gekommen waren. Gekrümmt kroch er, wie ein ganz alter Mann, der Rücken schmerzte und war nicht mehr gerade zu biegen. Knie wie Gummi; mühsam ging es, angeklammert an Stühle, angeklammert an das Ofensims, einen sehr steilen Berg hinauf zu seiner Kammer.

Er fand die Taschenlampe und ließ den Lichtkegel durch den kleinen Raum geistern. Himmel! Da sausten seine Koffer, zerschlissen, mit zerstoßenen Ecken und Kanten, ihm vor die Füße. Bis an die Knöchel stand er im Wasser, auf dem Bücher trieben und schwabberten mit gewellten Seiten. Eins der beiden Bullaugen war von dem Schmiß eines Sprungs durchquert; ein bösartiges, giftiges Zischen kam von draußen, und ein feiner Wasserstrahl schoß durch den Riß mit hohem Druck wie aus einer Feuerspritze. Durchweicht war die Koje. Die Schranktür war aufgesprungen, im untersten Schub schwammen Schuhe, völlig verfärbte Schlipse trieben im Salzwasser wie tote Blindschleichen.

„Nicht schön, gar nicht schön", murmelte Jorg. Aber er lachte; es schmerzte, wie das seewassererstarrte, zerfaltete Gesicht sich im Lachen auseinanderzog. So humorvoll war diese Vernichtung des irdischen Guts. Was für eine Angst hatte er gehabt, was für eine widerliche, infame, hundsgemeine Angst! Er besah seine Hände. Die Haut der Knöchel und der Handteller war weiß, ausgelaugt, stark faltig und voller Dreck in jeder Falte. Die Hände brannten und waren aufgerissen; das Salzwasser biß in den Schrunden. Der Ölmantel schien steif wie Blech, als er ihn auszog. Es war eine schmerzhafte Sache, die Seestiefel über die wunden Knöchel zu streifen. Er schlotterte vor Kälte. Er kroch in die Koje, zerschlagen wie Don Quichote nach dem Kampf mit den Windmühlen. Der linke Arm schien

völlig taub und unbrauchbar. Die Wolldecken waren wie ein nasser Umschlag. Schlotternd, klappernd, mit angezogenen Knien lag er da. Er biß die Zähne aufeinander, und doch war es nicht möglich, sie ruhig zu halten.

„Himmel, noch mal!“ murmelte er; gänzlich ohne Sinn. Halbwegs erwärmt, ermannte er sich, kroch aus der Koje, wrang Wolldecken, Strümpfe, Hose und Isländer aus und kletterte mühsam zurück mit dem Gefühl, alles getan zu haben, was in seiner Kraft stand.

Mein Junge, du bist ein elender Krüppel, sagte er sich, warum bist du nicht mit nach oben gegangen, wo die Matrosen waren? – Feiges Aas, feiges Aas.

Bisher war ihm die Koje viel zu ausgelegen gewesen, jetzt war es gut, daß man in einem festen, engen Hohlraum lag; man wurde nicht zu sehr geschleudert, die Eingeweide fanden immer etwas Festes, wogegen sie sich stützen konnten. Unheimlich war es doch, wie der riesige Stahlleib unter dem Anprall der Wogen draußen zitterte. Wie eine Brücke großer Spannweite in einem Erdbeben, dachte Jorg. So technisch sind wir schon geworden in unserm Denken und Fühlen, daß wir es wie ein Verbrechen empfinden, wenn schwere Stahlkonstruktionen zittern: sie haben nicht zu zittern!

Er hörte die Stampfschritte der Matrosen dumpf rauschend über sich an Deck – über seinen Kopf und vorbei. Er fuhr auf – irgendein neues Manöver war im Gang – er wollte hoch und dabei sein, aber er war zu schlapp. Was konnte denn noch sein, wo fast alle Segel weggeflogen oder geborgen waren? Er sank zurück. Er sah Anderssons Gesicht vor sich, über die Seekarte gebeugt; zuerst gerunzelt, die Augen starr ins Leere, dann geglättet und mit klarem, wissendem Blick. Das war ein Mann, dem man vertrauen konnte. – Er streckte sich; Wolle hielt warm, auch wenn sie naß war – er seufzte, murmelte: „Helen – meine Kinder – meine Kinder.“ Er fiel in Schlaf, eingepreßt in den Sack der nassen Matratze, Kopf und Schultern eingewickelt in den Isländer, mit nur einem Loch zum Atmen.

Aber oft fuhr er hoch, um sich schlagend mit den Ellbogen, daß sie schmerzhaft gegen die Kojenbretter hauten, nach Atem ringend, halb erstickt und gewürgt von schrecklichen Träumen: Die Tür zur Kajüte sprang auf, eine schwarzglitzernde Wand von Seewasser stürzte gurgelnd hinein. Oder Menschen in schwarzglitzerndem Ölzeug, triefend von Seewasser, schleppten stöhnend etwas Langes, Schweres, legten es nieder auf den nassen Teppich, einen Menschen mit zerschmetterten Gliedern. Oder der Anprall der Wogen, die zitternde Schwingung im Stahl rief den infamen Traum, es seien Platten eingedrückt. Unter der Koje schurrten immer noch die Koffer und fuhren polternd gegen die Verschalung an; und er hatte doch gemeint, er hätte sie jetzt festgestaut.

Selbst in der Koje war es schwer zu leben, man mußte auch im Schlaf die Muskeln anspannen, bald auf der einen, bald auf der andern Körperseite, um Pressung abzufedern, Schwung und Stöße abzufangen.

Am andern Morgen, als Jorg in die Kajüte kam, fand er sie in eine Revierstube verwandelt. Schlingerleisten umsäumten und unterteilten den Tisch. Fünf oder sechs Matrosen saßen, krampfhaft festgeklemmt, auf den Stühlen und hielten mit beiden Händen allerhand Schüsseln fest und Medizinflaschen. Trotzdem schwappten Flüssigkeiten über, die rote Friesdecke war dunkel durchtränkt, es roch stark nach Jod, nach Kreosol. Die Gesichter der Jungens waren grau, schmutzgefurcht, starr, als ob sie keinen Muskel regen könnten, die Augen waren rot und verschwollen, die Hände blaurot, klumpig aufgedunsen, voller Schrunden und Wunden. Soeben schob der Steuermann Barbarossa einen neuen Patienten durch die Tür, der sehr ungern zu kommen schien. Andersson hielt den Kopf eines Mannes zwischen seinen Händen, so daß nichts zu sehen war als ein blutgetränkter Schopf, den der Kapitän gerade mit der Schere schor. Andersson blickte auf, nickte Jorg zu und

sagte auf englisch: „Wer hätte das gedacht, daß die Steuerleute sich die Jungens mit der Laterne aus dem Logis holen müssen? Die Kerls verstecken sich in den Ecken wie die Kakerlaken."

Jorg besah die Kopfwunde, die tief und klaffend war: Der Junge hatte auf Ausguck gestanden, als ein Block, ihn streifend, neben ihm an Deck schlug. Der Block stammte vom Großmast, er war geplatzt und in weitem Bogen auf die Back geflogen; er wog fast einen halben Zentner. Glück hatte der Junge gehabt und einen dicken Schopf. Sie rasierten die Stelle, und Jorg holte die krummen Nadeln aus der Büchse, in der sie staken, in Vaseline gebettet, auch den Faden aus Katzendarm, der in einer kleinen Flasche saß. Andersson nähte, mit einer Hand den Kopf des Jungen fest anpressend an seine Brust. Die Nadel ging schwer durch die Haut; immer bleicher, immer spitzer wurde die Nase. Als alles verbunden war, hing der Junge schlaff im Stuhl, er hatte keinen Laut von sich gegeben. Barbarossa packte ihn unter den Armen und schleppte ihn weg. Der Koch dagegen machte ein schlimmes Theater, als sie ihm einen rostigen Draht aus dem Handteller schnitten. Er zuckte wie ein Aal, war kaum zu greifen, wimmerte, und als endlich Blut und Eiter quollen, erbrach er sich über den Tisch. Die Männer sprangen fluchend auf, den Medizinkram rettend; die Szene war von einer grotesken Komik in aller ihrer Scheußlichkeit.

Zwei Jungens hatten nur ein schlimmes Gerstenkorn, Jorg strich Zinksalbe darauf, füllte die Augenhöhle mit Watte und streifte eine Zelluloidkappe darüber. Ein Mann hatte sich zwei Finger ausgerenkt. Er stand mit gefletschten Zähnen, während Jorg ihn von hinten umklammert hielt und Andersson den Arm in den Schraubstock seiner Hände nahm. Andersson faßte die Finger, der Mann grub aufstöhnend die Zähne in seinen Oberarm: Mit lautem Knack schnellten die Finger ins Gelenk. Als der Mann den Biß lockerte, sah man tiefe, blutunterlaufene Male.

Die Kajüte leerte sich. Andersson und Jorg räumten die

Medizinen fort, während der Steward den Tisch säuberte und zum Frühstück deckte. Als sie aber zum Kaffee niedersaßen, würgte es Jorg im Hals, er konnte nur einen Schluck schwarzen Kaffee herunterbringen.

Der Kapitän saß gleich wieder am Radio. Von Zeit zu Zeit streifte er eine der Ohrmuscheln hoch und berichtete in abgerissenen Sätzen: „Schwerer Weststurm im Nordatlantik und im Englischen Kanal." – „Zwei Schiffe geben S.O.S." – „Ein Dampfer treibt mit Maschinenschaden in der Irischen See, vier Schlepper sind machtlos." – „‚Queen Mary' meldet sechs Stunden Verspätung. Viele Passagiere verletzt." – „Große Überschwemmungen in England – Telegraphenleitungen gerissen – Städte ohne Wasser und Licht – Zugverkehr unterbrochen." – „Sturmflut an der dänischen Küste. – Vierzehn Fischerboote vermißt, wahrscheinlich verloren." – „Die ‚Estonia' ist an der schwedischen Küste aufgelaufen. Besatzung gerettet." – Die „Estonia" ist ein Peterson-Schiff, ein Segelschiff mit Hilfsmotor. Der Kapitän ist der Vater unsres Ersten Steuermanns. Er wird sich freuen, daß sein Vater lebt. Aber es ist ein schwerer Verlust für Kapitän Peterson.

Jorg holte den Steuermann Barbarossa in die Kajüte, hörte die kurzen, erregten Ausrufe auf schwedisch, mit denen der den Bericht entgegennahm. Dann ging er an Deck. Himmel! dachte er. Was für eine fremde, unheimliche Welt! Ist denn das alles Wirklichkeit?

„Notre Dame" lag immer noch hart über, so kahlgeweht auch ihre Masten waren. Es war eiskalt an Deck, und es wehte so hart, daß man nicht atmen konnte gegen den Wind, daß es im Mund wie in einer Muschel rauschte, wenn man den Wind sich zwischen die Zähne pressen ließ. Alles Tauwerk war in Luv so straff gespannt, daß es klang wie harte Saiten. Wie stürzende Türme sahen die Masten aus, und Jorg dachte, an die Luvreling geklammert: Wie lange noch. Seit fünfunddreißig Jahren trotzen diese Masten, diese Rahen, die Bolzen, an denen sie sich drehen, allen Stürmen. Einmal muß der Tag kommen, wo

selbst der Stahl ermüdet, wo er bricht. Und dieser Tag kommt bald. Er sah über das in Gischt gehüllte Vorschiff: Es ist unvorstellbar, daß der Mensch dem Meer gegenüber Zuversicht oder ein Gefühl von Überlegenheit gewinnt. Dies Gefühl ist eine Täuschung. Es ist ja nicht der Mensch, der mit dem Meer kämpft, es ist das Schiff. Der Mensch kann ihm nur Hilfen geben, wie der Reiter dem Pferd. In Wikingersängen, in Eddasagen allerdings wird von Helden gesungen, die schwimmend mit dem Meer kämpften; eine berauschende Vorstellung. Aber es ist wohl immer nur ein Menschheitstraum gewesen, das Meer zu besiegen mit der eignen Körperkraft. –

Voraus lag die Südspitze der Färöer: wie ein Schlachtkreuzer mit langer, glatter Back, mit einem wuchtigen Gefechtsturm, mit Geschütztürmen; das „Achterschiff" verschwand in einer Hagelbö. „Notre Dame" wendete. Gegen Mittag flaute der Sturm allmählich ab, das Barometer stieg, der Wind rückte nach Norden. Aber gewaltige Dünung stand, und „Notre Dame", auf ihrem Kurs Südwest, rollte, als ob sie ihre Masten wie Speere von sich schleudern wollte. Segel wurden gesetzt. Zerfetzte Segel wurden losgeschnitten, an Tauen herabgelassen von den Rahen. Pendelnd schwangen sie weit über die Bordwand, man fing sie ein, indem man Lassostricke nach ihnen warf, als seien sie wilde Pferde. Sie wurden an Deck gebreitet, der Kapitän schritt über sie hin, so wie ein Bauer über seinen Acker geht, den Hagel verwüstet hat. Der Segelmacher folgte ihm nach wie ein Hund dem Herrn. Aus der Segelkoje wurden neue Segel an Deck gezogen, riesige Schlangenleiber, mannsdick, an denen ein Dutzend Mann zu tragen hatten. Langsam füllten sich die kahlen Masten; erst waren zwei, dann drei und gegen Abend endlich vier Rahsegel an jedem Mast. Im Augenblick des Sonnenuntergangs trat die Sonne aus den Wolken. Die nassen Decks der „Notre Dame" schimmerten in tintigen Regenbogenfarben, und Regenbogen spannten sich im Gischt des Vorschiffs, das sich Bahn hieb durch die wilde, gewaltige

See. So prall standen die Segel im Wind, daß man durch ihr gerecktes Tuch die Sonne schimmern sah wie durch Millionen Poren. Das Kreuz der Loguhr am Heck drehte sich so schnell, daß man keine Speichen mehr, nur Flimmern sah; „Notre Dame“ segelte brausend mit beinahe fünfzehn Meilen Fahrt. Im letzten Untertauchen der Sonne spannte sich ein prachtvoller Regenbogen über die Wolkenbänke, die am Nordhimmel standen, hoch und drohend schwarz.

Zum erstenmal war der Ofen in der Kajüte geheizt, das war wunderbar schön wenn man von Deck kam, erstarrt und verfroren. Aber es geschah nicht der Menschen wegen, vielmehr, damit der Steward das nasse Bettzeug trocknen konnte. Die eingeschlossene Luft stand dick voll Wasserdampf und Mief. Der Segelmacher hockte auf dem Boden mit zwei seiner Gehilfen; sie nähten zerrissene Segel mit dicken, dreikantigen Nadeln. Sie hatten Lederriemen um die Hand gebunden, die am Daumenballen geriffelte Stahlplättchen trugen; damit trieben sie die Nadeln durch das dicke Tuch. Kapitän Andersson entrollte Ballen von neuem Segeltuch auf dem Teppich und schnitt die richtigen Längen zu. Es war behaglich, wie in einer altertümlichen Spinnstube auf dem Land. Die Nadeln flogen, das Segelgarn hing den Männern wie Zöpfe über die Schultern, man schwatzte auf schwedisch. Andersson schaute nachdenklich und milde drein, ganz väterlich besorgt, wie ein guter Hausvater.

Jorg machte sich ein Schreibheft; – mit den losen Blättern war das nichts an Bord. Er faltete sie bündelweise, heftete sie zusammen mit Segelgarn. Werkstoff für einen steifen Deckel war nicht da, aber auf seinem Schrank lag ein großer, schwarzer Film – die Röntgenaufnahme eines Knochenbruchs von irgendeinem längst verschollenen Matrosen. Er klebte die gehefteten Blätter da hinein und nähte den Umschlag in einen Fetzen Segeltuch: das Buch zum Schreiben war fertig. Der Regenbogen vom Sonnenuntergang fiel ihm ein, und er schrieb an seinen kleinen Jungen:

Die Geschichte vom Regenbogen

Einmal, als der Vater mit seinem großen Segelschiff weit, weit draußen auf dem Meer war, bekam er große Sehnsucht nach seinem kleinen Jungen. Ganz traurig schaute er in die Richtung, wo das Land mit den Bergen war, und dachte: Was tut jetzt wohl mein Jan? – Ob er wohl im Garten auf seiner Wippe schaukelt? Oder vielleicht ist schon Schnee in den Bergen, und der Jan zieht seinen Schlitten oder er macht eine Schneeballschlacht.

Wie der Vater sich das so ausdachte, sah er auf einmal einen großen Regenbogen, wunderschön, mit allen Farben. Ganz dicht beim Schiff stieg er aus dem Meer und spannte sich weit, weit, gerade in die Richtung, wo der kleine Jan wohnte.

Donnerwetter, dachte der Vater bei sich, wenn der Regenbogen eine richtige Brücke wäre, dann könnte ich ja vielleicht zu dem kleinen Jan hinüberlaufen. Und er rief den Regenbogen an: „Du, komm doch mal her!"

Auf einmal war das Schiff ganz in bunte Farben eingehüllt, denn der Regenbogen hatte sich mitten darauf gesetzt, und nun sprach er mit einer Stimme, die ganz luftig hoch vom Himmel klang: „Was willst du denn von mir?"

„Kannst du einen Menschen tragen?" frug der Vater.

„Das kann ich schon, aber ich tue es nicht gerne", sagte der Regenbogen. „Meine schönen Farben sind nämlich naß, und wenn ein Mensch darauf geht, wischt er sie mir alle durcheinander mit seinen plumpen Füßen."

„Und kannst du dich vielleicht von hier bis zu den Bergen spannen?"

„Wenn ich mich sehr anstrenge, dann kann ich es."

„Ach, dann tu es doch bitte und laß mich über deine Brücke zu meinem kleinen Jungen gehen."

„Na, weil heute Sonntag ist, will ich es tun", sagte der Regenbogen, „aber der Weg ist so weit, und ich halte es nicht aus, solange ausgespannt zu sein, da muß der kleine Jan auf meinem andern Ende auch hinaufklettern, dann könnt ihr euch ja in der Mitte oben treffen."

So wurde es auch gemacht. Der Jan spielte gerade ganz allein im Garten, da sah er dicht beim Haus einen wunderschönen Regenbogen auf dem Gras stehen. Natürlich lief er hin und hörte eine luftige Stimme von oben: „Du kannst ruhig auf mich heraufklettern. Du mußt bloß immer auf dem roten Streifen gehen und aufpassen, daß du mir meine Farben nicht verwischst. Oben ist der Vater und wartet auf dich."

Der kleine Jan war ganz erstaunt, als er die Stimme hörte und doch keinen Menschen sehen konnte. Aber als er hörte, daß oben der Vater war, lief er ganz mutig und flink den Regenbogen hinauf, und auf der andern Seite lief der Vater auch auf den Regenbogen hinauf.

Der Vater war ein bißchen eher oben, weil er ja groß war, und wie er auf dem Gipfel stand, da sah er schon seinen kleinen Jungen auf allen vieren angekrabbelt kommen, weil es so steil war. Der Vater breitete die Arme aus und rief: „Jan, Jan!" und „Vater, Vater!" rief der kleine Junge und rannte, und der Vater fing ihn in seinen Armen auf.

„Wie geht es denn zu Hause?" frug der Vater, und der kleine Jan erzählte; furchtbar viel hatte er von zu Hause zu erzählen, und dann erzählte der Vater von dem großen Segelschiff.

Auf einmal hörten sie den Regenbogen sprechen: „Ach, ach, was seid ihr beiden schwer! Mein ganzer Rücken tut mir weh, ich halte es nicht mehr aus, ihr müßt 'runter, sonst muß ich euch ins Meer fallen lassen."

„Gleich, gleich, lieber Regenbogen", rief der Vater. „Nur noch einen kleinen Augenblick, ich will nur noch mit meinem kleinen Jungen einen Spaß machen."

Er nahm den kleinen Jan in seine Arme und warf ihn hoch und fing ihn auf, wie er es zu Haus immer getan hatte, und Jan jauchzte, und der Vater gab ihm viele Küsse mit für alle zu Haus.

„So, nun ist aber Schluß", rief der Regenbogen.

„Ja, nun ist Schluß", sagte auch der Vater, „jetzt kommt die Rutschpartie. Siehst du, da unten steht schon die Mutter und breitet die Arme aus und will dich auffangen."

„Kommst du auch bald wieder, Vater?“ frug Jan.

„Natürlich. Sobald das Schiff zurückkommt. Vater kommt immer wieder.“ Nun setzte der Vater den Jan auf die glatte Regenbogen-Rutschbahn und gab ihm einen Schubbs, und ’runter sauste der Jan und lachte und schrie vor Vergnügen, bis er der Mutter gerade in die Arme sauste. Und auf der andern Seite sauste der Vater hinunter auf sein Schiff, so froh, weil er seinen kleinen Jungen gesehen hatte. „Danke schön, vielen herzlichen Dank, es war wunderbar“, sagte er zu dem Regenbogen.

„Bitte sehr, es ist gern geschehen“, antwortete die luftige Stimme. „Aber ihr wart sehr schwer. Ich glaube, ich werde ganz blaß vor Anstrengung. Ich fürchte, ich muß mich auflösen.“ Und wie der Vater hinaufsah, wurde der Regenbogen wirklich immer blasser und blasser und verschwand, und hell schien die Sonne.

Gegen zehn machten der Segelmacher und seine Leute Feierabend. Bis dahin hatte man auch immer noch die Säge und die Hammerschläge des Zimmermanns gehört, der die eingeschlagene Tür richtete. Was arbeiten diese Menschen! dachte Jorg, sechzehn, achtzehn Stunden am Tag sind sie im Gang, wie nichts. Dabei haben sie letzte Nacht kaum ein Auge voll Schlaf bekommen.

„Sie haben einen guten Zimmermann“, redete er Andersson an, „ich habe ihn beobachtet; er ist sehr geschickt, so jung wie er ist.“

Andersson lächelte: „Von uns, von den Alandsinseln, sagt man, daß wir mit einem Stück Holz in der Hand geboren werden.“ Er war guter Laune. „Dieser Verlust der Segel ist nicht so schlimm wie sonst. Wir haben von der ‚Loch Lynnhe‘, die letztes Jahr gescheitert ist, eine Menge Segel an Bord bekommen. Sie passen nicht genau an unsre Rahen, aber es geht. Wenn dieser Nordwind anhält, sind wir in drei Tagen vorm Englischen Kanal.“

„Ein Glück, daß das Gegenankreuzen vorbei ist.“

Andersson lachte leise: „Kennen Sie die Sage vom Fliegenden Holländer?"

„Ich habe einmal die Oper gesehen – vor vielen Jahren."

„Ah, die Oper. Ich habe sie auch gesehen, und seither gehe ich nicht mehr ins Theater."

„Warum?"

„Gleich im Anfang: Es war Nacht, und es sollte Sturm sein. Die Wolken zogen über den Theaterhimmel von links nach rechts, und wenn sie in der rechten Ecke angekommen waren, dann zogen sie wieder von rechts nach links. So ein Unfug. Das kann doch keinem Menschen zugemutet werden, daß er so etwas mit ansehen muß. Nein, ich bin fertig mit dem Theater seit dem Tag. Ich ging sofort hinaus. Man hat auch die Sage nicht richtig verstanden."

„Wie ist sie denn richtig zu verstehen?"

„Alle Berichte sagen, daß das Schiff des Fliegenden Holländers immer gegen den Wind segelt. Er muß kreuzen, er muß stets und ständig gegen den Wind ankreuzen durch die Jahrhunderte. Das ist seine Strafe. Das ewige Kreuzen ist die schlimmste Strafe, die es gibt. Segeln, ewiges Segeln, das kann keine Strafe für den Seemann sein."

Jorg blickte auf, überrascht: Er sah das große, flammende Gesicht des Kapitäns. Der Mann war begeistert, war entflammt von diesem prachtvollen Segeln im auswehenden Sturm mit fünfzehn Meilen Fahrt. Er fühlte, daß es für diesen Mann nichts Schöneres, nichts Höheres gab als solches Segeln.

In dieser Nacht las Jorg eins seiner noch feuchten Bücher: Oberth, Wege zur Raumschiffahrt. – Ein geniales Buch eines genialen Menschen. Unerhört waren seine Visionen von der Erschaffung neuer Planeten durch Menschenhand, von riesigen Spiegelnetzen, im Weltraum um die Erde kreisend, mit denen man das Eis der Pole schmelzen und das Klima unsrer Welt verändern würde. Er

hätte keinen Augenblick gezögert, dieser Mann, sich mit einer seiner Raketen zu fremden Sternen abzuschießen...

Und mit einemmal verblaßte für Jorg die erlebte Gefahr. Stürme wie diesen hat die Menschheit seit Jahrtausenden erlebt, dachte er. Ein Schiff wie dieses verkörpert einen ungeheuren Erfahrungsschatz im Sich-Erhalten gegen Sturm und See. – Ein ganz anderer Mut muß dazu gehören, in das völlig Unbekannte, in den Weltenraum vorzustoßen. Ein Mut, der um so größer ist, weil diesen Raum-Eroberern die Naivität fehlen wird, die den Seefahrern der Frühzeit zu Hilfe kam. Nicht-Wissen ist eine große, lebenerhaltende Kraft, eine ebenso große wie Wissen. Und doch werden diese Raketen eines Tages steigen. Ich bin fast sicher das noch zu erleben.

Er lauschte auf die klingenden Schläge, mit denen oben die Blöcke an Stage und Wanten schlugen.

Andersson hatte das Wetter recht beurteilt. Zwei Tage hielt der Nordwind an; am dritten wandte er sich nach Westen, am fünften drehte er wieder nach Nordwest und Nord zurück. Aber die ganze Zeit befand sich „Notre Dame“ nach dem schweren Sturm in einem Schönwettergebiet.

Mit der Regelmäßigkeit eines Dampfers machte sie ihre Meilen, elf, zwölf in jeder Stunde, alle Segel gesetzt, auch die Royals. Es war ein herrliches Gefühl zu wissen: alle sechs Stunden reißen wir einen Breitengrad von Nord herunter. Kälte, die den Körper erstarrte, die auch das Herz starr machte und schwer, fiel, so wie leichte Hüllen fallen, Stunde um Stunde. Wie aus einer Verpuppung fühlte sich der Mensch gelöst. Das bloße Vorgefühl kommender Wärme war eine stille Seligkeit.

Jorg erinnerte sich, wie er in der ersten Märzsonne seinen Garten umgegraben hatte. Ein Glanz lag über der wintermürben, feuchten Erde; von den Stichen des Spatens geglättet lagen die umbrochenen Schollen. Zuweilen hielt

er in der Arbeit inne, auf den Spaten gestützt, ließ er die ersten, wärmenden Strahlen in die Haut einziehen. Ihm selber war zumut wie der Erde, wie den Pflanzen, ein stilles Warten, der Erfüllung gewiß, ein unterirdisches Treiben und Keimen.

– Das war der Morgen gewesen, als nach einem warmen Regen die Bohnen aus der Erde brachen. Wie mit einem Stoß hatten sie mit ihren Keimblättern die Erde emporgehoben. Noch weiß waren die Keime, die Blättchen bewahrten noch die Form der Bohne, gekrümmt wie Kinder im Mutterleib. Die angehobene Erde lastete auf ihnen schwer, und doch: sie waren die Stärkeren. Ganz aufgeregt war er damals gelaufen und hatte Helen und die Kinder zu dem Wunder gerufen.

War es nicht Glück gewesen, wie die ersten Blüten der kleinen Pfirsichbäume, ein zartestes Rosa, im Wind sich wiegten? Wie die jungen Blätter raschelten an der Südwand des Hauses, bebend in dem kalten Bergwind, der abends in das Tal hinunterstieß.

War nicht jede Karre Pferdemist, die er auf sein Land gefahren und untergegraben hatte, ein Glück gewesen? War das nicht Glück, wie der kleine Jan mit seinem winzigen Spaten und seiner winzigen, roten Gießkanne hinter ihm her gestolpert war, den Vater nachahmend in jeder Bewegung, wie er grub und goß?

Ja, das war Glück.

•

Milde und schwächend war der Westwind; er erregte das Blut, er machte alle Hautnerven gereizt. Man hatte den Wunsch, sich hinzuwerfen, jeden Halt fahren zu lassen. Jorg erinnerte sich, daß da drüben in Irland – es lag unsichtbar, fünfzig oder sechzig Meilen östlich unterm Horizont – bei allen Gewalttaten vor Gericht nach dem Wetter gefragt wurde. Westwind war ein mildernder Umstand.

Ringsum die blanke Ewigkeit der See, tausendmal erlebt, tausendmal beschrieben und doch nie erschöpft. Achtern

das Holzkreuz des Logs; bald stand es still, bald spann es rasend. Wenn die Dünung unter dem Schiff durchrollte, wenn das Heck himmelwärts schwebte, zehn, fünfzehn Meter hoch, dann stand es still, das Kreuz, die Logleine sammelte sich in Spannung. Wenn das Heck aber sank und sank, tief in ein Wellental, dann entlud sich die Spannung, setzte sich in Bewegung um und das Holzkreuz flog. Diese Uhr tat ihre Arbeit unregelmäßig, auf eine sozusagen dichterische Art.

Ewig standen auch die Möwen hinterm Heck, als seien sie mit Gummifäden an das Schiff gebunden. Eine leere Kiste fiel über Bord, Holzwolle, Pappe, da erwachte Hoffnung in den Möwen; schreiend gingen sie aufs Wasser nieder, stachen mit den Schnäbeln in die Holzwolle: „Nein, es war wieder mal nichts." – Unsre menschlichen Hoffnungen sind auch nicht anders: genau so rational, genau so falsch. Die kleinen Möwen streckten bei starkem Wind die Beine nach unten und nutzten sie als Hilfssteuer. Von Böen überrascht, verloren sie manchmal den Halt in der Luft, trudelten, bis sie sich wieder fingen, und mit ärgerlichen Flügelschlägen gewannen sie die verlorene Höhe zurück.

Nachts stand Jorg lange vorn am Bug. Segel, kalkweiß, gebläht über sich, und höher große, weiße Wolken, und noch höher der volle Mond; eine wundervolle Leiter, vom Schiff geradewegs in den Himmel hinein. Unter ihm hob und senkte sich das Schiff, die große Wiege, und Schlaflied war das milde Brausen der Bugwelle.

Zwei weiße Lichter tauchten auf voraus, auffällig stark, als ob sie einem großen Passagierdampfer gehörten. Es waren aber Fischdampfer, die mit starken Sonnenbrennern ihre Decks und das Einhieven der Netze anstrahlten. Sie führten ihre grünroten Positionslaternen oben am Mast. Jorg beobachtete sie durch das alte, lange Fernrohr, und das Schwanken der Schiffe verwandelte ihre Lichter in züngelnde Flammen. Dann glitten sie vorbei, die kleinen Dampfer, stark taumelnd, mit einem flatternden Stützsegel

achtern, das oft wie mit Fledermausflügeln über die Lichter wischte. Wie Teer mit Silber übergossen war die See.

Der Rhythmus, in dem der Seegang den Körper wiegte, dieser ewige Rhythmus – er hatte auch einen Einfluß auf die Seele. Man konnte es fühlen, aber es war mit Worten unmöglich auszudrücken.

Eines Tages, als der Wind nach Norden drehte, standen bei Sonnenuntergang drohende, schwarze Wolken am Himmel, Löwenhäupter, Schlangen, Drachen, Schwertfische und Haie. Mehr und mehr wurden sie in Glut und Feuer getaucht, sie kämpften miteinander, sie rammten sich und wurden immer technischer in ihrer Gestalt. Andersson war still neben Jorg an die Reling getreten, und als ob er dessen Gedanken lesen könnte, wies er mit dem Finger: „Tanks – viele, viele Tanks – sie greifen an." Jorg nickte: „Und sehen Sie die Bombenflugzeuge? – Große Geschwader: sie werfen Bomben auf die Tanks, die Bomben fallen nur unheimlich langsam." –

– „In den Gebirgen da hinten sind Forts eingebaut. Sie feuern. Sehen Sie den Feuerstrom, der aus den Mündungen der Geschütze fährt?"

– „Im Flachland greift die Infanterie an, in Wellen geht sie vor – der Angriff stockt, sie werden aufgerieben in den Drahtverhauen, sehen Sie?"

– „Ja. Und Blut steigt aus dem Boden. Mehr und mehr Blut, es überschwemmt den ganzen Himmel, und Giftgas zieht in Schwaden, und Wälder brennen; die ganze Landschaft steht in Flammen."

„Warum sehen wir Blut und Schlachten im Himmel eines Sonnenuntergangs? – Weil marschierende Soldaten, Tanks, Panzerwagen, Kampfflieger und Geschütze ein so häufiges Erlebnis für uns sind. Wir vergessen den Eindruck, aber im Unterbewußtsein bewahren wir ihn auf. In einem Sonnenuntergang tritt er uns wieder ins Bewußtsein, verwandelt zu symbolischer Gestalt."

„So ist es auch in der Vergangenheit gewesen: Man sah Schlachten in den Wolken, wenn auch auf der Erde

Schlachten geschlagen wurden. Man sah Reiterzüge und gewappnete Männer, wenn auch auf der Erde der Heerwurm zog. Man sah Löwen und Greifen miteinander kämpfen, wenn die Löwen und Greifen in den Wappen der großen Herren der Erde ihre Krallen gegeneinander erhoben. Wenn wir heute statt dessen Tanks und Bombenflugzeuge sehen, so ist die Bedeutung genau so klar und genau so wahr."

Die lichtgetroffenen Wellenflächen spiegelten rötlich mit einem Schimmer von Gold – langsam wandelte sich das Rot zu Grün, noch immer mit einem Hauch von Gold darüber ausgegossen. Dann wurden schwärzer und schwärzer die Wellenschatten, wurde tiefer und dunkler das Grün. Der zarteste Hauch von Gold blieb, bis der letzte Abglanz des Tages im Zenit verlosch, da erblindete auch der Spiegel der See.

Wie gemauert standen die vier Masten, lotrecht bei dem fast achterlichen Wind. Ganz lautlos war das Schiff, kein Segel flappte, kein Block knarrte, nicht einmal das Ruder bewegte sich. Und doch segelte sie sausend im Geisterflug nach Süden, die „Notre Dame". So weit man sehen konnte, zog sich grünweiß ihr Kielwasser durch die Nacht. – Nur ein Hauch von Wind war an Deck zu spüren; lau und milde strich er über die Haut. Aber er drang ins Blut, ein inneres Leben darin weckend.

„Sonderbar", schrieb Jorg an diesem Abend in sein Buch, „das Wort ‚Glück' hat keine Mehrzahl. Das scheint zu besagen, daß Glück ein singulärer Begriff sei.

Aber es gibt Millionen Glücks. Glück ist das vielfältigste und relativste Ding auf der Welt; auch das flüchtigste. Es entweicht ständig dem Zugriff des Bewußtseins. Meist begreifen wir erst hinterher, wenn wir glücklich gewesen sind. Häufig verkehren sich die Vorzeichen, und es geschieht, daß ein Zustand, den wir als unglücklich ansehen, solange er währt, nachträglich als Glück empfunden wird.

Man kann niemals das Glück wissentlich besitzen. Denn das Wissen um diesen Besitz muß sich notwendig mit der Angst verbinden ihn zu verlieren. Und dann ist es nicht mehr das Glück. –

Es ist vielleicht das Kennzeichen unsrer Zeit, daß uns alle Maßstäbe zerbrochen sind, mit denen früher Glück gemessen wurde. Man versucht allenthalben neue Glückswertskalen aufzustellen, aber sie gelangen zu keiner allgemeinen Gültigkeit. Man hat die Relativitätstheorie von den Sternen geholt um hinterher zu entdecken, daß sie auf der Erde herrscht. Aber die Erkenntnis von der Relativität allen Glücks bringt auch eine Art Glück: Resignation, das Glück der Müden.

Glauben, daß das Glück irgendwo in der Ferne liegt; – in der Ferne immer Sehnsucht nach der Heimat haben – in der Heimat nicht wurzeln können, weil man zuviel gesehen hat von der Welt: das ist mein Schicksal.

– Da sitzt man nun in der Kajüte, von braunem Holz umgeben, wie in einem Sarg. Der Ölmantel an der Wand, der Südwester darüber, sie bewahren meine Gestalt und schaukeln leise hin und her wie Galgenbrüder. Alleinsein fordert viel Kraft, auch ohne daß die eigenen Gespenster einen umtanzen."

In dieser Nacht hatte er einen grotesken Traum: Auf einem riesengroßen, ganz kahlen Feld waren Tausende von Menschen an der Arbeit mit Spielzeugschaufeln kleine Gruben zuzuwerfen. Sie waren so eifrig bei der Sache, wie Kinder am Strand. Es sah so komisch aus, weil es lauter Erwachsene waren. Elegante Damen und würdige, dicke Herren, todernst alle und voll Wichtigkeit. Auf Jorgs Frage schaute einer auf und sagte ungeduldig: „Wir verschütten die Tiefen unsres Denkens und Fühlens. Es eilt. Wir können das zum Leben nicht mehr gebrauchen."

– Das Feld war eingeebnet, die Menschen liefen weg. Eine Flut kam vom Meer her und wischte darüber hin. Jorg begriff im Traum: diese Flut war Zeit. Plötzlich kam ein riesiger Schwarm von Menschen zurück in voller

Eile; sie schwangen ihre kleinen Schaufeln. Hastig fingen sie an zu graben. Sie suchten ihre tiefen Gedanken, ihr tiefes Fühlen wieder auszugraben, aber sie fanden es nicht mehr.

Eines Morgens kamen die ersten Schweinsfische vor den Bug. Sie sind die höflichsten Fische der Welt; jedes Schiff, das in ihre Meere kommt, empfangen sie mit einer Deputation, die abwechselnd Freudensprünge macht und tiefe Verbeugungen: „Entzückt, Sie zu sehen, scharmant, scharmant!“ In der Gestalt des Schweinsfisches liegt aller Humor des Dicken. Die spitze Schnauze wirkt wie der komische Nasenvorsprung eines sonst allenthalben wohlgerundeten Herrn. Und immer sind sie wie zum Dinner angezogen: Smoking und weiße Weste; eine Schar von lebenslustigen Fressern an einem ständig gedeckten Tisch.

Daß man an Bord der „Notre Dame“ als Antwort auf diesen Empfang die Harpune klarmachte, war eigentlich wenig freundlich. Der Segelmacher, der Mann mit dem bleichen und wie aus Marmor gemeißelten Haupt, legte sich ins Netz unter dem Klüverbaum. Die Harpune fuhr auch ein paarmal ins Wasser und wurde wieder aufgeholt an ihrer Leine, aber die Treffsicherheit war gering, die Jagd auch nicht ganz ernst gemeint. Die Schweinsfische jedenfalls blieben freundlich wie junge Hunde, die ihren heimkehrenden Herrn begrüßen. Endlich, nachdem die stählerne Spitze einmal wirklich nahe bei ihnen vorbeigezischt war, empfahlen sie sich mit lauter höflichen Verbeugungen.

„Notre Dame“ segelte jetzt auf der Höhe Spaniens, wenn sie sich auch weit und sicher draußen hielt auf hoher See. In dem vertrackten Radio waren nur noch verworrene, knatternde Geräusche zu vernehmen: „Sie senden halt ein Hörbild vom Bürgerkrieg“, meinte Jorg, als Andersson den Hörer abstreifte, verzweifelnd an seiner Suche nach Wetterbericht und Zeitsignal. Er hätte gern Nachrichten

vom Bürgerkrieg gehört, fand aber, daß das nicht nötig war: In dem Schrank, der die Chronometer barg, lagen auch ein Dutzend vermoderte Bände einer alten englischen Marinezeitschrift: „United Service Magazine". Es fanden sich darin Berichte vom spanischen Karlisten-Krieg. Ein Augenzeuge beschrieb, wie man damals Gefangene lebendig in die Erde eingegraben hatte bis zum Hals in der Form eines Kegelspiels, und daß man nach ihnen geworfen hatte mit den Köpfen anderer Gefangener. Er fand diesen Kriegsbericht aktuell genug. Denn waren etwa die Greuel von heute geringer als die vor hundert Jahren? Seit Jahrhunderten gab es in Spanien Bürgerkrieg. Man schien einen gewissen Genuß daraus zu ziehen. Ein Bürgerkrieg mit modernen Waffen mußte aber doch wohl eine Enttäuschung sein für alle.

Einen Tag später stand „Notre Dame" auf der Höhe von Gibraltar. Die Luft war wie ein milder Maitag in der Heimat, aber der Himmel war fast ständig ganz bedeckt; Andersson stand mit dem Sextanten auf der Lauer nach dem ersten Sonnenstrahl. Eine erwartungsvolle Spannung schuf dieser Himmel; wie der Vorhof zum Reich der Sonne wirkte er. Wenn die Wolkenbank kurz aufriß, erglänzte das Meer in südlichem Licht. Ganz vorn auf dem Klüverbaum sitzend, nahe der Haifischflosse, war Jorg vollkommen glücklich. Vergessen waren die Wochen des Harrens im Kattegatt, die Wochen des Kampfs um Raum nach Westen, vergessen der schwere Sturm vor Schottland. Zum erstenmal trug er ein leinenes Hemd; es fühlte sich ganz merkwürdig an nach all der Wolle. Hier, haushoch über dem Meer und ebenso weit entfernt vom Schiff, war der geheimnisvolle Punkt, von dem aus man die Welt bewegen konnte. So empfand er.

Faszinierend war die tausendfach wechselnde Oberfläche der See. Von schrägen Sonnenstrahlen wurden nur die äußersten Spitzen der feinen Wellenrippen getroffen.

Als goldne Punkte flammten sie auf, und die See sah aus wie eine überstark vergrößerte Photographie, die sich

in Rasterpunkte auflöst. Dann wieder liefen Millionen kleine, goldne Schlangen über die Wellen, und im nächsten Augenblick wogten breite Feuerbäche.

Da, wo die Schneide des Stevens am Schiffsbauch weiß sich färbte, war eine Schlacht im Gange. Die Fronten der Schaummassen stürmten vor und wichen zurück in seltsamem Rhythmus, der nur entfernt mit der Schiffsbewegung zusammenhing. Die vorderste Angriffswelle des Schaumes feuerte Breitseiten von Schrapnells. Die zweite Welle des Angriffs schienen schwere Tanks zu sein: machtvolles Sich-Bäumen, Anrollen, Erdrücken durch Masse des Schaums. Und dann wieder waren die Schaummassen völlig geschlagen, wichen zurück, und in der grünen Tiefe zeichnete sich klar der nietengepanzerte Steven ab, der ungeheure Pflug, der breite Furchen warf. Und das Rauschen aus der Tiefe berauschte den Mann, der seinen Blick nicht wenden konnte.

Aber die herrliche, treue Brise starb. Sie starb am Morgen des sechsten Tages in einem Regenschauer. Jorg sammelte drei Pützen Regenwasser, badete und weichte Wäsche ein. Wie dieser lange, stetige Schuß von Wind geendet hatte und wie dies Ende sich allmählich ankündigte, das war doch interessant. Er ging ins Kartenhaus und schrieb sich einen Auszug aus dem Logbuch ab: Bei abflauendem Nordnordwestwind war die „Notre Dame", von vier Stunden zu vier Stunden gerechnet, gelaufen: 43 – 41 – 40 – 33 – 21 Seemeilen. Dann war der Wind ganz nach Nord gegangen, und das Schiff war die nächsten vier Stunden noch einmal einundzwanzig Seemeilen gelaufen. Schließlich ging die schwache Brise mit einem Ruck nach Ostnordost, und „Notre Dame" lief in vier Stunden nur noch acht Meilen. Und nun war es ganz aus.

Die Untersegel hochgerafft, so wie eine altmodische Frau die Röcke hebt, bevor sie loslaufen will, wartete „Notre Dame" auf neuen Wind. Jorg, noch benommen und berauscht von dem Fliegen und Wiegen auf dem Klüver-

baum, ging in die Kajüte und schrieb für sein kleines Mädchen:

Die Geschichte des alten Admirals

Vorn an der Spitze des Schiffes reckt sich der Klüverbaum übers Meer. Er ist so dick und so lang wie der stärkste Baum, und das muß er auch sein, denn fünf Segel sind an ihm festgemacht, und er stützt die großen Masten mit starken Drahtseilen.

An seiner Spitze haben die Matrosen die Schwanzflosse eines Haifisches angenagelt, und unter den Klüverbaum haben sie ein Netz gespannt, damit keiner ins Wasser fällt.

Eines Nachts nun kletterte der Vater auf den Klüverbaum und legte sich in das Netz wie in eine Hängematte. Der Schiffsbug durchschnitt das Meer, daß es schäumend aufsprang in großen, weißen Wogen, und die kühlen Wassernebel wehten wie eine feine Brause bis zum Netz herauf. Es war dunkel ringsum, das Schiff ritt über die langen Wogen, und sie leuchteten; denn im Süden leuchtet das Meer, als wären alle Sterne vom Himmel ins Wasser gefallen.

„Schön ist es hier“, sagte der Vater vor sich hin.

„Das sagst du so“, antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit, die klang wie das Rauschen des Meeres. Der Vater war ganz erschrocken. Er hatte geglaubt, er wäre ganz allein. Jetzt sah er aber, daß noch jemand da war: Es war eine hölzerne Figur, groß wie ein Riese. Sie wuchs aus dem Bug des Schiffs heraus und reckte sich mächtig unter dem Klüverbaum. Sie hielt ein langes Fernrohr in den Händen und spähte damit weit über die See. Als die Augen des Vaters sich ein bißchen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, daß die Figur ein Admiral war. Er trug einen dreispitzigen Hut auf dem Kopf. Seine breite Brust steckte in einer Weste, und an seiner blauen Jacke waren viele goldne Ärmelstreifen. Auf den Schultern trug er goldne Achselstücke, dick wie Streuselkuchen, und die Augen waren ihm vor lauter Durchs-Fernrohr-Gucken ganz aus dem Kopf getreten.

„Das sagst du so", rauschte der alte Admiral, und obwohl es genau wie das Brausen der Wellen klang, konnte der Vater es auf einmal verstehen. „Aber lieg du mal hier bei Sturm, wenn das Schiff seine Nase ins Meer taucht, und die Wogen bis zu den Segeln spritzen. – Dann wirst du nicht mehr sagen, daß es hier schön sei."

„Das kann ich mir gut denken", sagte der Vater ganz bescheiden, weil der Admiral ein solcher Riese war und so viele goldne Ärmelstreifen hatte. „Ein Mensch müßte dabei sicher gleich ertrinken. Aber Sie sind ja wohl kein Mensch?"

„O nein", sagte der Riese und reckte gewaltig seine Brust, so daß der Vater einen prachtvollen Ordensstern aufblitzen sah. „Ich bin in erster Linie Admiral! Ich stelle Nelson vor. Hast du mich nicht in der Schule gelernt?"

„Natürlich – selbstverständlich!" stammelte der Vater. Er hatte ein ganz schlechtes Gewissen, weil er nämlich die Jahreszahlen von den Schlachten vergessen hatte, und der Admiral war so streng.

„Ja, damals, das waren noch Zeiten!" seufzte der Admiral. „Damals gab es zwar nur hölzerne Schiffe, aber eiserne Seeleute. Heute ist das leider umgekehrt."

„Sicher haben Sie viele Stürme mitgemacht, Herr Admiral", sagte der Vater ehrfurchtsvoll, um die Figur von ihren Kriegserinnerungen abzulenken. „Ihr Holz ist schon ganz rissig und verwittert, und die Wellen haben ein Stück von Ihrer Nase abgeschlagen. Sicher haben Sie durch Ihr Fernrohr viele wunderbare Dinge gesehen; wollen Sie mir nicht davon erzählen?"

„Das will ich gern, mein Sohn. Denn es geschieht selten, daß mich ein Mensch besucht. Ich bin sehr einsam. Nur einmal im Jahr kommen die Matrosen zu mir mit ihren Farbtöpfen und malen mir meine Weste und meine Jacke an. Höre zu!"

Der Vater kroch noch tiefer in das Netz, bis er dicht unter dem Kopf des Riesen lag, und der Admiral rauschte wie ein Wasserfall: „Als ich zum erstenmal auf diesem

Schiff durch mein Fernrohr spähte, da stand es noch auf dem festen Land. Es war gerade fertiggebaut, und nun sollte es getauft werden. Vor mir stand ein Mädchen, ihr Haar wehte im Wind und war so golden wie meine Ärmelstreifen, und ihre Augen blitzten wie meine Ordenssterne. Schön war sie; fast so schön wie meine Lady Hamilton. Sie schwang eine Sektflasche hoch und schlug sie gegen meine Brust, daß sie zerbrach: ‚Admiral Nelson sollst du heißen!' Es kribbelte angenehm, wie der schäumende Wein mir über die Weste lief, aber noch lieber hätte ich ihn in den Mund bekommen. Da wurde ich zum erstenmal naß. Alle Arbeiter schrien Hurra, Böller wurden abgefeuert, und das Schiff glitt mit mir in die See."

„Und was geschah dann?"

„Wir waren der Stolz der Flotte. Wenn guter Wind in unsre Segel blies, fuhren wir schneller als die plumpen Dampfer. Dann stand unser Kapitän auf dem Hochdeck und hielt den Dampfern, die wir überholten, einen Tampen hin. Das sollte heißen: ‚Ihr könnt euch ja man hinten anhängen.' Dazu lachte er, daß es von den Segeln widerhallte.

Wir machten die schnellsten Reisen; die Kaufleute gaben uns ihre kostbarsten Waren mit, so daß das Schiff ganz tief beladen war, und ich kaum noch durch den Gischt ausgucken konnte nach den fernen Ländern."

„Was hast du alles auf dem Meer gesehen?"

„Oh, es gibt nichts, was ich nicht gesehen hätte: Wogen so hoch wie Häuser und so lang wie Straßen. Donnernd stürzten sie sich über unser Schiff mit weißen Mähnen; sie zerschlugen unsre Rettungsboote, sie überschwemmten die Wohnung der Matrosen, sie wollten uns ganz und gar erdrücken und zerschmettern. Aber wir schüttelten uns, und sie rollten wieder hinab in die See, und die Matrosen tauchten wieder auf aus dem Wasser, in dem sie ganz begraben waren. ‚Pfui Teufel!' riefen sie, und auch sie schüttelten sich.

Ich habe Orkane erlebt, in denen unsre stärksten Segel

zerrissen, und der kleine Schiffsjunge weinte und schrie nach seiner Mutter, weil er solche Angst hatte."

„Hast du auch Fische gesehen?"

„Alle Fische, die es überhaupt gibt. Wir sind durch Heringsschwärme gesegelt, die waren so groß, daß das Meer weithin wie Silber aussah von ihren glänzenden Schuppen. Nachts hat das Rauschen meiner Bugwelle die großen Schweinsfische geweckt, die auf dem Wasser schlafen, und erschrocken sausten sie im Zickzack vor uns her. Ihre Jungen hingen auf den Rücken der Mütter, mit ihren Mäulern saugten sie sich fest. Walfische, groß wie Inseln, sind vor mir aufgetaucht. Aber wenn sie uns sahen, spritzten sie schnell einen großen Wasserstrahl in die Luft und tauchten, tief, tief, damit unser Kiel ihnen nicht den Rücken schrammte. Gierige Haifische schwammen hinter uns her; die Matrosen fingen sie mit großen Angeln, denn die Haie sind die Feinde der Matrosen, weil sie Menschen fressen."

„Und dann, was hast du noch erlebt?"

„Dann wurden wir langsam alt, das Schiff und ich. Wir waren nicht mehr so schnell wie die Dampfer. Die Kaufleute gaben uns nicht mehr ihre besten Waren mit. Wir waren froh, wenn wir das Schiff mit Vogelmist beladen konnten, Guano heißt das Zeug, die Bauern düngen ihre Felder damit. Pfui Teufel, wie das stank! Ich hätte mir gern die Nase zugehalten, aber das ging nicht, weil ich doch mein Fernrohr halten mußte."

„Und dann?"

„Der Kapitän, der uns so lange geführt hatte, wurde alt und blieb an Land. Ein andrer kam; – das war der kleine Schiffsjunge, der so geweint hatte – er war inzwischen ein großer Mann geworden. Aber auch er ist nun alt, und ich werde langsam morsch, und die schönen Mädchen mögen mich nicht mehr, weil meine Nase abgebrochen ist, und meine Uniform sei altmodisch, sagen sie. – Ja, es ist Zeit, daß wir unsre letzte Reise machen."

„Man wird Sie vielleicht in ein Museum tun."

„Was, in ein Museum? – Nein, da will ich nicht hin. Da ist es staubig, und Menschen laufen da herum, die von der Seefahrt keine Ahnung haben und glotzen einen an. Ich habe keine Lust, mich blöde anstarren zu lassen."

„Wozu hast du denn Lust?"

Da rauschte der alte Admiral ganz dumpf und unheimlich: „Das will ich dir sagen – aber es ist ein Geheimnis: Wir kommen jetzt bald an das Kap der Stürme. Da segeln riesige Eisberge vom Südpol heran, und Nebel brauen, so daß man sie oft gar nicht sieht. Da oben, in Sturm und Nebel, will ich mit meiner Brust gegen einen Eisberg rennen. Das gibt ein riesiges Loch, größer als ein Scheunentor, und dann wollen wir beide untergehen, das Schiff und ich. Das ist ein ehrenvoller Tod für einen alten Admiral und für ein altes Schiff, findest du nicht auch?"

„Ja, aber dann müssen doch auch die Menschen alle mit untergehen und ertrinken", rief der Vater und bekam Angst.

„Da hast du recht", sagte der Admiral und brauste sanfter, „daran habe ich gar nicht gedacht. Ich kümmre mich nicht mehr viel um die Menschen, weißt du; sie kümmern sich ja auch nicht um mich. Kannst du mir einen besseren Vorschlag machen, bei dem ihr gerettet werdet?"

„Ja, das kann ich", sagte der Vater. „Hinter dem Kap der Stürme kommt die Südsee, wo es noch wundervolle Koralleninseln gibt, auf denen schöne, braune Menschen leben mit Blumen im Haar, wie im Paradies. Dort kannst du, wenn du willst, mit deiner Brust gegen ein Korallenriff rennen, daß das Schiff untergeht. Aber wir werden alle gerettet und schwimmen an Land, und ich halte mich an dir fest, wenn ich schwimme, denn ich schwimme nicht besonders gut."

„Und dann?" rauschte der Admiral neugierig.

„Und dann erzählen wir den braunen Menschen, daß du der große Admiral Nelson bist, und sie setzen dich in ihren Tempel und tanzen dir vor und bringen dir gebratene Schweine und Palmwein."

„Ein gutes Glas Punsch wäre mir lieber", brummte der

Admiral. „Palmwein wirkt so heftig auf die Verdauung. – Aber im übrigen – nicht dumm, gar nicht so übel – ich will mir deinen Vorschlag mal beschlafen."

Der alte Admiral brauste und brummte unter seinem Klüverbaum noch eine Weile, und endlich schnarchte er ganz laut, so fest war er eingeschlafen. Auch der Vater schlief ein, und als er erwachte, glitzerten die Wellen in der Sonne, und ihm war, als hätte er die ganze Geschichte nur geträumt.

Die „Notre Dame" hatte die Höhe von Gibraltar passiert, aber nun war es, als hätte die Luft keine Kraft und kein Herz. Alle paar Stunden sprang eine leichte Brise auf; man freute sich und braßte die Rahen und hoffte auf den Passat, aber in der nächsten Stunde war es wieder totenstill. Immer noch war es recht kühl; Jorg fluchte, als er mit Andersson den kurzen Weg über das Hochdeck maß, hin und her und her und hin: „Verdammt noch mal! Ich will jetzt Sonne haben! Ich will brüten, ich will das ganze Europa aus mir herausschwitzen; dazu brauche ich Glut. Wir sind doch auf der Höhe von Afrika; her mit der Hitze!"

Er ging zum Heck, wo das Log sich träge drehte. Er hielt das Holzkreuz an, probierend, wieviel Kraft sich wohl in der Leine sammeln würde. – Sie war kaum spürbar. Bug und Heck, sie bedeuteten Zukunft und Vergangenheit. Am Bug stehend, richteten sich die Gedanken vorwärts auf das Kommende; ins Kielwasser schauend, wanderten sie nach der Heimat zurück. Von der Karte Europas in seinem kleinen Seeatlas hatte er umblättern müssen zur Karte des Atlantischen Ozeans – ganz klein war Europa darauf. Das Beste, was diese Reise mir bringt, ist die Distanz, dachte er, die Dinge fangen an, ganz anders auszusehen, als man sie zu Hause sah.

Die Kanarischen Inseln lagen östlich, im Dunst verborgen, aber nicht allzuweit. Jorg las im Segelhandbuch, um

etwas über sie zu erfahren. Dies Buch beschrieb die Küsten für den Seemann, der sie ja ganz anders betrachtet als der Landbewohner. Für den Landbewohner ist die See das unsichere, gefährliche Element; das Segelhandbuch aber schrieb: „Man betrachte jede Küste als gefährlich, von der nicht unzweifelhaft erwiesen ist, daß sie frei von Gefahren ist." Mißtrauen gegen alles Land war der Grundton und: „Seemann, bleibe draußen auf dem sicheren Meer", war die Devise.

Das Landinnere war nur ganz flüchtig, skizzenhaft gestreift; das ging den Seemann ja auch nichts an. Ausführlich und genau aber waren Strömungen beschrieben, die Schiffe landeinwärts setzten, Eisenerz auf dem Meeresgrund, das den Kompaß gefährlich abzulenken vermochte, Peilungen, Marktpreise und Lotsengebühren.

Man konnte sich danach gut die Überlegung eines Kapitäns vorstellen, der sich sagte: Ich brauche frischen Proviant, aber die Fleischpreise auf den Kap Verde Inseln scheinen mir doch recht teuer. Da wollen wir lieber noch die tausend Meilen nördlich bis zu den Kanarien segeln. – Genau so rechnet die Hausfrau, ob die billigeren Preise auf dem Wochenmarkt die Groschen für die Trambahn lohnen.

Die Nächte wurden schwül und regenschwer; zuweilen gingen kurze, jähe Wolkenbrüche nieder. Dann brausten die Speigatten; überall blitzten Taschenlampen auf, Matrosen in glitzerndem Ölzeug rannten mit Eimern, mit Holzpützen, Fässern, Blechdosen zu den Wasserspeiern. So schwer wurden die von Regen vollgesogenen Segel, daß „Notre Dame" dann schwerer taumelte mit diesen großen Lasten hoch in den Masten, wie ein Metronom, dessen Gewicht man höher schiebt. Es war so dunkel, daß man kaum die Spiegelung der nassen Decks erkannte. Die Schwüle, das Taumeln des Schiffes, die Dunkelheit, sie machten schwindlig; man verlor alles Gleichgewichtsgefühl.

Die Masten quirlten in den Sternen, die schwach und milchig schimmerten durch Wolkendecken; seltsame Zirkel

und Figuren zeichneten die Mastspitzen und etwas Magisches war in der Bewegung wie weisende, deutende Finger eines Astrologen.

Die flauen Tage währten. Man wurde ganz niedergeschlagen davon und innerlich wie flach gedrückt. Zuweilen tat eine der Brisen ganz so, als sei sie der Passat, um so mehr war man enttäuscht, wenn sie sich schlafen legte, und das Rauschen an der Bordwand erstarb. Aber es wurde wärmer. Strümpfe wurden mit schlichtem Abschied aus dem Dienst entlassen, weiße Hemden tauchten auf; man sah die ersten nackten Arme, nackte Brust und Hals, noch bleich vom Norden. Die Haut begann nach Wasser zu hungern, in der schwülen Wärme klebte das Zeug sich an ihr fest. Der Teer des Segelgarns sog sich tief in die Rillen ein, die das Garn beim Nähen in die Finger schnitt; man roch ganz und gar nach Teer. Bei Sonnenuntergang durchlief die Menschen jedesmal ein kleiner Fieberfrost. Bei Sonnenaufgang lösten sich von der Wolkenbank im Westen kleine, rosige Wölkchen ab; der Sonne schwebten sie entgegen, eilig; ein rührender Anblick, wie kleine Kinder der großen Mutter entgegenlaufen, wenn sie heimkehrt.

„Das ist jetzt so die Gegend, wo auf den großen Passagierdampfern der Flirt beginnt", sagte Jorg zu Andersson: „Die Seekrankheit haben sie nun glücklich hinter sich, es wird warm, und die Geschlechter werden auch warm aneinander. Da liegt man nun im Deckstuhl, Seite an Seite, bewundert die Sterne und die eigne Fülle von Gefühl und von Gedanken, die sich dabei entwickelt. Welche Überraschung; man hat ja gar nicht gewußt, daß man das in sich hätte. Aber es macht sich gut und schmückt ungemein; das Mädchen blickt träumerisch mit feuchten Augen, man ergreift ihre Hand – hat sie etwas dagegen? – O nein, sie hat augenscheinlich nichts dagegen, sie blickt ja zu den Sternen und ist gerne blind gegen solche irdischen Dinge. – Ja, so fängt es an."

Andersson lachte und rief nach dem Steward, daß er

ihm Wasser zum Rasieren brächte: also war wieder mal Sonnabend.

Der Himmel hatte den gewohnten kleinen Wolkenschwamm über „Notre Dame“ ausgedrückt; man spürte das Ziehen eines Lufthauchs auf der nassen Haut, und leise flüsterte, schwätzte und schmatzte es an den Flanken.

Der Nordost-Passat kam wie ein Dieb in der Nacht; maskiert als eine der kleinen, treulosen Brisen. Aber dann frischte er auf und blies sich in die Stetigkeit hinein. Der Morgen kam mit Glanz, mit Schaumkämmen, mit Frische und Wärme. Voll und gewölbt standen die Segel der „Notre Dame“ wie Brüste junger Mütter.

Vom frühesten Morgen ab war das Deck, waren die Masten von hallenden Rufen erfüllt. Die Segel wurden ausgewechselt; die starken, neueren Segel, von denen keins älter als drei Jahre war, wurden durch die ältere, mürbere zweite Garnitur ersetzt, von der manches Segel zehn Jahre diente und vor lauter Flicken kaum mehr einen Fetzen seines ursprünglichen Tuches besaß. Rahen waren mit halbnackten Menschen besetzt wie ein Telegraphendraht mit Schwalben, Messerklingen blitzten, losgeschnittene Bändel flogen leewärts und von den Enden der Rahen, von den Rahenocken her, fiel Ruck um Ruck das Tuch, gerefft, gebündelt, ein schwerer, leblos schlaffer Leib. Vom Himmel herab kamen verweht die heiseren, rhythmischen Rufe; die Mannschaft arbeitete im Takt. An Deck sah man den Steuermann; den Kopf im Nacken, immer nach oben blikkend, lief er hin und her wie ein Schäferhund, sich heiser schreiend durch das Schallrohr seiner Hände. Immer schienen die Jungens oben irgend etwas nicht recht zu machen, dem jungen Steuermann zuckte es in den Händen, in den Beinen, aufzuentern, die ganze Sache vorzumachen. Aber er konnte ja nicht in allen Masten zugleich sein, so mußte er unten bleiben – leider, leider. Und: „Satan! – Satan!“ war das häufigste Wort in der schwedischen Sprache, so

stellte Jorg fest: es schallte sowohl von oben wie von unten, aber böse gemeint war es nicht. Es klapperten und klimperten die Sperrklinken der Winden an Deck; durch Blöcke geschoren, wurden die Passatsegel hochgeheißt mit einem lustigen Rundlauf der Jungens an den Handspaken um die Kapsel herum. Sie sangen und setzten mit einem Sprung über das gespannte Tau bei jeder Runde.

Es hielt Jorg nicht an Deck, er enterte mit nach oben. Arm und Schulter taten allerdings elend weh, und wenn der Überhang an den Marsen zu durchklettern war, mußte er einen Anflug von Feigheit überwinden. War man aber einmal oben, lag man mit dem Leib über der Rahe, dann fühlte man sich genau so sicher und dabei so seltsam beschwingt wie als Junge in der Krone des Lieblingskletterbaumes. Von einem wunderbaren Glücksgefühl fühlte er sich durchzittert, als hätte er eine neue Welt entdeckt. Und es war eine neue Welt! Schmal, wie durch einen Zauber klein geworden, lag fünfzig Meter unter ihm der Leib der „Notre Dame“, plötzlich in ihr eigenes Modell verwandelt. Wie ein Spielzeugschiff in Holzwolle gepackt, so lag sie in einem Bett von Schaum, und der Horizont war zu einer ungeheuren Kuppel geworden, die über den Mastspitzen zusammenstrebte. So riesengroß schien noch das Royalsegel, über dessen Wölbung er hinabschaute, so gigantenhaft schwer und stark die Rahe, auf der er lag; der Schiffsleib schien ganz außer jedem vernünftigen Verhältnis zu diesen Massen. Es schien ein Wunder, daß sie diesen schmalen Leib da unten nicht einfach umkanteten. Der starke, frische Wind – viel kräftiger als an Deck – strich wie mit formenden Händen über das Gesicht; man wurde förmlich glattgeweht, poliert. Das Haar peitschte beinahe schmerzhaft die Stirn, und fast gewaltsam wurden die Lungen vollgepumpt mit Frische, die einem die Brust dehnte, die sie füllte mit einer Lust, daß man hätte schreien mögen. Knatternd schlugen die Hosenbeine gegen die Waden an.

Sehr langsam, hoffend, man möge diese Langsamkeit an

Deck nicht beobachten, tastete sich Jorg bis zur Rahenock in Lee. Jetzt hing er ganz außerhalb des Schiffs, sogar außerhalb des Schaumstreifens der Flanke, frei über der blauen Tiefe. Es war gar nicht gefährlich; Füße und Hände hatten ja guten Halt, und an der Rahenock war obendrein noch eine starke Kette, in die hinein man sich klemmen konnte wie ein Keil. Es war atemraubend und unwirklich schön dort zu hängen im Sonnenglast, im Sausen, am äußersten Rand der weißen Schwingen der „Notre Dame", am äußersten Rand des Nichts. Es war ein uraltes Glück, das in der Brust aufbrach, ein Glück, wie man es als Kind gekannt hat, wenn man den ersten, hohen Baum erkletterte und träumte, man könnte wie ein Eichhörnchen immer in den Bäumen leben, Wälder durcheilen, von Ast zu Ast sich schwingend. Es kommt von Urzeiten her, dies Glücksgefühl, eine Erinnerung daran, daß auch die Menschheit einst ein Baumleben führte mit Seligkeiten, die heute noch in unserm tiefsten Innern schlummern.

Jorg blieb so lange, bis er den Steuermann immer häufiger zu sich hinaufblicken sah. – Dachte der Mann etwa, er traute sich nicht mehr zurück? – Nein, so war das nicht. – Fast traurig war der Abstieg, zuerst über schwankende Leitern hinab, vorbei an dem Gesang der Matrosen auf den unteren Rahen, und dann auf den festen, sicheren Wanten, die breiter und breiter wurden nach unten zu.

Das war das Geheimnisvolle, das Glückbringende des Segelns: die Kraft, die „Notre Dame" über die Meere trieb, war unsichtbar – Wind, buchstäblich Luft –; man sah ja nur die Wirkung dieser Kraft. Eine Dampfmaschine, ein Motor, das sind menschliche Dinge; wir können sie begreifen und die Kräfte, die in der Kohle und im Erdöl stecken. Aber nicht diese Windkraft, an deren Erschaffung der Mensch nicht den geringsten Anteil hatte. Darum war man hier auf „Notre Dame" dem Himmel näher als auf irgendeinem andersartigen Fahrzeug; nur die Segelflieger teilten wohl dies Glück.

Als er wieder an Deck stand, fühlte er auf dem Grund

des Bechers seliger Lust, von dem er getrunken hatte, die bitteren Tropfen einer neuen Erkenntnis. Er trank die Neige: und würde man sie niemals wiedersehen, Frau und Kind, und wären sie alle tot – er würde weiterleben. Irgendwie würde er weiterleben; ein neues Leben, vielleicht eine andere Frau und andere Kinder. Oh, er liebte die Seinen von ganzem Herzen! Aber so war die Wahrheit; furchtbar und grausam, ihr Anblick gab einen scharfen Schmerz im Herzen. Er wurde ganz traurig.

Es wurde Zeit, sich eine Hängematte zu machen, bald konnte man ja schlafen an Deck. Segeltuch gab es genug von zerfetzten Segeln, die zu mürbe waren, um geflickt zu werden. Es würde schön sein auf diesem bleichen, weichverwitterten Gewebe zu liegen, das schon so weit gereist war in der Welt; ein gutes Bett für einen Fahrenden.

Der Segelmacher mit dem Thorwaldsen-Kopf drückte Jorg stumm das Gerät in die Hand – er sprach nur schwedisch – die dreikantige Nadel, den Segelhandschuh; und mit einladender Gebärde hielt er ihm einen Strang Segelgarn hin: „Bitte nehmen Sie soviel Sie wollen." Segelgarn war etwas Kostbares an Bord, etwas, womit gespart wurde. Viel Vornehmheit und Freude am Verschenken lag in dieser Handbewegung.

Jorg saß an Deck und nähte die Bahnen zusammen. Wenn er nur recht langsam und genau arbeitete, dann könnte er wohl so gute Nähte machen wie die andern, hatte er gemeint. Aber, ach, was wurden sie unregelmäßig und verworren, wahre Abbilder meines Gemüts, dachte er. Peinlich spürte er den Blick, den jeder vorübergehende Matrose auf die Arbeit warf. Die Hängematte würde bald genug fertig sein; am Nachmittag waren die langen, langweiligen Nähte beendet, es fehlten nur noch die Stricke zum Aufhängen. Da aber kam der Steuermann Barbarossa, das Verhängnis in Gestalt des Fachmannes, der diese Pfuscherei nun nicht mehr mit ansehen konnte. Er schüttelte den

Kopf über die fehlende Symmetrie der schon vorhandenen Löcher für die Stricke, er holte ein Stanzeisen und stanzte neue Löcher. Zur Verzweiflung Jorgs, der sie nun umsäumen mußte. Und dann sollten auch die Haltestricke die Ränder der Hängematte der Länge nach umsäumen. Sie müßten eingenäht werden, verlangte Barbarossa. „Großer himmlischer Vater!" rief Jorg, worauf Barbarossa ganz streng auf schwedisch etwas sagte, was etwa klang, wie: „Das muß so sein, denn es gehört sich so!" Jorg gab nach. Er wurde da anscheinend bei der Ehre gepackt, und die Ehre ist ein sonderbares Ding; man tut dann einfach Dinge, auch wenn einem das nicht gefällt.

Am zweiten Tag war er so weit, daß er endlich die Löcher mit Segelgarn benähen konnte, aber da kam wieder der vermaledeite Barbarossa und sagte: „O nein! Da müssen erst Ringe aus Schümannsgarn um die Löcher gelegt werden." Er machte so einen Ring vor, und Jorg schaffte auf diese umständliche Art nur zwei Löcher in der Stunde. Erst am dritten Tag waren die Stricke aus alten Gordingtauen eingespleißt. – Auf Jorgs eigne, primitive Art wäre die Hängematte in wenigen Stunden fertig gewesen, und sie hätte auch wohl gehalten auf die Dauer der Reise. Hier aber war eine zeitlose Welt, in der es nur ein Ideal gab: das der handwerklichen Vollkommenheit. Alles sollte halten für die Ewigkeit. „Ich habe da einen ‚Ewigkeitswert' geschaffen", seufzte Jorg, „noch meine Urenkel werden in dieser Hängematte liegen können." Aber im Grunde war er zufrieden, die Lehre, die man ihm gegeben hatte, erzwang Hochachtung. Die Welt, aus der Jorg kam, diese Zivilisation, in der fast alle Dinge nach der Billigkeit fabriziert wurden und nach dem Schein, nicht stärker und nicht besser als unbedingt notwendig und vorbestimmt zu schnellem Verbrauch – diese Welt hatte keine Geltung hier.

Es war schwer, einen guten Platz zum Aufhängen zu finden, weil bei diesem Südkurs fast das ganze Schiff tagsüber im Schatten der Segel lag. Endlich fand Jorg eine

Stelle ganz achtern am Heck, wo die Hängematte auch dem Tauwerk nicht im Wege hing.

Der Passat war frisch, schon mehr ein halber Sturm. Die Mahlzeiten wurden zwischen den Schlingerleisten aufgedeckt; Jorg gewöhnte sich daran, den Serviettenring unter den Tellerrand zu schieben, um den Teller waagerecht zu halten. Spritzer wehten über Deck; das Wasser verdunstete schnell, aber alles war mit Salzkrusten bedeckt, klebend, schmierig und feucht. Ringsum am Horizont standen hohe Wolkenbänke, wie gemauert, seit Tagen. Sie hatten die Farbe von zartem Porzellan, und „Notre Dame" segelte in ihrem Ring wie in einer riesigen Suppenterrine.

Frühmorgens erwachte das Schiff genau wie ein Dorf; nämlich mit dem Kreischen der Wasserpumpe; ein uralter Laut, der für den Städter immer mit der Vorstellung von Landleben verbunden ist. An Stelle der Mädchen am Brunnen sah man dann den Schiffsjungen mit seinen Eimern. Barfuß ging er, die Hosen hochgekrempelt, die winzige Passatkappe schief auf den Kopf gepreßt, die Backen glühend von Gesundheit. Am Kreuzmast war die umständliche, die absichtlich schwer zugängliche Süßwasserquelle der „Notre Dame". Zuerst mußte man eine schwere Verschlußklappe zur Seite wälzen. Dann stieg man durch ein Mannloch einen sehr engen Schacht hinab und stand nun zwischen mächtigen, vernieteten Wassertanks. Dort unten war auch die Pumpe, obwohl es natürlich die Arbeit erleichtert hätte, wenn sie an Deck gestanden wäre. – Das sollte ja aber gerade nicht sein. Von unten wurde das Wasser an Deck gepumpt, wo es aus einem Krümmer in die Eimer floß. War ein Eimer gefüllt, was man nach der Zahl der Pumpstöße berechnete, mußte der Mann nach oben klettern und einen neuen Eimer untersetzen. Durch diese Umständlichkeit wurde den Menschen klar, daß Wasser etwas Kostbares sei. Die Tagesration für den Mann betrug etwa fünf Liter. Zwei davon beanspruchte der Koch, die letzten drei mußten genügen zum Waschen, zum Zeugwaschen und Trinken. Darum trug der Schiffsjunge auch

nie zwei Eimer die Treppe zum Hochdeck hinauf, obwohl er das leicht gekonnt hätte. Mit zwei Eimern bestand aber Gefahr, daß ein paar Tropfen überschwappten, und das durfte nicht sein.

Abends standen die Luftschächte jetzt offen, die von den Matrosenlogis zum Hochdeck führten. Wie in Höhlenwohnungen schaute man von oben auf den gescheuerten Tisch, über dem eine kleine Petroleumlampe baumelte. Da saßen die Jungens und warteten aufs Abendbrot; man schaute auf starke Nacken, auf wirre, schimmernde Schöpfe, auf kräftige Arme, auf denen die Tätowierungen sich bewegten. Es war auffallend, wie viele Tätowierungen es gab unter dieser jungen Mannschaft. Jorg hatte geglaubt, die Sitte sei im Aussterben begriffen. Von den Vorhangstangen der Kojen baumelten Wollsocken, giftgrün mit rotem Rand und Hemden mit ganz urtümlichen, nordischen Mustern bestickt. Man hörte den Koch in der Kambüse sein Feuer schüren, hörte ihn rumoren mit Holzschuhen und Blechtiegeln und das Zischen des heißen Fettes. Dampfend kam das Essen auf die Back, Messer und Löffel klapperten auf den Blechschüsseln, und alle Gespräche erstarben im Eifer des Essens. An benagelten Latten unter dem Lichtschacht hingen die Blechbecher; jetzt wurden sie herabgelangt und aus der dicken Blechkanne mit Tee gefüllt. Sie war so schwer, daß man sie nicht anhob, sondern kantete.

Und nachher friedliches, leises Schwätzen, kleine Wellen von Lachen. Einige lasen Zeitung; ein für Landbegriffe rührendes Unternehmen, weil ja keine jünger als sechs Wochen war. Aber man las ja nicht um der Neuigkeiten willen. Die Zeitung am Abend, das war einfach eine Sache, die zum Zivilisationsgefühl der Menschen gehörte. Es kam nicht darauf an, was drinstand, aber es mußte eine Zeitung sein.

Endlich hatte Jorg auch die Einteilung der Wachen begriffen. Es war ein schwedisches System: Von Mitternacht bis vier Uhr früh war die erste und die Steuerbordwache

begann. Von vier bis acht kam die Backbordwache an die Reihe. Diese beiden Wachen waren kurz, weil die Nachtstunden ja wachend am schwersten zu überwinden sind. Dann arbeitete die Steuerbordwache fünf Stunden von acht bis eins. Die Backbordwache folgte, sechs Stunden lang von eins bis sieben. Die Steuerbordwache übernahm die letzten fünf Stunden von sieben bis Mitternacht, und der neue Tag brach dann mit der Backbordwache an. Von den Steuerleuten aber wurde erwartet, daß sie auch von ihrer Freizeit noch etwas an die Schiffsarbeiten drangaben. Mit allen, auch mit den einfachsten und schmutzigsten Arbeiten gingen sie den Jungens beispielhaft voran; ihr Arbeitstag umfaßte fünfzehn, sechzehn, manchmal achtzehn Stunden. Kein Wunder, daß die jungen Gesichter hager wurden. Kapitän Andersson hatte in den ganzen sechs Wochen noch keine Nacht unter Deck geschlafen. Er schlief – wenn er schlief – im Kartenhaus auf der alten Lederbank.

Jetzt, wo das Leben auf der „Notre Dame" ruhiger, routinemäßiger geworden war, jetzt, wo es keine Wetterüberraschungen mehr gab, saß der Kapitän manchmal abends mit Jorg in der Kajüte. Er saß ganz still, die Augen starr ins Lampenlicht gerichtet in tiefem Nachdenken. Wie leblos lagen die schweren Hände auf der Tischplatte. Er rauchte nicht, und seit jener seltsamen Nacht in Kopenhagen hatte Jorg ihn keinen Tropfen trinken sehen. Die Einsamkeit des Mannes war so stark, daß man sie wie eine Strahlung spüren konnte. Sie war unheimlich, weil man ein inneres Feuer in ihm spürte, unheimlich wie ein schlafender Vulkan. Eines Tages tauchte er in seine Kammer – der ödeste Raum auf der „Notre Dame", weil nie benutzt, nie bewohnt. Jorg hörte ihn Schübe auf- und zustoßen; er kam zurück mit einem Holzkasten unterm Arm. Er legte sein Messer auf den Tisch und stellte den Kasten aufrecht. Jorg sah, daß es ein Schrein war, ganz ähnlich einem kleinen Altarschrein. Zögernd löste der Kapitän die Riegel, und nach einem langen, prüfenden Blick auf Jorg hob er etwas heraus und legte es vor sich auf den Tisch.

Es war eine hölzerne Figur, ein Mädchen. Sie war aus Mahagoni, zartes Braun mit einem feinen Goldschimmer der hölzernen Adern. Sie war schlank und doch vollkommen weiblich mit ihren runden Hüften, mit ihren runden Brüsten, und sie stand so, wie ein junges Weib vor dem Mann steht, den es liebt, voll Scheu und doch voll von dem wundervollen Mut des Menschen, der seinem Schicksal gegenübersteht: den Kopf zurückgeworfen, die Hände im Nacken gekreuzt. Keine schamvolle Geste und doch: in den eng aneinander gestellten Knien meinte man ein Beben zu spüren aufsteigend von den schmalen Füßen, das Beben der Frau, die fühlt, daß sie im nächsten Augenblick die Hände des Mannes spüren wird: Hände, die sie aufheben vom Boden, schwerelos, Arme, die sie davontragen, unglaubliche Härte und Gewalt, atemraubend, sengend, entflammend, ein Brand von Leidenschaft. Man meinte diesen Ausdruck im Gesicht der Figur zu lesen, aber dies Gesicht war leer, ein ausdrucksloses Oval, ungeformt. Es war das einzige, was noch nicht gestaltet war.

Anderssons Finger glitten streichelnd über das Holz. Das Messer nahm sich gewalttätig aus neben der vollendeten Glätte der Gestalt; so als könnte es sie nur verletzen, zerstören, diese dünngeschliffene Klinge, die in Anderssons Hand das alles doch geschaffen hatte.

„Das ist Juana", sagte Andersson. Es war wie eine Vorstellung, und sie war notwendig, so lebendig war die Figur, soviel strahlte sie aus von der Liebe, die in sie hineingearbeitet war.

„Sie ist schön."

„Ja, Juana ist schön. Oder: sie war schön. Jetzt ist sie wohl schon häßlich; sie altern früh, die chilenischen Frauen; ihre Brüste werden hängen, und sie wird billig geworden sein."

„Hatte sie kein Gesicht?"

„Nein; sie hatte kein Gesicht. Sie hatte nur einen Körper, der war schön und beseelt. Eilin hatte ein Gesicht, aber Eilin ist tot – und ich habe sie nie nackt gesehen –

Sehen Sie: seit fünf Jahren versuche ich Eilins Gesicht und Juanas Körper in einer Figur zu vereinen. Aber es gelingt nicht. Dies ist die fünfte Figur. Sie wird wohl über Bord geworfen werden, wie die andern."

„Eilin war weiß", sagte Jorg mit einem instinktiven Wissen.

„Ja; ich habe auch weißes Lindenholz gehabt. Aber es hat nichts genützt."

Jorg fühlte, daß wieder eine Lawine aus dem Innern des einsamen Mannes sich lösen wollte. Er empfand die Atemlosigkeit des Augenblicks, die Ehrfurcht vor einem Naturereignis.

„Juana – es war meine erste Reise als Kapitän; wir lagen in Talcahuano nach hundertsechsundzwanzig Tagen Seefahrt. – Sie wissen nicht, was hundertsechsundzwanzig Tage Seefahrt sind mit sechs Wochen Kampf um Kap Horn zuletzt – man ist nicht mehr ein normaler Mensch. Man ist – es läßt sich nicht beschreiben – nicht vollgestaut mit schlechten Säften, wie die Menschen an Land meinen; nur so ganz anders als andere Menschen. – Ich war froh und glücklich, als ich mein Schiff vor Anker hatte, in Sicherheit. Ich fuhr an Land. Ich kannte das Haus und kannte Madame – seit vielen Jahren. Sie wünschte mir Glück; ich war mit einemmal eine wichtige Person für sie geworden, Kapitän. Es ist ein altmodisches Land; man gibt uns dort eine Bedeutung, die wir in Wirklichkeit nicht mehr besitzen. –

‚Juana, Sie sollen Juana haben! Sie ist die erste Nacht in meinem Haus, und Sie sind die erste Nacht in meinem Haus als Kapitän. – Juana!'

Dies ist Juana, das soll sie sein; ich kann sie nicht beschreiben. Sie war voll Angst, voll Mut, voll Stolz. Sie war die erste Nacht mit einem Mann zusammen. – Sie weinte, und dann war sie – kaltes Feuer – ich kann es nicht beschreiben. Spät in der Nacht fragte ich: ‚Warum bist du hier?' – Sie lächelte auf eine Art, die mir durch und durch ging: ‚destino!' – Sie war dreiundzwanzig Jahre alt. Sie

war arm; ein armes Mädchen bekommt keinen Mann in Chile in diesem Alter. Sie hatte eine große Familie. Sie hatte jüngere Schwestern auszustatten. Da war sie in dies Haus gegangen. Die Kaufsumme war die Ausstattung für zwei Schwestern.

Jede Nacht, solange wir im Hafen lagen, ging ich zu Juana. Es geschah, damit kein anderer sie besitzen konnte. Ich wollte sie an Bord nehmen. Ich wollte sie heiraten. – Ich brachte die Summe nicht auf, die Madame für sie bezahlt hatte.

Wir segelten zu den Salpeterhäfen.

Nach einem Jahr sah ich Juana wieder. Sie war in demselben Haus. Sie war über und über mit Schmuck behängt. Sie war geworden wie die andern. Sie hatte ein Angebot für ein kostspieliges Haus in Valparaiso. Sie zeigte mir ihren Schmuck und war stolz auf das Geschmeide.

Im dritten Jahr sah ich sie in Valparaiso. Ihre Brüste erschlafften, ihre Stimme war heiser, und die Geldgier lag um ihren Mund. Man war im Begriff, sie in ein billigeres Haus abzuschieben. – Juana!"

Es war unheimlich, wie die Stimme des Mannes anfangs wie ein Gong erklang, aus dumpfen Tiefen aufsteigend, dann tönend unter schnellen Schlägen und absinkend dann heiser, gewürgt vor innerer Erregung, bis die Sprache erstickte an dem letzten Wort. – Juana – hatte er sie wirklich geliebt? Nein. Ein Ideal hatte er geliebt, das liebte er noch, das suchte er zu verkörpern in der Figur. Juana war nur der Körper – Eilin, wer war Eilin? Wenn er Eilin und Juana zu vereinen strebte zu einer Gestalt, dann liebte er keine von beiden ganz. Dann war es gut für ihn, daß er Juana nicht bekommen hatte, denn er hätte nicht sie, sondern immer nur sein Ideal von ihr geliebt. Vielleicht hatte er gehofft, er könnte sie dazu formen, wie er dies Holz formte, dieser einsame Mann, der weltfremdeste, der Jorg jemals begegnet war.

Aber es war unmöglich Andersson das zu sagen. Jorg erhob sich still und ging hinaus. Andersson sah ihn gar

nicht. Er drehte die Figur ganz langsam hin und her zwischen seinen großen Händen.

Das Kielwasser wand sich mit jedem Heben und Senken der „Notre Dame", lebendiger Schlangenleib, eine Milchstraße, besetzt mit funkelnden Sternen. Die Astronomen überwältigen uns mit ihren gigantischen Zahlen, aber die Sterne am Himmel können nicht zahlreicher sein als die funkelnden Sterne in einem südlichen Meer. Unterirdische Gewitter schienen zu zucken mit gewaltigem Wetterleuchten, die Bahn des Schiffes erhellend mit jenem grünlichen Licht, das Leuchtkäfer strahlen.

Am Bug tobte die Nachtoffensive der See: eine Feuerwalze nach der andern rollte brausend vor bis zur Spitze des Klüverbaums. Riesige Kometen flogen an den Flanken der „Notre Dame" entlang; phosphorischer, kalter, höllischer Schein.

Mehr als sechs Wochen war Jorg jetzt in einsiedlerischer Einsamkeit; es trennte hier ja auch die Sprache von den andern Menschen. Das Meer war sein Gefängnis mit den unerbittlichen Mauern des Horizonts. So hatte er es gewollt. Das eigentümlich Weltferne und Überirdische der Fahrt drang tiefer und tiefer in ihn. Es wandelte, es löschte alles aus, was in der Heimat gequält hatte, das Kleine, den Schmutz, das Häßliche, den Alltag. Er begann Andersson, diesen rätselhaften Menschen, zu verstehen, sein Leben auf dem Meer auf riesigen Gespensterschiffen wie die „Notre Dame", eingehüllt in die namenlose Einsamkeit des Schiffsführers. Wenn dieser Mann das feste Land betrat, wenn er auf Frauen stieß, irdisch, erdhaft, erdgebunden wie sie waren, das mußte ja zu Katastrophen führen. War es nicht wie ein Zusammenstoß von Weltkörpern?

Er fühlte, wie die Einsamkeit und die Enthaltsamkeit die Phantasie befruchteten. Wie man an Frauen nicht so sehr als irdische Gestalten dachte, die man gekannt und geliebt hatte. Man dachte an „die" Frau; eine symbolische Gestalt. So war es auch gewesen, als in der Jugend das

Geschlecht erwachte, und mit einem Schlag wurde ihm jäh die Bedeutung des ersten geschlechtlichen Erlebens klar, eine Prägung, die man erhielt fürs ganze Leben.

Man wußte natürlich Bescheid über die Dinge, die zwischen Mann und Frau geschehen. Man las Ovids „Pyramus und Thisbe“ in den Oberklassen und lächelte über die Verlegenheit des Lehrers, der über die Erklärung des „Toto corpore tegi“ hinwegzukommen suchte. Aber man hatte es noch nicht erlebt; ganz Ahnung war man, ganz Erwartung, nichts anderes galt – ein Zustand, der nie wiederkehrt.

Und da es nichts anderes zu geben schien auf der Welt, und da man immer nur das eine suchte, kam die Erfüllung schnell.

Sie waren weit gewandert; er und Bianka, das große, schöne Mädchen, das älter war als er. Es war Frühling; Nester von Schlüsselblumen, Waldränder von Leberblümchen umsäumt, Windröschen im Wind, Haselkätzchen, von denen Goldstaub puderte, Sonne, goldne Lanzenschäfte in junge Wälder schleudernd, wo Birken standen wie brennende Kerzen.

Sie hatten sich gelagert, vom Marsch, vom Frühling zu gleichem Pulsschlag des Gefühls geeint. Das Haar des Mädchens war eine goldne Pracht, sie löste es und breitete es ihm als Kissen. Er barg sein Gesicht hinein. Es duftete; unglaublich, berauschend duftete es, und reglos lag er, als ob er müde wäre. Sie schaute auf ihn herab, lässig wühlte ihre Hand in seinem Haar, zärtlich und gleichgültig, als streichelte sie einen großen Hund. Aber ihn durchlief es jedesmal mit einem Schauer. Sie fühlte, wie sein ganzes Rückgrat unter ihrer Hand erzitterte; es schmeichelte ihr, und wieder und wieder tat sie es, das Aufwühlende, das Sanfte, das Herrliche.

In einem Ringkampf hätte er sie überfallen mögen, ihren Kopf ins Gras drücken, sie küssen, küssen bis zum Wahnsinn. – Aber er regte sich nicht, glücklich, unaussprechlich glücklich.

Die Sonne wanderte ein großes Stück über sie hin. Es dunkelte, als sie aufbrachen, aber es war warm, ganz sommerlich. Da lag ein Teich, klein, von Binsen umsäumt, im Wald versteckt, eine Scheibe glänzendes Blei im Sonnenuntergang.

„Komm, wir baden“, sagte das Mädchen.

Die Landstraße war nahe; sie wagten nicht, sich auszuziehen, aber sie konnten waten. Er fühlte einen großen Hochmut: etwas total Unschickliches sollte geschehen, aber was ging es andre an.

Sie zogen Schuhe und Strümpfe aus, er krempelte die Hosen bis zu den Hüften auf, und fest stützte sich das Mädchen auf seinen gebeugten Nacken, als sie auf unsicheren Grund kamen – sie hatte ja beide Hände voll mit ihren Röcken. Heiß fühlte er mit klopfenden Pulsen die Beuge ihres Arms um seinen Hals. Gebeugt, wie er gehen mußte, sie zu halten, sie zu stützen, sah er ihre langen weißen Beine, mehr, unglaublich viel mehr als jeder Traum. Sie lehnte sich über ihn, ihr Arm berührte seine Lippen; er küßte die Haut, die weiche, süße, bebend vor Lust und Schmerz. Tiefer und tiefer wateten sie und dunkler und dunkler wurde es um sie. Die Wälder waren schon schwarze Mauern. „Warte; dein Rock wird naß“, sagte er, und es klang vollkommen kaltschnäuzig, natürlich. Ein Schauer überlief ihn aus dem Gegensatz zwischen der Kälte der Worte und der Wollust, die er empfand. Sie wehrte ihm nicht, als er ihre Schenkel berührte, die Kleidung hinaufschob, hoch, hoch, das warme, seidige Fleisch hinauf – und wie eisig war das Wasser, in das nachher seine Hände glitten. Wie groß waren die Schenkel einer Frau. Sie strahlten Entzücken aus, Namenloses, Ahnung des Großen, das die Welt ausmachte, alles bedeutend.

Mit einemmal wurde sie scheu; sie redete laut, der Zauber entwich. Auf dem Heimweg war man verlogen und konventionell.

Aber so endete es nicht. Es endete an einem andern Tag als sein Kopf in ihrem Schoß lag, wieder im Wald. Als

alles Gefühl in diesem Punkt zusammenlief, und er fühlte mit seinem Schädel, mit jedem Haar nach dem Weichen, Warmen unter sich, und über ihm brannten die stillen Flammen ihrer blauen Augen. Sie lächelte mit feuchtem Mund, und ein Ausdruck war in ihrem Gesicht, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Plötzlich beugte sie sich vor und küßte ihn. Anfangs küßte er in kurzen, wilden Stößen, wie ein Kind, bis er fühlte, wie ihr Mund sich öffnete und den seinen in sich sog. Etwas ganz Überwältigendes durchdrang seinen Leib. Er begann sie zu streicheln und fühlte, wie ihr Körper ihm entgegenkam. Seine Hände glitten über ihre Hüften; instinktiv fand er die Quelle der wahnsinnigen Empfindung. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände: „Nicht hier", flüsterte sie, „nicht hier."

„Nicht hier" – das war ein Wort, das man niemals vergaß. Es bedeutete alles. In der Ablehnung bedeutete es Erfüllung. „Nicht hier", das sagte, daß es bald sein würde. Es war ein Versprechen.

Hatte man alles nur geträumt? – Nein, das Versprechen erfüllte sich. „Komm!", das war das andre Wort, das man nie vergaß und nicht den nackten Leib der ersten Frau, die man so sah, nicht den Schatten ihres Schoßes, nicht die braunen Monde ihrer Brüste.

Allmählich erst begriff er, daß alles ihm gehören sollte, die große Landschaft dieses Leibes, des Leibes einer erwachsenen Frau. Er ließ seine Lippen über diese Landschaft wandern, flüchtig und wild, wie jemand, dem unübersehbar Großes geschenkt wird; ein Königreich. Und in aller Hast will er es kennenlernen, es erforschen, seiner Herr werden. „Komm!"

Es kam, und es schmerzte unter der Gewalt, mit der es kam, wahnsinnig, ungeheuer, etwas, was noch keinem Menschen auf der Welt jemals begegnet war. – Ja, so glaubte er.

„Du darfst ruhig fragen, wenn du etwas wissen willst", sagte sie. Es war klar und deutlich und doch war alles wie Traum.

– Im letzten Frühling des Krieges war das gewesen; die

Männer standen im Feld. Das erklärte es wohl. Damals war es das Schicksal junger Leute, verführt zu werden von Mädchen und Frauen, die keine Männer hatten. Was für ein unglaubliches Glück hatte er gehabt, daß dieses Mädchen Bianka ihm begegnet war. Wieviel glücklicher war er geformt worden als Andersson. Denn das war zu spüren, daß Andersson unglücklich war.

Im leeren Bauch der „Notre Dame" wurde in diesen Tagen Rost geklopft. An Deck hörte man das Picken der Hämmer trommeln wie fernes Infanteriefeuer. An den Einstiegen der Ladeluken waren einzelne Lukendeckel aufgeklappt; Jorg stieg eine der Leitern hinunter.

Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erfaßte er die riesige Größe des Raumes. Das war das Schiff einer gotischen Kirche, nur daß die Wölbung sich schloß in die Tiefe hinein. Wie durch Kirchenfenster filterte das Tageslicht in schrägen Keilen. In der untersten Tiefe sah man den Ballastsand gestaut, gelben Seesand, flache Dünen, vielfach mit Brettern belegt, mit Ketten überspannt und einem weitmaschigen Netz von Trossen, die Haufen festhaltend und verankernd an der Bordwand. Das Schiff mußte wohl schon beinahe kopfstehen, bevor dieser Ballast ins Rutschen kam. Vierzehnhundert Tonnen Ballast sollten es sein, aber seine Masse verschwand fast vor der Größe des Raumes. Das Zwischendeck, auf dem Jorg jetzt stand, stieg in schwacher Wölbung zum Bug und zum Heck hinauf. Der Blick verlor sich in dieser dunklen Weite, die durch kein Schott unterbrochen war. Nur unmittelbar vorm Bug und vor dem Heck gab es ein kleines Kollisionsschott. – Bei einem Zusammenstoß außerhalb dieser Punkte mußte „Notre Dame" wohl absinken wie ein Stein. Die Verrippung allerdings, die Spanten wirkten ungeheuer stark, und enger waren sie aneinandergestellt als bei den Dampfern, die Jorg kannte. Draußen, über sich und unter sich, hörte Jorg die See gurgelnd an

der Bordwand reiben, eigentümlich metallisch, ein unheimliches Abtasten wie von Riesenhänden, aus blinden Tiefen Einlaß suchend in das Schiff. Der leere Dom, ein einziger, ungeheurer Schallkörper, verstärkte den Laut zu dumpfem, drohendem Gedröhn, zu einem Raubtierknurren, von dem man ahnte, daß es plötzlich schwellen könnte zu furchtbarem Gebrüll; so läßt das Heranpfeifen einer Granate schon die Explosion vorfühlen.

Es war unheimlich hier unten. Über den schrägen Eisenboden tastete sich Jorg an einen Mast heran. Gewaltig war er wie der Stumpf einer Rieseneiche. Er war mit Latten umschlagen, wohl als Schutz gegen das Reiben der Ladung. Das und der Ballastsand im untersten Raum, der die Mastfüße umschloß, erweckte den Eindruck, als stände man in einem großen, dunklen Wald. Jorg kletterte das letzte Stück der Eisenleiter hinunter in den untersten Raum. Seltsam war es, weichen Sand zu spüren unter den Füßen, Sand, der überströmend in die Schuhe floß. Von Hügel zu Hügel kletternd, gelangte er von einem Mast zum andern. Die Mastfüße waren mit Kränzen schwerster Nieten auf eine dicke Stahlplatte aufgenietet. Die Platte wiederum war nach unten mit dem Rückgrat des Schiffes verbolzt, das ein Stahlträger war, ein doppeltes „T" im Querschnitt, riesig an Ausmaß und Stärke. Die Seiten der Grundplatte aber waren wiederum mit Spanten vernietet, die an dieser Stelle besonders eng aneinander standen. Auf diese Weise mußte sich der Winddruck, der die Segel preßte, auf eine große Fläche des Schiffskörpers verteilen.

Im Zwischendeck lagen Stapel von Stauholz mit Brettern und Stricken an Spanten festgeschnürt. Astholz von chilenischen Kiefern, von Nässe vollgesogen, von Schimmel überzogen, duftend wie regennasse Wälder im November, wenn das Laub am Boden fault. Es war wunderbar, diesen Duft auf hoher See zu spüren, Duft der Heimat; und Jorg wußte, daß er hier immer hinuntersteigen würde, wenn Sehnsucht ihn befiel. – Australische Eiche von rötlichem

Holz hatte sich besser gehalten gegen die Feuchtigkeit und allerlei zerbrochenes Holzwerk, Grätings und Leitern vom eignen Leib der „Notre Dame".

Weiter nach vorn zu hatte man die vom letzten Sturm zerrissenen Segel ausgebreitet; hier pochten auch die Hämmer der im untersten Raum verlorenen Menschengruppe. Ganz vorn, vor dem Kollisionsschott am Bug, lagerten die Trümmer all der Dinge, die Stürme seit Jahr und Tag zerschlagen hatten: Ventilatoren, flachgedrückt, verbeult wie alte Töpfe und rostzerfressen. Hölzerne Mastspitzen, von Tauwerk durchgerieben, von Trockenfäule brüchig. Fasrige Trossen, Drahtseile, mit den rostigen Enden gesprungener Drähte bespickt wie Stacheldraht. Gesprungene Zahnräder von Winden, gespaltene Pockholzblöcke, Stahlringe und Bolzen von ewiger Reibung dünngeschliffen. – Was schleppte so ein Schiff nicht alles mit sich 'rum an Narben und an Wunden zahlloser Kämpfe, wieviel Erinnerung und Duft der Ferne. Selbst jetzt, wo es leer war, trug es Sand vom Strand Dublins, Stein der heimatlichen Alandsinseln, Holz chilenischer Wälder, Hölzer Australiens in seinem Bauch vereint; in dunklen Ecken lagerten noch Weizenhäufchen der letzten Reise.

Beim Essen frug Jorg Andersson nach verschiedenen Dingen, die er unten gesehen hatte. Der schweigsame Kapitän taute auf, er kam in Fahrt, wo es um die eine Sache ging, die er bis ins Letzte verstand: um Segelschiffe. Jorg erfuhr Dinge, die märchenhaft klangen, deren Wahrheit aber doch nicht zu bezweifeln war. Es war vorgekommen, daß Segelschiffe aus ihrer Form gesegelt worden waren. Man hatte sie zu hart gesegelt, die Beanspruchung des Schiffskörpers war zu groß geworden; die Ladung war dazu vielleicht noch ungünstig und steif gewesen: der Schiffsleib hatte nachgegeben, sich verzogen oder gestaucht. Einmal verloren, war die Form dann nie wiederherzustellen. Es hatte Schiffe gegeben, die gleich auf ihrer ersten Reise für ihre Lebenszeit verkrüppelt wurden.

Andersson war als junger Matrose noch auf hölzernen

Segelschiffen gefahren, so alt, so morsch, daß die Last ihrer Ladung sie zu zersprengen drohte. Mit Ketten hatte man die Rümpfe zusammengelascht und zusammengehalten, so wie ein Bindfaden einen brüchigen Pappkarton zusammenhält. Was mußten die Menschen gefühlt haben, die mit solchen Särgen segelten! Und gerade aus dieser Reederei war die modernste nordische Frachtschiffreederei herausgewachsen, eine Flotte wundervoller, schneller Motorschiffe. Nur daß man diese Schiffe mit andern Augen ansah, wissend, wie das Geld für sie verdient war.

In Jorgs altem Seeatlas, dem Begleiter vieler Reisen, war die Segelschifflotte der Welt um die Jahrhundertwende mit fast dreitausend Schiffen von zusammen acht Millionen Tonnen angegeben. – Und wieviel waren es wohl heute?

Andersson legte stumm „Lloyds shipping Index" vor ihn hin, die Ausgabe von 1935. Das Verzeichnis der Segelschiffe nahm nur zwei Seiten des ziemlich dicken Buches ein. Es war eine tragische Liste. Es gab vor einem Jahr also nur noch zweiunddreißig Segelschiffe von mehr als tausend Tonnen. Fünf davon trugen das Kreuzeszeichen, das immer einen ernsthaften Verfall und meist das Ende des Schiffes bedeutet. Jorg las: „Pestalozzi" – aufgelaufen – 30. November, wird abgewrackt. – „Mozart" – im Sturm havariert – 9. August. – „Kentoa" – von der Mannschaft verlassen und gesunken – 27. März. – „John R. Manta" – überfällig seit dem 6. Juli. – „Grace Harvar" – in Schlepp 19. Juli, verkauft an englische Abwrackwerft.

Inzwischen war auch die „Herzogin Cecilie" an der englischen Küste gescheitert. Die „Joseph Conrad" war in der Südsee auf ein Riff gelaufen. (Auch der Mann, der diesem Schiff den Namen gab, hatte nicht viel Glück im Leben.) – Und jetzt, im Oktobersturm, war wieder ein Peterson-Schiff, die „Estonia", gescheitert.

Die wenigen aber, die nun noch übrigblieben, waren zur Hälfte Schulschiffe. Entweder gingen sie überhaupt

nicht mehr auf große Fahrt, oder sie segelten mit einem Überfluß an Händen unter Bedingungen, die sich mit der alten Handelsseefahrt nicht mehr vergleichen ließen.

Die elf Peterson-Schiffe waren die letzten, waren alles, was von dieser großen Seefahrt übrigblieb. – „Wann trifft es uns?“ frug Jorg sich innerlich – die „Notre Dame“ würde nicht abgewrackt werden, das fühlte und wußte er. – „Kapitän Peterson hat in den letzen fünf Jahren acht seiner großen Segelschiffe verloren – keins davon war versichert.“ So hatte Andersson einmal gesagt.

Er blätterte weiter: Wie seltsam: die Masse des Buches war von der Gegenwart erfüllt, den Namen der Dampfer und Motorschiffe. Die vorletzte Seite galt der aussterbenden Vergangenheit. – Die letzte Seite aber führte in die Zukunft: Wie Schiffe waren da die großen Überseeflugzeuge gemeldet mit ihren Ankunfts- und Abfahrtszeiten. Romantische Namen trugen sie: „Andromeda“, „Aurora“, „Hadrian“, „Horsa“, „Sylvanus“ – die gleichen Namen, die Segelschiffe getragen hatten in ihrer großen Zeit. Der junge Adler des neuen, weltumspannenden Verkehrs reckte seine Schwingen.

Die Qual der Versäumnis packte Jorg, wie schon so oft, so oft. Warum hatte er es verpaßt, nicht erkannt, nicht erfühlt, das Konquistadorenzeitalter der großen Flüge? Dies Zeitalter, das zusammengedrängt war in einem Dutzend Jahren.

1917 hatte es begonnen mit der phantastischen Reise jenes Zeppelinluftschiffs nach Afrika, das Lettow-Vorbecks Truppen Munition und Medizinen bringen sollte. Mit diesem Zeppelin, dessen Gerippe Zeltgestänge war, dessen Hülle Verbandstoff war, denn er sollte ja abgewrackt werden am Ziel. Schon winkte dieses Ziel, da wurde das Schiff zurückgerufen – einem Irrtum folgend. – Das war die erste Weltfahrt gewesen. Es folgten die tollen Ozeanflüge der Köhl, der Lindbergh, die Weltflüge der Cobham und Pinedo und all der andern, deren Namen Jorg sich nicht erinnern konnte. Und geendet hatte diese

Konquistada mit dem Flugzeug „Southern Cross“ – 1929 war das wohl – das viele Motoren hatte und eine Masse von Journalisten an Bord. Es flog vollkommen fahrplanmäßig, es erfüllte den Äther mit der Jazzmusik, die man an Bord veranstaltete; in Amerika tanzte man danach und fand das fabelhaft sensationell.

Aber es war das Ende des großen Abenteuers. Alles, was danach kam, war Luftverkehr. – Fliegende D-Zugwagen heute, fliegende Schiffe morgen.

Das Zeitalter der Luftkonquistadoren, dies auf ein Dutzend Jahre zusammengedrängte Zeitalter, hatte unerhörte Dokumente geschaffen. Den Bildern, die auf diesen Flügen entstanden waren, haftete das Einmalige an. Die gleiche Frische des Eindrucks, die Jungfräulichkeit des Empfindens, wie den Berichten des Kolumbus und der großen Entdecker seiner Zeit. – Sie waren einander erstaunlich ähnlich. Kolumbus hatte nur ungenaue Karten, nur eine Ahnung von den Ländern, auf die er stoßen würde. Auch die Flieger wußten nicht mehr. Sie hatten gute Karten, aber Landkarten, und die Welt zeigte aus der Luft doch ein ganz andres Gesicht. Sie waren Techniker, Mechaniker, Spezialisten; sie dachten an Landungsplätze, an Benzinstationen, nicht aber an all das andre, was sie in den fremden Ländern treffen würden. Es gab Notlandungen. In der Wüste, in Südseebuchten, in einer Lichtung des Urwaldes fielen sie vom Himmel; ganz buchstäblich. Aus toller Geschwindigkeit, aus schwindelnden Höhen kamen sie jäh zum Stillstand in einer völlig fremden Welt. – Und aus dieser Begegnung mit der Fremde, aus dieser Explosion der Gegensätze, aus dieser hochgradigen Spannung entstanden jene e i n m a l i g e n Photos, auf denen keine Maske ist. Auf ihnen enthüllte das Gesicht des Wilden seine Seele. Auf ihnen erhielten Brandung, Urwald, Felsgebirge ihre uralte Bedeutung zurück. Man fühlte, was die Flieger gefühlt hatten im Flug: „Wenn ich hier notlanden muß, dann ist es aus!“

– Dies große Zeitalter der Eroberung des Weltraums

durch die Luft hatte Jorg verpaßt. Als es geschah, war er noch jung genug gewesen um an ihm teilzunehmen. Jetzt war es zu spät. Das zu erkennen war sehr traurig.

Mit Bedauern sah Jorg sich gezwungen seinen kleinen Whiskyvorrat scharf zu rationieren. Er nahm die Flaschen aus ihren Hülsen, versah sie mit Apothekerzetteln, die er im Medizinschrank fand. Eine hieß: „Helens Geburtstag." Eine war für die Geburtstage der Kinder, die nahe beieinander lagen. Eine hieß „Weihnachten". Eine „Postbeförderung" – (für den unwahrscheinlichen Fall, daß man bei stillem Wetter einen Dampfer treffen würde. Andersson hatte versprochen, daß er dann ein Boot aussetzen würde, und natürlich mußte man sich ja irgendwie für die Beförderung erkenntlich zeigen). – Eine hieß „Neujahr" und eine „Ankunft Australien". – Eine einzige Flasche blieb übrig und wurde „Flasche der Verzweiflung" getauft. – Sie sollte parat stehen für äußerste Notfälle.

Zwei Tage später war Helens Geburtstag. – Ob sie ihn wohl feierte? Ob es einen richtigen Geburtstagstisch gab? – Ob die Geschenke angekommen waren, die er besorgt hatte, ganz zuletzt? – Ob sie nicht doch ein bißchen Freude hatte? – Er sah sie vor sich. Mit den Kindern. Seltsam, daß er sie nie ohne die Kinder vor dem inneren Auge sah. Wie groß die Kinder schon waren, und wie klein und zart sie selbst. Wenn die Kinder sich tobend auf sie warfen, war sie überwältigt, ganz und gar erdrückt; und das war es ja gerade, was den Kindern Freude machte. Sie war ja selbst ein Kind. Das war das Schönste an ihr, daß sie wie ein Kind sich freuen konnte und auch weinen wie ein Kind. Und jetzt war sie ein verlassenes Kind unter ihren Kindern. Wie ertrug sie es? Tapfer war sie ja und in der Tiefe ihres Fühlens unüberwindlich stark. Wie glücklich war er doch, daß er eine solche Frau im Rücken hatte. Was für ein gänzlich unverdientes Glück. Er fühlte sie so nahe, sie und die Kinder, daß er gar nicht traurig sein

konnte, obwohl doch Grund genug dazu vorhanden war. Wenn sie ihn jetzt sehen würde, wie anders und wieviel besser es mit ihm geworden war durch diese Reise in die Einsamkeit und in die Zeitlosigkeit – sie würde ihn gewiß verstehen. –Vielleicht verstand sie ihn schon. Vielleicht war er ihr an diesem Tag ebenso nahe, wie sie ihm war.

Er rasierte sich mit Sorgfalt und zog seinen besten Anzug an. Mittags gab es Tomatensuppe, eine Erinnerung an zu Hause, und vorher hatte er für sich und Andersson einen Cocktail gebraut aus Whisky und Zitronensaft.

Dann schrieb er Helen einen Brief und seinen Kindern eine Geschichte:

Der Geburtstag der dicken Anette

Es war einmal ein Dampfer, der hieß „Anette", und weil er gewaltig breit war und viele Passagiere und viel Ladung stauen konnte, wurde er „die dicke Anette" genannt. Manche Leute sagten auch einfach „die Dicke". – Die dicke Anette war gerade wieder mal nach Amerika abgefahren, da fiel ihr plötzlich ein: Himmel, ich habe ja heute Geburtstag. Na, das ist doch unerhört! Kein Mensch hat mir etwas geschenkt. Keiner hat mir einen Geburtstagstisch gemacht. Keiner hat mir gratuliert. Keiner hat auch nur an mich gedacht. – Nicht mal der Kapitän hat sich daran erinnert. – Na, ist doch unerhört!

Sie hatte ganz recht, die dicke Anette: sie wurde nämlich dreißig Jahre alt, und das ist schon ein ganz schönes Alter für ein Schiff; da kann man wirklich gratulieren.

„Na, wartet!" sagte die Dicke und meinte damit alle Menschen, die in ihrem Bauch wohnten. „Da werde ich eben meinen Geburtstag für mich ganz allein feiern. Und einen Spaß will ich mir machen! – Na, ihr werdet schon sehen."

Es war nicht weiter stürmisch auf dem Meer, aber die dicke Anette rollte sich ein paarmal ordentlich in den Wellen hin und her, denn sie hatte etwas im Sinn: Unten in ihrem Bauch lagen nämlich viele Fässer mit Bier, mit

Wein, mit Kognak und mächtige Kisten mit Sektflaschen – alles für Amerika.

„Das viele Salz im Meer macht durstig", sagte die dicke Anette. „Jetzt will ich mal einen ordentlichen Schluck schönes bayrisches Bier trinken."

Und wie sie sich so in den Wellen rollte, kollerte richtig ein großes Faß Bier von dem Stapel herunter, fiel und schlug sich den Boden ein. „Ach, das schmeckt", brummte die Dicke zufrieden, als das dunkle Bier schäumend in ihren Bauch lief. „Das zischt ja ordentlich! Himmel, was muß ich innerlich ausgetrocknet sein!"

Ihr Durst war aber noch lange nicht gelöscht. So ein Faß Bier war rein gar nichts in dem großen Bauch der dicken Anette. Im Gegenteil; jetzt war sie erst auf den Geschmack gekommen. „Rheinwein soll auch recht gut schmecken, sagen die Menschen immer; ich muß ihn doch mal probieren", sagte die Dicke. Wieder rollte sie sich kräftig, daß gleich ein Dutzend Passagiere seekrank wurden, und richtig: schon polterte ein großes Weinfaß in den Schiffsbauch und zerbrach. „H–mmmm", schmatzte die Dicke, „sehr gut – wirklich sehr gut. Jedenfalls viel besser als das alte Maschinenöl, das die Menschen mir immer in den Bauch gießen. – So, jetzt bin ich schon viel munterer. Juchu! Geburtstag haben ist doch eine schöne Sache. Aber jetzt wollen wir mal zu den besseren Sachen übergehen."

Diesmal legte sie sich so schief, daß der Kapitän mit Schwung über seine Kommandobrücke sauste und mit einem Plumps gegen die Wand fiel. Unten im Raum aber rutschte eine Sektkiste gegen die Bordwand; natürlich zerbrachen alle Flaschen.

„Schön kribbelt das im Bauch", stöhnte die Dicke behaglich. „So schön hat es nicht mehr gekribbelt, seit ich mit Sekt getauft wurde. Ach ja; die Jugend war doch eine schöne Zeit. Damals nannte mich kein Mensch die ‚Dicke'. – Nein, die schöne Anette, die schnelle Anette nannten sie mich, und ich hätte die schlanksten Masten auf der Welt

– ja, so sagten sie. Ach ja, sie sind so angreifend, diese Erinnerungen. Ich werde ganz gerührt von mir. Da muß ich aber schleunigst einen großen Kognak trinken."

Und so tat sie denn auch: Sie rollte sich das älteste Kognakfaß heraus, schlug ihm den Boden ein, als ob es bloß eine Eierschale wäre und schlürfte es aus. „So, jetzt bin ich lustig", sagte die Dicke, „jetzt will ich mir mal einen Geburtstagsspaß machen! Macht ihr alle mit?" Damit meinte sie ihre Masten, ihr Steuer, ihre Maschine – alles, was zu ihr gehörte. Natürlich waren die alle ganz begeistert, daß es einen Spaß geben sollte. „Au, fein!" riefen sie, „wir machen alle mit!"

„Sehr gut, meine Lieben, zuerst ärgern wir mal den Koch."

Der Koch buk gerade Pfannkuchen zum Abendbrot. Sie brutzelten in der großen Pfanne, und der Küchenjunge knetete aus Leibeskräften immer neue, und das Feuer loderte wie toll. Da warf sich die dicke Anette auf einmal kopfüber in die Wellen: rums, sprang die Pfanne hoch, die Pfannkuchen flogen dem Koch ins Gesicht und flogen an die Decke. Da blieben sie kleben wie Sterne. Der Küchenjunge wollte die Pfanne retten, da schmiß er den großen Milchtopf um, der am Feuer stand. – Hui, wie das zischte, spritzte, rauchte und stank!

„Siehst du, Koch, warum hast du mir keinen Geburtstagskuchen gebacken." –

Die Passagiere saßen schon beim Essen und wollten gerade die Löffel in die Suppe stecken. Da machte die Dicke wieder einen Satz wie ein störrisches Pferd, daß ihr die Schraube hinten aus dem Wasser guckte: Rrums, sausten auf einmal alle Teller vom Tisch, als ob der Zappelphilipp das Tischtuch heruntergerissen hätte. Die Suppe schoß den Passagieren auf den Schoß, die Messer und Gabeln purzelten nach, alle Gläser und Flaschen und sogar die Blumenvasen. Das gab ein Geklapper und Geschrei. Da saßen sie nun ganz schreckensbleich und naß, die Suppenlöffel in der Hand. Dicke Damen, die viel zu eng ge-

schnürt waren, fielen in Ohnmacht, und die übrigen kreischten, als ob sie am Spieße steckten.

„Das habt ihr nun davon", brummte die dicke Anette, „warum habt ihr nicht auf mein Wohl getrunken? – Spaß muß sein, wenn einer Geburtstag hat. Jetzt ärgern wir mal den Kapitän."

Der Kapitän lag in seiner Kajüte und ruhte sich aus. Das tat er gern. Durchs Fenster konnte er das Kielwasser sehen, und von Zeit zu Zeit öffnete er ein schläfriges Auge, um nachzusehen, ob die Dicke immer noch geradeaus lief. Nanu! dachte er auf einmal, das Kielwasser ist ja ganz krumm und schief – die Dicke fährt ja Zickzack! Ganz ärgerlich lief er auf die Kommandobrücke und stellte sich selbst an das Steuerrad. Aber die Dicke schwenkte bloß einmal ihr Steuerrad hin und her wie ein Fisch seinen Schwanz: Schwupp, flog das große Rad herum und warf den Kapitän ab, daß er im Bogen durch die Luft flog. Da saß er nun platt auf seiner Kommandobrücke und schrie: „Au!", denn es tat ihm hinterrücks sehr weh. Schwupp, warf die Dicke noch einen großen Wellenspritzer hinterher, und der Kapitän wurde wie ein Häufchen Unglück in die Ecke gespült.

In diesem Augenblick kam der Proviantmeister auf die Kommandobrücke gelaufen: „Herr Kapitän, Herr Kapitän! Es ist etwas Schreckliches geschehen, die Dicke ist betrunken. Ein ganzes Faß Bier und ein Faß Wein und eine Kiste Sekt und ein Faß Kognak hat sie sich in den Bauch gekippt."

„Um Himmels willen!" rief der Kapitän. „Alle Mann an die Pumpen!"

Sie pumpten alle, was sie konnten, bis die dicke Anette ganz ausgepumpt und leer war.

„Ach, mir ist nicht wohl, mir ist gar nicht wohl, mir ist sogar sehr übel", seufzte sie, „aber ein schöner Geburtstag war es doch. Und nun muß ich wohl machen, daß ich nach Amerika komme."

Das tat sie denn auch treu und brav wie immer. Trotz-

dem sagten alle Passagiere: „Oh, es war eine schreckliche Überfahrt!“ Der Kapitän aber vergaß nie wieder den Geburtstag der dicken Anette. Wenn der Tag kam, dann schloß er sich in seine Kabine ein und trank da eine Flasche Bier, eine Flasche Wein, eine Flasche Sekt und einen großen Kognak – alles auf das Wohl der Dicken. „Es ist besser, ich rolle, als daß die Dicke rollt“, sagte er, und dann rollte er in sein Bett.

Nachmittags, als Jorg im Fockmast war um Aufnahmen zu machen, kam Bewegung in die Matrosen auf den Rahen. Sie deuteten auf einen Punkt am Horizont – ein Dampfer war in Sicht und hielt zu auf die „Notre Dame“. So schnell als möglich kletterte Jorg an Deck, eine Hoffnung im Herzen: War es möglich, daß man ein Boot aussetzte und Briefe an Bord des Dampfers gab? War es nicht wie vom Schicksal gesandt gerade heute an Helens Geburtstag? Andersson suchte hastig im Signalbuch, Alf, der Zweite Steuermann, holte Flaggen aus dem Schrank im Kartenhaus, und beide eilten nach achtern. Das Unterscheidungssignal der „Notre Dame“ sollte gesetzt werden mit der Aufforderung, das Schiff durch Funkspruch dem Reeder zu melden. Das Unterscheidungssignal war eine Gruppe von fünf Buchstaben. Während Andersson die Flaggen aussuchte und Alf sie an die Leine knüpfte, machte Jorg eine Andeutung wegen des Bootes. Andersson lächelte; es wäre unmöglich, bei diesem wilden Passat das kleine Motorboot zu Wasser zu bringen. – Jorg nickte, er hatte es ja gewußt. Es war nur der brennende Wunsch, der ihn fragen ließ. Arme kleine Helen, du heißes, ungeduldiges Herz, jetzt mußt du warten, dachte er.

Die Flaggen gingen hoch und flatterten. Der Dampfer glitt vorbei, keine Seemeile entfernt. Ein Italiener, ein schönes, großes Motorschiff, und „Riv“ hieß er. Durchs große Glas sah man den Kapitän an der Brückenreling lehnen. Schön weiß und frisch gebügelt war sein Anzug,

frisch gewaschen mit viel Süßwasser. Gutgelaunt und rosig sah er aus. – Ein Mann mit einem Fahrplan, ein Mann, der seiner Frau ein Telegramm schicken konnte, wenn ihm so zumute war. „Ach ja, ein Dampfer", sagte Alf, der Steuermann. Aber Andersson machte ihn darauf aufmerksam, wie der „Riv" stampfte und rollte in der groben See und wieviel besser die „Notre Dame" sich hielt. Es war eine Zurechtweisung. – „Riv" glitt der Sonne entgegen und war bald nur ein Schattenriß, schwankend auf silberflüssigem Meer. Der Traum war aus, und Jorg fühlte, wie Traurigkeit ihn füllte, als hätte er ein großes Leck bekommen; er lief ganz voll davon.

Abends wußte er plötzlich, daß Helen zu Hause weinte. – Sie hatte nichts geholfen, die kleine Freude, die er vorbereitet hatte für diesen Tag; Helen war nur noch trauriger geworden durch dies Geschenk. Es war eine wilde Nacht. Jorg lag achtern in der Hängematte; der Wind sauste über ihn hin. Die Aufhängestricke streiften die Thalje des Besansegels, sie hob und senkte die Hängematte, als ob sie den Mann herausschleudern wollte. Das Deck stand so schräg, daß Jorg nicht wagen konnte, seine Schuhe auf die Planken zu setzen; sie wären über Bord gerutscht. Dicht neben ihm schäumte die leuchtende Brandung.

So lag er und starrte lange, lange in den Himmel, der ganz schwarz war mit einem ängstlichen Stern hin und wieder. Er glaubte in den schwarzen Wolkenmassen das Auge Gottes zu sehen, mit finsteren Brauen über sich. – Gott hatte recht; es war nur gerecht, ihn so zu sehen; viel Gutes war nicht in ihm. Früher hatte Jorg andre Menschen beobachtet und beurteilt, jetzt sah er mehr und mehr sich selbst, und er erschauerte darüber. Furchtbare Gleichgültigkeit befiel ihn, er wartete auf den Augenblick, wo ein Ruck des Besansegels ihn über die Reling schleudern würde. Gut würde das sein, wenn es aus mit ihm war.

Aber der Ruck kam nicht. Statt dessen schlief er ein. Diese Nächte besaßen eine Schwere der Luft und der

Dunkelheit, die einfach die Lider zudrückten. Er träumte: Da war eine große Stadt, die man vom Meer aus sah, und er ruderte über das wilde Meer in einem kleinen Boot auf diese fernen Türme zu. Helen war in der Stadt und die Kinder. Aber die Stadt kam und kam nicht näher, und er wurde sehr müde. Die kleine Festungsinsel vor Kopenhagen lag zwischen ihm und der Stadt. Wenigstens sie wollte er erreichen, aber sie richtete ihre Kanonen auf sein kleines Boot, und wie er zwischen ihren aufspritzenden Granaten trotzdem näher ruderten, da war sie überall so glatt, daß man nirgends landen konnte...

Er erwachte davon, daß schwere, warme Tropfen ihm ins Gesicht schlugen. Eine Zeitlang wartete er, daß die Nässe aufhören sollte, aber stärker und stärker fiel der Regen und durchnäßte ihn. Er wartete noch so lange, bis einige Tropfen auf seine Augen gefallen waren, damit er die schweren Lider öffnen könnte. Das war ja das Tolle an diesen Tropennächten, wenn man im Freien schlief: sie schlossen wie mit Siegeln die Augenlider; auch wenn man die geschwollenen Lider endlich geöffnet hatte, konnte man noch eine Zeitlang nichts sehen.

Da schlug die Schiffsglocke acht Glas, Mitternacht, und er riß sich zusammen, erkannte wieder, wo er war. Den Laufsteg entlang kam das schwankende Laternchen des Steuermanns, der das Log ablesen ging. Hinter ihm her stolperte Jorg, um das Licht auszunützen, die Schuhe in der Hand, den Schlafsack über die Schulter geworfen. Er war immer noch verwirrt. Er sah die Lichter der Kajüte wie die Lichter eines fernen, fernen Hauses. Er sah sie wie aus einem tiefen Wald heraus, denn da hingen Taue und schwankten vor dem Licht. – War es nicht wirklich ein Wald? War es nicht wirklich sein Haus, wie er es so oft erblickt hatte, heimkehrend aus dem Wald, müde, beladen mit Pilzen, Beeren oder mit einer Jagdbeute? Und waren sie nicht in dem Haus, die Menschen, die er liebte?

Das erste Heim, das er mit Helen begründet hatte – er sah es vor sich. Es war ein Fischerhaus gewesen an der

Mündung der Elbe. Wie sie zum erstenmal dorthin kamen; die Klinkersteine des schmalen Wegs klangen unter ihren Sohlen, und das Haus blickte sie an mit den buschigen Brauen seiner Schilfdachfenster, mit seinen roten, balkendurchzogenen Ziegelwänden, die aussahen wie die glühenden Backen einer kräftigen, gesunden alten Frau. Aus der geteilten Tür schlug ihnen ein seltsamer Duft entgegen, dumpf, etwas feucht, das Haus war lange nicht bewohnt. Ein Duft nach Kornspeicher und alten Möbeln aus Birkenholz und Mahagoni. Schüchtern, an den Händen sich haltend, traten sie durch die geteilte Tür wie Kinder, die zur Weihnachtsbescherung gerufen werden. Dunkel war es hinter den geschlossenen Fensterläden, aber in ihnen war alles Licht. Die Fenster rissen sie auf, das Haus öffnete seine Augen, erwachte zu Leben. Es war wirklich, als ob es aus einem langen Schlaf erwache, als ob es die Neugekommenen prüfte, ob sich wohl mit ihnen leben ließe.

Wie ihre Stimmen hallten durch die unbewohnten Räume. Wie seltsam war das Echo der Wände und dabei von Anfang an vertraut. Mit welcher Neugier öffneten sie die Schübe, die Schränke, die Kammern: Ach ja! Da war die Tischwäsche, das Geschirr, das Silber, die Töpfe und Pfannen, das Bettzeug. Ja, aber da fehlte viel, um das Haus wirklich in Betrieb zu nehmen. Jorg wanderte ins Dorf; mit einer wunderbaren Spannung machte er die Bekanntschaft der wenigen kleinen Läden, wissend, daß er sie oft und oft besuchen werde. Was für ein freundliches Gesicht hatte die Butterfrau, was für herrliche geräucherte Fische gab es beim Fischhändler. Wie unsagbar war das Glück, einzukaufen für das erste Mahl in diesem ersten Heim, die Brötchen zu bestellen, die Milch. Wie freundlich waren alle Menschen. Was für einen ausgezeichneten Rum gab es bei Herrn Norden; Frau Hasenbein wurde ganz aufgeregt über die große Bestellung an Seife, an Scheuerpulver, an Schuhkreme und Bürsten, an Zucker und Salz. Schneider Ziervogel würde bestimmt alle Anzüge reinigen, plätten, ausbessern. – Beladen mit Paketen

kam er heim: inzwischen hatte Helen die Betten bezogen, die Stuben gelüftet, Staub gewischt, die letzten Dahlien geschnitten aus dem verwilderten Garten und auf den Tisch gestellt.

Die erste Mahlzeit, nie würde er sie vergessen: Den Geschmack der Krabben, noch warm aus der Räucherei. Das frische Brot, das mühsame Entfachen des ersten Herdfeuers – es brannte erst, als sie einen alten Lappen mit Petroleum tränkten. Den ersten Tee aus der braunen, gemütlichen Kanne, der Knall, mit dem der Korken aus der Rumflasche schoß, der braune Zucker in seiner Bienenwabenform, der klirrend in den Tassen zersprang. Sie aßen aus dem knisternden Papier, in das die Speisen gewickelt waren, sie sprangen oft auf, um den Herd mit Holz zu füttern, die zuckenden Flammen leuchteten ihnen; nichts in der Welt ließ sich vergleichen mit dem Geschmack des ersten Mahls an dem eigenen Herd.

Und dann die erste Nacht in den noch etwas feuchten, lange nicht benutzten Betten. Helen fröstelte und drängte sich dicht an ihn: der Schein des Leuchtfeuers durchzuckte die niedrige Stube, von draußen kam das tiefe Tuten der Dampfer, die stromaufwärts zogen mit der aufkommenden Flut. Ihre Lichter spiegelten sich in dem bewegten Strom, die Sterne funkelten, im Strohdach pfiff der Wind, man vernahm das leise Scharren und Krabbeln der Fledermäuse in den Stengeln des Rohrs. – In dieser Nacht, ja wahrscheinlich in dieser Nacht war Elke entstanden.

– Er erwachte und fühlte sich krank, sehr krank. Er hatte gerade noch die Kraft, seinen Wassereimer unter das Abflußrohr für Regenwasser zu stellen.

Die Sonne gewann Gewalt. Ein jäher Strom von Wärme durchflutete die Luft im Augenblick, wenn sie aus dem Meer tauchte. Tagsüber empfand man die Kraft der Strahlung nicht so stark, weil sausende Luftmassen des Passats das Wärmegefühl von der Haut abstreiften; man war ganz

erstaunt, wenn abends lange Hautfetzen sich von Armen und Schultern lösten. Sommersprossen schossen wie Pilze; der ganze Körper machte eine große Wandlung durch. Buchstäblich wurde man ein anderer Mensch. Mehrere Jungens, die zum erstenmal in den Tropen waren, meldeten sich mit Fieber. Sie hatten nachts auf der Back geschlafen, und ihre Glieder erschienen ihnen wie gelähmt von schwerem Taufall. Sie waren gefährlich, diese Nächte, erschöpfend und berauschend wie Nächte, die man mit sehr schönen, sehr erfahrenen Frauen verbringt.

Der Zimmermann war unter den Kranken, denen Jorg Chinin gab. So jung er noch war, der Mann hatte das typische Zimmermannsgesicht: Umgang mit Holz erzeugt eine große Biederkeit im Charakter. Das Fieber hatte das Treuherzige und Bekümmerte im Ausdruck noch schärfer herausgearbeitet. Auch Josef, die treuherzigste Gestalt der biblischen Geschichte, war ein Zimmermann, dachte Jorg. gab es eine vergleichende Statistik von Beruf und Verbrechen? – Wenn es sie gab; die Zimmerleute mußten wohl gut dabei abschneiden. Ein seltsames Erstaunen fiel Jorg in den Gesichtern der Kranken auf: Zeit ihres Lebens waren sie gesund gewesen, diese Jungens, und nun, wo sie krank waren, wußten sie gar nicht, wie ihnen geschah.

Jorg verbrachte ganze Tage in der Hängematte; er ließ sich auskochen und bräunen, bis die Haut in der Ellbogenbeuge beinahe schwarz aussah. Nur den Schädel mußte man schützen mit einem zur Kappe verknoteten Taschentuch; im übrigen ließ er die Sonne wirken und Gewalt antun: er wollte ja die Wandlung. Mit den endlosen Bächen von Schweiß, die in den Muskeltälern zu Tal rannen, lief auch das Rheuma und das viele andre Ungesunde aus dem Körper, was man so in sich gesammelt und gestaut hatte. Das Hirn, besessen von Sonne, brütete Phantasien aus: Wie würde das sein, wenn man etwa eine tote Seeschlange träfe? – Denn daß es Seeschlangen gab, daran war nach den vielen bezeugten Berichten ja gar nicht

zu zweifeln. Andersson würde wohl Sportsmann genug sein, so lange beizulegen, bis man das Untier in Stücke zerlegt und in Salzfleischfässern eingesalzen hätte. – Oder: waren sie jetzt in der Gegend, die die Luftschiffe überflogen auf dem Kurs nach Südamerika? – Wenn nun ein Luftschiff notlandete – Jorg sah den riesigen Körper Aluminium blinkend auf den Wellen treiben, Mannschaft und Passagiere an der zerfetzten Hülle hängend – welch ein Zusammenstoß zwischen Jahrtausenden würde das sein!

Einen ganzen Roman dachte er sich aus: Er sollte in der Zeit spielen, als die Segelschiffe die Welt eroberten. Die Kugelgestalt der Erde war noch eine unbewiesene Theorie. Die Theologen stritten sich mit den Anhängern des Galilei herum, und die Kapitäne der faßrunden Karavellen lauschten dem Streit in schweren Gedanken; es ging ja um ihr Leben.

War die Erde nun eine Kugel oder eine Scheibe? Und wenn sie eine Kugel war, würde man dann nicht drüben auf der andern Seite kopfüber ins Leere stürzen? Wenn aber die Erde eine Scheibe war, dann wurde die Sache noch viel schlimmer: dann nämlich stürzten die Wasser der Erde über den Rand der Scheibe in furchtbarem Katarakt. So lehrten die Theologen. Wer in diesen Strom geriet, der war natürlich verloren.

Da sollten nun zwei Kapitäne sein, die einander haßten. Weil sie Rivalen waren im Entdecken neuer Länder, weil sie Rivalen in der Liebe waren oder sonst aus irgendeinem Grund. Sie nahmen Abschied von der Frau, wie man damals Abschied nehmen mußte: „Wenn ich in sieben Jahren nicht zurückkehre und keine Nachricht von mir kommt, dann bist du frei und kannst den andern heiraten." So hatte es Francis Drake mit seiner Frau gehalten, ein Abkommen voll Bitterkeit und voll Vernunft. – So segelten sie los – Sträflinge als Besatzung, denn „anständige" Seeleute gaben sich ja zu solchen Teufelsfahrten nicht her – der eine nach Süd und dann um Afrika herum nach Ost, der andre südwestlich und dann immer westlich steuernd,

jeder vom andern so weit als möglich sich entfernend in entgegengesetzter Richtung. – Welche Hölle umschlossen die Schiffe, auf denen die Menschen in furchtbarer Enge an Skorbut und Heimweh wie die Fliegen starben oder wie Wölfe sich zerfleischten, zerfressen von Haß, Jammer, Unterdrückung, Angst. Wie muß ihnen zumute gewesen sein, wenn sie in Meeresströmungen gerieten, vermeinend, daß sie nun dem großen Katarakt entgegentrieben, dem Absturz in das Nichts! Was durchlebte die wartende Frau, wenn sie am Hof dem Streit der Gelehrten lauschte, ob nun der geliebte Mann mit seinem Schiff in den Katarakt schießen, oder ob er vielmehr von der Rundung der Erde kopfüber in den Weltraum taumeln würde. Oder wie wohl der Leviathan beschaffen war, der, wie man wußte, ganze Schiffe verschlang.

Und dann, nach sieben Jahren, mußten die Männer sich begegnen, die den ganzen Erdraum gebraucht hatten als Trennwand ihres Hasses, denn die Erde – welche Ironie – war rund. Wenn man sich floh, stieß man zusammen. Leck waren die Schiffe, wurmzerfressen, halbe Wracks; die Überlebenden starrten hohläugig über die Reling einander an, mehr Gespenstern als Menschen gleich. – Ja, und zu Hause, unter ihnen, gerade unter ihren Füßen, feierte das Mädchen Hochzeit mit einem Mann, an den sie beide nicht gedacht hatten. Es nützte nun nichts mehr, wenn man, wie Drake, eine Kanonenkugel in die Tiefe abschoß, um die Hochzeit zu verhindern.

„Segel voraus!“ – der Ruf kam vom Fockmast, wo der Toppgast hoch oben an der Arbeit war. Andersson erstürmte das Hochdeck. Durchs große Glas konnte man den Segelriß einer Viermastbark erkennen, flimmernd und zuckend, eine winzige weiße Flamme im Glast. Es konnte nur ein Peterson-Schiff sein; wahrscheinlich die „L'Aventure“. Hatte sie doch etwas Glück gehabt im englischen Kanal, daß sie der „Notre Dame“ zuvorgekommen war?

Vielleicht konnte man genügend aufholen, daß sich nachts mit der Signallampe herübermorsen ließ. Vielleicht konnte man sogar ein Boot hinüberschicken.

Gegen Abend war man bis auf etwa zehn Meilen an den Freund herangekommen; daß es die „L'Aventure" war, stand jetzt beinahe fest. Bei Sonnenuntergang glaubte man die kennzeichnende doppelte Gaffel drüben zu erkennen. Zum Signalisieren aber war es noch zu weit. Am Morgen war man nur noch sechs Meilen entfernt. Es war eine wahre Wettfahrt; Andersson stand stundenlang am Ruder, und solange er steuerte, zog „Notre Dame" ein Kielwasser wie mit dem Lineal gezogen. Dagegen beobachteten die Steuerleute mit Freude, daß sich die „L'Aventure" bald von der einen, bald von der andern Seite zeigte. Entweder steuerte sie von Natur nicht gut oder sie hatte einen schlechten Rudermann. Alf und Barbarossa waren rasiert und in frischen Khakiuniformen, obwohl nicht Sonnabend war; man wollte drüben doch einen guten Eindruck machen. Von acht bis zwölf lief „Notre Dame" fünfzig Seemeilen, zwölf und eine halbe in der Stunde.

Gegen Mittag zeigt sich die „L'Aventure" immer deutlicher von ihrer Steuerbordseite. Sie änderte ihren Kurs. „Sie will außen um die Kap Verde Inseln herum", rief Andersson enttäuscht. „Notre Dame" hielt fast genau nach Süd, die „L'Aventure" etwa Südsüdwest, so klaffte die Schere denn immer weiter auseinander. Am Spätnachmittag sank „L'Aventure" dann gänzlich unter den Horizont.

Merkwürdig waren diese Manöver; Jorg konnte nicht glauben, daß sie von Notwendigkeit bestimmt waren. Es schien, daß die Kapitäne Björklund und Andersson sich nicht begegnen wollten. Warum nicht? – Man sagte sich doch guten Tag unter Freunden, wenn man sich „auf der langen Chaussee" traf nach ein paar tausend Meilen. Das hätte keinem der Schiffe auch nur eine Minute Zeitverlust gekostet. War der Wettkampf so ernst? Oder war Kapitän Björklund etwa noch gekränkt, daß sie ihn aus dem Bett gezogen hatten in jener trunknen Nacht – Zeitalter zurück?

Man war in der nördlichen Passattrift; ein recht starker Strom versetzte „Notre Dame“ nach Westen, dreißig Meilen in vierundzwanzig Stunden. Unruhig liefen die Seen durcheinander, schnappend, spritzend, regellos. Oft glaubte man die Flossen großer Fische zu sehen, aber es waren nur steile, kurze Wellen, die in Sekundenschnelle wieder verschwunden waren. All diese laute Unruhe war durch die Gegenläufigkeit von Wind und Strom bewirkt. Am nächsten Mittag passierte man eine Linie, die klar erkennbar übers Meer lief. Dahinter hörte die Kabbelung auf, die See glättete sich. Das war die Grenze des Stroms. Zweihundert Meilen war man von der Küste Afrikas entfernt, trotzdem gab es Besuch von Land an Bord: zwei Libellen und einen gelben Schmetterling.

Der Passatwind legte sich schlafen. Ganz sanft glitt „Notre Dame“ in ein Reich des Friedens und der Träume ein, in die Kalmenzone. Sie richtete sich auf, es war ganz ungewohnt, daß man nun wieder über ebenen Boden ging. Sie regte sich nicht mehr, und reglos standen auch ihre Segel, milde gebläht. Das Meer, von dem so viel verdampfte, füllte die Luft mit Dunst von Mittag an. Sonne und Meer vereint führten die Menschen in ein seltsames Nirwana hinein. Man war müde, man schlief viel; sanft streichelte Brise die Haut. Wenn ich jetzt einschliefe, dachte Jorg, und in einem Monat erwachte – nichts würde verändert sein, die gleiche Sonne, der gleiche leere Horizont, das gleiche Schiff. Wo war noch Europa? – Anders als früher, hatte er nicht mehr das Empfinden, das Leben in Europa oder sonstwo in der Welt liefe ihm davon, während er einsam auf See war. Es ging einem nichts verloren. Hatte man einmal erkannt, worauf die Dinge in der Welt hintrieben, so war ein dieser Entwicklung entzogenes Jahr nur ein Gewinn. Es war wie beim Tanzen: Hatte man eine Grammophonplatte versäumt, so wurde eben eine neue aufgelegt.

Wie die Bestätigung einer Wandlung, die mit ihm vorgegangen war, wirkte das Erlebnis einer Nacht.

Jorg war gegen elf noch einmal aufs Hochdeck gekommen. Da fand er den Rudermann über das große Rad gebeugt mit wackelndem Kopf – fest schlafend. Nicht weit davon lag Alf, der Steuermann, auf einem aufgerollten Segel fest schlafend. Jorg zündete dicht neben ihm seine Pfeife mit einem Streichholz an – der Laut des Feuerschlagens pflegt Menschen aus leichtem Schlaf zu schrekken. Alf rührte sich nicht. Auch der Rudermann rührte sich nicht, als Jorg laut zu pfeifen anfing. Er lächelte: Vor zehn Jahren, als junger Mensch, wäre ich wohl ins Kartenhaus gerannt und hätte Andersson geweckt, der da jetzt auf dem Sofa schläft, ganz entsetzt über soviel Pflichtvergessenheit, dachte er. Vor fünf Jahren hätte ich den Kameraden Alfs beiseite genommen und ihm gesagt: Hör mal, die Sache bleibt unter uns, aber das und das ist passiert. – Und heute? – Heute tue ich gar nichts weiter. Ich werde nur in Zukunft öfter mal nachts nach dem Rechten sehen.

Er gab dem Ruder einen kräftigen Stoß, daß es herumflog und den Rudermann taumelnd gegen die Wand des Kartenhauses warf: so, der war schon mal wach. Dann ging er nach vorn an die Reling und übernahm die Wache des Steuermanns, bis die Glocke ein Glas schlug. Dann verdrückte er sich von Deck. Er wußte, der Rudermann würde sofort die Gelegenheit benutzen, Alf aufzuwecken, und er wollte Alf das Peinliche seiner, Jorgs, Anwesenheit ersparen.

Eine ähnliche Szene aus der Lebensbeschreibung des alten Nettelbeck fiel ihm ein. Der alte Nettelbeck hatte natürlich mit eiserner Faust durchgegriffen und Ordnung geschaffen. Aber ihm kam das nicht zu, fühlte Jorg. Er war Gast auf der „Notre Dame“, Gast einer fremden Nation. Man sollte nicht sagen: „Dieser Deutsche, was kümmert er sich um Schiffsangelegenheiten, was geht ihn das an?“ – Obwohl er natürlich am eigenen Leib beteiligt war, wenn irgendein Unglück geschah. Es wurmte ihn nur der Gedanke, daß die Jungens die Achtung vor Alf, dem Steuermann, verlieren mußten, wenn sie ihn so sahen.

Daß er richtig gehandelt hatte, zeigte sich am andern Tag. Sie standen allein beieinander, Alf und er, und Alf sagte in seinem gebrochenen Englisch: „Ich glaube, ich habe ein bißchen geschlafen letzte Nacht.“ Er lächelte verlegen wie ein kleiner Junge, der ein sehr schlechtes Gewissen hat. „Nie wieder, nie wieder soll mir das passieren.“ Die Sache war in Ordnung.

Fast die ganze Mannschaft schlief jetzt unter freiem Himmel, manche im Netz unter dem Klüverbaum, wo im Wiegen der „Notre Dame“ Kühle zu ihnen aufstieg aus den Wellen; andere breiteten ihre Matratzen auf die Back, einige hatten sich Hängematten gemacht. Wenn man jetzt abends in die Luftschächte der Logis hinunterschaute, sah man sie bei ihren Fadenspielen. Fäden aus Segelgarn wurden zwischen den Fingern beider Hände zu künstlichen Figuren gelegt. Ganze Bilder ließen sich damit darstellen, Vögel, Menschen, Schiffe. Jeder hatte etwas anderes zum Zeigen und zum Lehren. Oft war der Faden durch den Henkel eines Blechbechers gezogen, der als Gewicht zum Straffhalten diente. Diese Fadenspiele waren uralt, in der Südsee bei primitiven Völkern wie in Europa waren sie seit Jahrtausenden belegt. Es war fast wunderbar, wie sie hier auftauchten unter ganz jungen Menschen, die nichts ahnten von so langer Überlieferung.

Vier oder fünf Mann schrieben eifrig in dicke Tagebücher. Was war es? – Briefe? Gedichte? – Nein: sie sammelten Texte von Schlagermelodien.

Nun war es so weit, daß man beständig schweißüberströmt dahinlebte. Hunger hatte man kaum; die Butter blickte einem so „aufgelöst“ entgegen, ein Ausdruck, wie ihn Waschfrauen haben bei der großen Wäsche oder Hausfrauen beim Reinemachen. Selbst die Anchovis schienen um Kühlung flehend die Köpfe aus ihrer Soße herauszustecken. Was in Auflösung begriffen ist, erscheint so komisch belebt. Man litt sehr unter dem Wassermangel; Jorg pflegte sich nachts an Deck zu waschen, im Dunkeln, damit er nicht zu sehen brauchte, wie schwarz das Wasser

wurde. Man hatte aus den drei Litern täglich drei Waschungen, ein Vollbad und eine Kanne Limonade herauszuholen. So war das tägliche Problem. Gelöst wurde es nie.

Bei einer Wärme von hundert Grad Fahrenheit, von fast unspürbar leichtem Windhauch getrieben, kroch „Notre Dame" weiter dem Äquator zu. Manchmal schaffte sie sechzig und achtzig Meilen, manchmal auch nur zwanzig und dreißig am Tag.

In diesen Tagen geschahen Dinge, die Jorg nahegingen: kleine unscheinbare Dinge, aber sie hatten eine symbolische Kraft.

Zwei Landvögel wurden an Bord geweht, ein Raubvogel und ein kleines zartes Ding, eine Art Bachstelze. Sie fand sofort die einzige Süßwasserpfütze an Deck, wo Waschwasser ausgegossen war. Sie hob dankbar den Schnabel mit den kleinen Tröpfchen zum Himmel auf und piepte voller Glück. Dann aber pickte sie verzweifelt an den harten Tauen herum, und wenn die Katze sie jagte, sah man, wie schwach und erschöpft sie war. Von nun an lebte sie meist oben in den Segeln: Was war das für ein seltsamer und unheimlicher Wald, in den sie da verschlagen war. Der Raubvogel, etwas größer als ein Sperber, hatte ein entzückend gemustertes Gefieder, rebhuhnfarben. Er flog in großen Kreisen, weit ausschwebend um die „Notre Dame", suchend, suchend, ohne je zu finden. Nachts baumte er im Mars vom Kreuzmast aus.

Weil er doch sterben mußte und weil ein schneller Tod besser als ein langsames Verhungern war, kletterte Jorg eines Nachts zum Mars hinauf, um den Sperber zu fangen. Es war so stockdunkel, daß er nur undeutlich den Umriß des Vogels erkennen konnte. Hinter dem Mast verborgen zögerte Jorg: es schien ihm, daß der Vogel mit hochgerecktem Kopf saß, wach und gespannt. Im Augenblick, als Jorgs Hand auf ihn herabschoß, flatterte er davon, mit den Flügeln blind gegen das Tauwerk schlagend.

Etwas später ging Jorg zu einem letzten Besuch ins Kar-

tenhaus und sah da mit Staunen die kleine Bachstelze in Anderssons Hand. Andersson hatte das erschöpfte kleine Tier gegriffen und versuchte nun ihm aufgeweichte Brotkrumen einzuflößen. Aber es wollte nichts schlucken. Das Vögelchen blieb über Nacht im Kartenhaus.

„Der Sperber hat die Bachstelze geschlagen", erzählte Andersson beim Frühstück. Er hatte also die einzige Beute gefunden, die es für ihn gab in diesem hoffnungslosen, fremden Wald.

Mit etwas kräftigerem Flügelschlag umkreiste der kleine Falke an diesem Tag das Schiff. Ein paarmal versuchte er, auf eine Seeschwalbe hinabzustoßen, aber die waren viel zu schnell für ihn. Seine Kraft verließ ihn, ganz nahe bei Jorgs Hängematte baumte er an der Reling auf. Er plusterte sich, wie Vögel tun, wenn sie den Frost des nahen Todes in sich fühlen. Von Mitleid bewegt, holte Jorg die Pistole und schoß. Der Falke flatterte matt auf und setzte sich auf ein Rettungsboot. Auf den zweiten Schuß fiel er wie ein Stein herab. Es war gut, daß es zu Ende war. Der Steuermann Barbarossa schnitt ihn auf, um zu sehen, ob er noch etwas im Magen hätte. Man sah ein sauberes, übersichtlich angeordnetes Eingeweide, völlig leer von Nahrung, es kam auch fast gar kein Blut. Sie warfen die kleine Leiche der Katze vor, der es gut tun mochte, wenn sie etwas frisches Fleisch bekam. Sie knurrte, zerrte, würgte, und Jorg ging fort, um das Häßliche nicht zu sehen. Gegen Abend sah er Barbarossa, die Katze unterm Arm und eine Axt in der freien Hand, nach vorn gehen. Er dachte sich nichts weiter dabei, aber nachts auf der Wache sagte Barbarossa: „Sie ist über Bord."

„Wer?"

„Die Katze. Aber ich habe sie vorher totgeschlagen. Sie war krank. Die spitzen Knochen des Falken müssen sie innerlich verletzt haben. Sie blutete aus dem Maul und war sehr krank. Da habe ich sie totgemacht."

Wie sonderbar hatten diese drei Leben sich auf der „Notre Dame" zusammengefunden und einander ver-

nichtet. Drei Todesfälle an einem Tag; das waren Ereignisse in dieser kleinen, abgeschlossenen Welt, in diesen Traumzeiten, die nachdenklich machten. Man hatte die Tiere ja gekannt, hatte mit ihnen gelebt.

Die Katze war jung an Bord gekommen; die Matrosen hatten sie von der Straße mitgenommen in Port Victoria. Sie hatte nichts gekannt in ihrem Leben als das Schiff und die Männer darauf. Durch den rauhen Umgang und das rauhe Leben hatte der Kater ganz sonderbare Eigenschaften bekommen; er war gar nicht wie eine Katze. Sein Miau war rauh und heiser. Er konnte nicht schnurren. Jorg hatte versucht, es ihm beizubringen, und Ginger hatte auch tatsächlich Anstalten gemacht, aber es kam ganz ungeschickt und rauh heraus. Ginger hatte eben keine Kinderstube gehabt.

Er war durchaus Selbstversorger und mußte es sein. Regelrecht gefüttert wurde er nicht, Mäuse und Ratten gab es nicht – ein Weizenschiff wird jedes Jahr ausgegast. Süßwasser zum Trinken fand er meist, wenn irgend jemand Zeugwäsche machte. Er richtete sich dann am Eimer hoch, und es machte ihm nichts aus, wenn es nach grüner Seife schmeckte. An Nässe und Salzwasser war er so gewöhnt, daß er nicht im geringsten wasserscheu war; bei jedem Wetter lief er über Deck. Er war zugleich liebebedürftig und menschenscheu. Miauend kam er angelaufen, wollte sich aber nicht aufnehmen lassen. Wahrscheinlich hatte man ihn in der Jugend zu hart angepackt.

Man trauerte aufrichtig um ihn. Die Matrosen hatten ihm in Australien eine Braut besorgen wollen. So, wie es war, hatte er nicht viel Glück gehabt im Leben.

Diesen Nachruf auf Ginger, den Schiffskater, überdachte Jorg am Heck, über die Reling gebeugt. Er beobachtete die Entstehung der Wirbel im Kielwasser. Jedesmal wenn eine Dünung unter „Notre Dame" durchlief, hob sich das Achterschiff, und zurücksinkend schlug das scharf zugespitzte Heck wie ein Keil in die See. Dadurch entstand dann eine Wasserbewegung quer zur Fahrtrich-

tung; die sich kreuzenden Ströme erzeugten Wirbel. Es entstand ein großer „Mutterwirbel" mit einem Dutzend kleinerer ringsum, und im Kreisen sog der Mutterwirbel die Trabanten in sich ein. Die kosmische Schöpfungsgeschichte wiederholte sich wie im Spiel.

Plötzlich hörte er dicht neben sich ein pfeifendes Zischen. Einen winzigen Augenblick sah er die Logleine zum Zerreißen gespannt aus dem Wasser schnellen, ein Schauer von Tropfen sprühte gleißend von ihr. Da peitschte das Leinenende auch schon wie ein Schlangenleib gekrümmt gegen die Loguhr. Das Holzkreuz stand, schlaff sank die Leine. Das Log war abgerissen. Die Rückenflosse eines Hais tauchte auf und verschwand.

Es war also wahr, was die Steuerleute erzählt hatten: Haie schnappten nach dem Log wie nach einem Fisch. Barbarossa kam auf Jorgs Ruf angelaufen, ein Reservelog schon in der Hand. Gut konnte es nicht geschmeckt haben, das stählerne Log mit seinen scharfen Flanken; ein Haimagen leistete zwar Unglaubliches in Verdauung, aber dies war denn doch zuviel.

Der Ruck an der Leine riß Jorg in die Wirklichkeit zurück. Der Hai hatte ganz recht, es mußte etwas geschehen. Er holte sein Buch und schrieb den Kindern die Geschichte vom:

Papagei Ikarus

Es war einmal ein junger Papagei in Afrika, der hieß Ikarus. Er hatte gerade erst sein volles Gefieder bekommen und war sehr stolz darauf, wie es alle Jünglinge sind auf ihre schönen Anzüge und ihre bunten Schlipse. Ikarus' Anzug war grün mit etwas Rot an den Flügeln und am Schwanz, und besonders stolz war er auf seinen Kopf. Der war blitzblau, während gewöhnliche Papageien sonst nur rote oder gelbe Köpfe haben. Ich bin so schön, dachte Ikarus, ich glaube, ich kann ruhig auf die Brautschau fliegen. Ich will eine Papageienfrau haben, die ebenso hübsch ist wie ich, aber das wird wohl schwer halten.

So flog Ikarus denn eines Tages auf die Reise, und weil er nicht wußte, was hinter seinem Wald in Afrika lag, flog er so hoch wie er konnte, um möglichst weit zu sehen. Oben in der Luft war ein Sturm, wie ihn Ikarus noch nie erlebt hatte, denn unten im Wald schützten ihn ja die Bäume.

„Ach du großer Gott, ach du liebe Zeit, herrjemine, i-gitt-i-gitt-igitt“, jammerte Ikarus und flatterte mit seinen kurzen Flügelchen, so sehr er konnte. „Wo komme ich denn bloß hin, das ist ja ganz schlimm, so ein Sturm, der weht einen ja weg. Nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen.“

Es half ihm aber alles Flattern nichts. Der Sturm war viel stärker als er und trieb ihn geradewegs aufs Meer hinaus.

„Alles blau, alles blau!“ seufzte der arme Ikarus, während er mühsam flatterte. „Das ganze Meer ist so blau wie mein Kopf, und ich dachte, ich wäre eine Seltenheit. Ich fürchte, ich fürchte, meine Reise geht nicht gut, nein, sie geht bestimmt nicht gut.“

Er war schon ganz erschöpft, da sah er in großer Ferne einen weißen Punkt auf dem Meer. „Ein Punkt ist doch wenigstens etwas, jedenfalls viel besser als gar nichts, wo ich doch nicht schwimmen kann“, stöhnte Ikarus. Er war schon ganz matt und konnte kaum mehr fliegen.

Der weiße Punkt wurde schnell größer und wuchs immer höher aus dem Meer; es war ein großes Segelschiff. Ikarus hatte natürlich noch nie im Leben ein Schiff gesehen, er wußte gar nicht, was das war, aber es war ihm auch ganz gleich: Bloß hinsetzen und ausruhen, das war sein einziger Gedanke.

Er stürzte sich kopfüber aus der Luft hinunter, seine Füße griffen ein Tau am Mast; da saß er und klappte seine Flügel zu: Na, das war aber allerhöchste Zeit! Lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten in der Luft. Ob es hier wohl schöne bunte Papageienbräute gibt?

Ikarus konnte nämlich niemals seinen Schnabel halten,

und kaum daß die Gefahr vorüber war, wurde er gleich wieder frech.

Zuerst glättete er seine zerzausten Federn mit dem Schnabel, plusterte und putzte sich heraus. Dann legte er den Kopf schief, betrachtete sich selbst von allen Seiten: So, jetzt kann ich mich doch wieder sehen lassen, aber zuerst muß ich herausfinden, wo es in diesem fremden Wald was zu futtern gibt, Reisen macht hungrig, und ich bin wirklich sehr weit gereist. Ikarus glaubte, das Schiff wäre ein Wald und die Mastbäume wären wirkliche Bäume.

Er flog also zwischen den Masten und Segeln hin und her und suchte Futter.

„Komischer Wald", murrte er, „überhaupt nichts Grünes. Die Blätter sind weiß und die Bäume so hart, daß man kaum darauf sitzen mag." Ikarus pickte an den Segeln, aber die schmeckten ihm nicht. Er pickte an den Tauen, aber die schmeckten nach Teer, das war noch viel schlimmer. Er wetzte ganz ärgerlich seinen Schnabel an einem Mastbaum und rief: „Au verdammt!" – Er bekam nämlich Schnabelweh von dem harten Eisen.

„Ich weiß hier wirklich nicht Bescheid", schimpfte Ikarus, „wo wachsen hier denn die Bananen und der schöne Mais? Miserable Wirtschaft! Wenn man doch wenigstens jemanden fragen könnte – ah, da unten geht jemand. Da will ich gleich mal hinfliegen und fragen."

Wer aber da unten spazierenging, das war die große, gelbe Schiffskatze. Ikarus kannte Katzen so wenig wie Schiffe. Er flog also ganz vertrauensselig auf das Deck, klappte seine Flügelchen ein und watschelte mit seinen komischen großen Zehen geradewegs auf die Katze zu: „Ach, entschuldigen Sie bitte", sagte er sehr höflich in seiner Papageiensprache, „ich bin hier nämlich fremd. Wo geht's hier wohl zur nächsten Bananenstaude?"

Die Katze war zwar eine alte, erfahrene Schiffskatze, die viel von der Welt gesehen hatte, aber so was Freches war ihr doch noch nicht vorgekommen. Sie war so verblüfft,

daß sie sich glattweg auf ihr Hinterteil setzte und ganz runde Augen machte.

„Ja, und was ich noch fragen wollte, wo fließt hier denn der nächste Bach?“ fragte Ikarus weiter, „ich bin nämlich auch sehr durstig. Ich probierte vorhin das Meerwasser, aber: Pfui Teufel, i-gitt-i-gitt-igitt!“

Inzwischen hatte sich die Katze von ihrem Staunen erholt. Sie hatte gemerkt, daß Ikarus ein ganz dummer junger Vogel war. Sie fing an, zuckersüß zu schnurren, und vor lauter Vorfreude auf den Leckerbissen lief ihr das Wasser im Schnäuzchen zusammen: „Entzückt, Sie kennenzulernen“, schnurrte sie: „Sie sind gerade mit Ihrem Privatflugzeug gelandet? Wie äußerst interessant. Ja, das sieht man ja auf den ersten Blick, daß Sie hier fremd sind. Oh, Sie haben sicher viel zu erzählen, ich hoffe, wir werden eine interessante Unterhaltung miteinander haben. Bananen wünschten der Herr? – Ich bin beinahe sicher, daß ich einige in meinem Schlafkörbchen unter der Decke habe. Darf ich wohl eben mal fühlen, wie fett Sie sind?“

Dabei machte die Katze einen Satz und wollte Ikarus greifen, aber Ikarus flatterte in die Luft und kreischte: „O nicht doch, nicht doch! Ich bin so furchtbar kitzlig am Bauch, o bitte, nicht kitzeln, bitte nicht!“

Er wußte wirklich nicht, daß die Katze ihn fressen wollte, aber er hatte solche Angst vorm Kitzeln, daß er hoch auf eine Mastspitze flatterte. Die Katze war natürlich wütend, daß ihr die Beute entgangen war. Sie kletterte hinter Ikarus her. Aber als Ikarus sie kommen sah, kreischte er: „O nicht doch, nicht doch, bloß nicht kitzeln!“ Und er flog auf den nächsten Mast. Die Katze mußte nun den ganzen Weg wieder herunterklettern und an dem andern Mast wieder hinauf, und kaum war sie oben, da flatterte Ikarus wieder auf den ersten Mast zurück.

Ihr könnt euch denken, wie wütend sie war.

Der arme Ikarus aber war recht schlecht dran. Er wurde immer hungriger und immer durstiger, und obendrein wurde es Nacht. „Ach, wäre ich doch bloß zu Hause in

meinem Wald geblieben", jammerte er; aber da half kein Jammern, das Unglück war nun mal passiert.

Als es dunkel wurde, fielen Ikarus die Augen zu vor Müdigkeit. Er konnte gerade noch auf den hintersten Mast fliegen, wo die Katze ihn nicht sehen konnte, da steckte er den Kopf unter einen Flügel: schon war er eingeschlafen und träumte von seinem Wald zu Hause.

Unten am Fuß des Mastes lag aber der Vater in seiner Hängematte und sah, wie Ikarus schlafen ging: Nanu, da ist uns ja ein schöner Papagei zugeflogen. Der arme Kerl, zu fressen findet er nichts da oben, und wenn er 'runterkommt, frißt ihn die Katze. Ich glaube, es ist das beste, wenn ich ihn fange, dann kann ich ihm zu fressen geben, und wenn er zahm ist, bringe ich ihn meinen Kindern mit.

Wie nun Ikarus ganz fest schlief, holte sich der Vater einen großen Sack, warf ihn über die Schulter und kletterte dann ganz leise und vorsichtig den Mast hinauf. Ikarus war so müde, daß er erst aufwachte, als er schon im Sack steckte.

„Hilfe, Hilfe, Hilfe!" kreischte Ikarus. „Mörder, Räuber, Banditen, Polizei!"

„Halt den Schnabel", sagte der Vater streng. Aber das konnte Ikarus nicht. Der Vater baute nun zuerst einen großen Käfig aus Bambusstangen, damit die Katze nicht an Ikarus heran konnte. Dann holte er Ikarus aus dem Sack, machte einen Finger naß und hielt ihn Ikarus hin. Ikarus wollte natürlich sofort beißen, als er aber die Nässe spürte, streckte er ganz erstaunt seine harte Zunge aus und fing an, das Wasser aufzulecken. So durstig war er.

„Ich merke schon, du wirst zahm", sagte der Vater und brachte Ikarus zu essen, und dann brachte er ihn seinen Kindern mit.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag hatte „Notre Dame" den Äquator passiert. Das traf sich gut; man hatte nun einen freien Tag für die Linientaufe.

Linientaufen auf Dampfern – Jorg hatte viele erlebt – waren entartet wie so viele Volksfeste. Sie erinnerten an den Karneval von Nizza, eine Clownerie zur Hebung des Fremdenverkehrs, künstlich, ohne echte Fröhlichkeit. Auf Passagierdampfern waren sie ein Mittel, Trinkgelder zu erlangen. Die Hauptgestalten des Schauspiels, Neptun und Thetis, lebten auch nicht ursprünglich in der Vorstellungswelt der nordischen Seefahrer. Sie waren eine Beisteuer von Philologen. Der Scherz, die Linie „über die Toppen zu werfen", war ein gelehrter Scherz ohne Saft und Kraft.

Auf der „Notre Dame" aber hatten die Älteren den Jungens das Gruseln beigebracht. In den langen, warmen Nächten, wenn die Phantasie wucherte, hatten sie düster und drohend, voller Geheimnis und Andeutung von der Taufe gesprochen wie vom Jüngsten Gericht. Es sollten ja furchtbare Proben zu bestehen sein, es war sehr die Frage, wie man sich dabei benehmen würde.

In aller Frühe hatten die Matrosen ein altes Segel auf dem Verdeck muldenförmig aufgehängt. Die Jungens mußten es voll Seewasser schöpfen; den ganzen Vormittag sah man sie mit den Pützen über Deck eilen, barfüßig und schwitzend.

Nach dem Mittagessen hörte man vom Bug her dumpfe Musik. Alles lief an Deck. Man sah die Musikanten nicht, die Töne schienen aus dem Meer heraufzusteigen. Da tauchten aus dem Klüvernetz Köpfe und dann Gestalten auf. Man konnte zuerst kaum erkennen, ob es Tiere oder Menschen waren. Es schienen Seegespenster, phantastisch, wild. Die barbarische Musik zerriß für Augenblicke, als sie an Bord kletterten.

Über den Laufgang kamen sie zum Hochdeck. Der Kopf des Meergotts war übermenschlich groß, ausgefasertes Tauwerk wallte fast bis zum Boden, das Gesicht war fast ganz vom Bart bedeckt. Die Meergöttin folgte ihm auf den Fersen. Nein, das war nicht Thetis, das war einfach der Inbegriff alles Weiblichen, so wie die Jungens es sich vorstellten in ihrer erzwungenen Enthaltsamkeit. Suppen-

schüsseln schaukelten als enorme Brüste, der Bauch war nackt. Hüften und Hinterteil, dick ausgepolstert mit Tauwerk, steckten in einer Art Lendenschurz. Meerungeheuer folgten, Klabautermänner mit Fischmäulern, triefendem Haar und grünem Seetangpelz. Wilde, schwarze Männer mit blutigen Lippen, mit Nasenpflöcken, Ohrringen; die ölige Farbe auf ihrer schwitzenden Haut glänzte wie Speck. Sie trommelten auf Fässern, sie stampften mit Schellenstäben auf die Planken, sie lärmten mit Blechdeckeln und Teufelsgeigen – Besenstiele, über die ein Draht gespannt war. Hüpfend, brüllend, Holzschwerter und Keulen schwingend, kamen sie.

Die Jungens, alle auf einen Haufen zusammengedrängt, nur mit Badehosen bekleidet, lächelten verlegen, schlugen die Augen nieder und waren etwas blaß. Die Kette der Ungeheuer umtanzte sie; ihr Zug glich einer Schlange, die sich enger und enger um die Beute schloß. Mit flachen Hieben klatschten die Holzschwerter auf Rücken nieder, die Spitzen piekten ins Fleisch. Keins von den Opfern wehrte sich. Zur Erhöhung der Spannung wurden sie jetzt von den Wilden ins Waschhaus eingesperrt. Der kleine Raum mit seinen glühend heißen Eisenwänden, ganz angefüllt mit rosigen Leibern und Gequiek, hatte viel Ähnlichkeit mit einem Ferkelstall.

Andersson, Alf, Barbarossa und Jorg lehnten über der Reling des Hochdecks.

Jetzt richtete der Astronom seinen ungeheuerlichen Sextanten gegen die Sonne. Er rechnete, schrieb mit den Fingern Zahlen in die Luft, nickte und spähte dann durch sein Fernrohr aus zusammengebundenen Flaschen nach der Linie aus. Jorg fühlte sich um Jahrhunderte zurückversetzt; die altertümliche Feierlichkeit der Zeremonie – war sie nicht eine Erinnerung an die ersten Weltfahrten der Spanier und der Portugiesen? Mit Schauer in der Seele hatte damals die Mannschaft hinaufgeblickt zu dem hohen Achterkastell, wo der Hexenmeister von Kapitän sein Astrolabium gegen die Gestirne richtete. Die Wilden mit

den gemalten Totenköpfen auf der Brust, deuteten sie nicht auf die erste Begegnung europäischer Seefahrer mit menschenfressenden Wilden hin und auf die gegenseitige Angst, die daraus entsprang? Die grausame und gewaltsame Taufe, die hier vollzogen wurde, ließ sie sich nicht zurückführen auf die erzwungene Taufe ganzer Völker nach dem Willen der Allerkatholischsten Majestät?

Der Meergott und die Göttin saßen jetzt auf einem Thronsitz, der auf einer Ladeluke errichtet war. Die Jungens wurden einzeln von je zwei „Polizisten" angeschleppt. Die Polizisten trugen enorme Achselstücke, sie klimperten mit blechernen Orden und Wehrgehängen. Mit Tritten und mit Stößen trieben sie die Gefangenen vor sich her. Auch das war eine Szene aus dem Seemannsleben: wie ein betrunkener Seemann auf die Polizeiwache geschleppt wird, das hatten sie alle einmal gesehen oder selbst erlebt.

Wie man ihnen nun gewaltsam den Nacken beugte, damit sie die sehr schmutzigen Füße der Meergöttin küßten – wie man ihnen das „Fernrohr" vor die Augen hielt und das Seewasser, mit dem die Flaschen gefüllt waren, ihnen über die Gesichter lief – die Münder schnappten nach Luft, die geblendeten Wimpern zuckten – da war der Sinn der Taufe mit einemmal Jorg klar: das waren ja die Proben einer Mannbarkeitsfeier, eine uralte Zeremonie, die es bei allen Völkern gegeben hat oder heute noch gibt.

Sie standen jetzt ganz nackt. Sie wurden von oben bis unten mit schwarzer und roter Farbe in breiten Streifen angemalt. Man gab ihnen „Medizin" zu schlucken, ekelhafte Pillen aus ranzigem Maschinenfett und abscheulichen Sudel einer rosafarbenen Flüssigkeit, Senf und Sirup zusammen mit Tran angerührt. Die Verschiedenheit der Charaktere trat deutlich hervor; einige schluckten sofort, andere wehrten sich, bis man ihnen die Kehle zudrückte und die Zähne auseinandertrieb. Aber alle spien; in hohem Bogen schoß das Zeug wieder heraus.

Als der Barbier mit seinem enormen Holzmesser und der Harke von Kamm sein Werk getan hatte – er seifte

die Gesichter ein mit Bleiweiß und goß Mennige über die Haare – sahen die Täuflinge kaum mehr menschlich aus. Sie knieten nieder vor dem „Pastor“, der ein Waschfaß als Taufbecken vor sich hatte und mit einer Kelle wasserverdünnten Holzkohlenteer über ihre Köpfe goß. Endlich liefen sie Spießruten durch die ganze Kette der Meerungeheuer und Trabanten, bis sie mit Kopfsprung in das Segel mit dem Seewasser tauchten. Unter Wasser mußten sie darin dreimal im Kreis kriechen, dann waren sie erlöst.

Grinsend, völlig verschmiert hockte einer nach dem andern in der Reihe der schon Getauften nieder: man hatte es hinter sich. Geschäftig kratzte man sich gegenseitig mit Messerklingen Dreck und Farbe von der Haut und fiel ein in den lachenden, schreienden Chor, der die Taufe begleitete. Kein einziger verlor die Haltung bei den scharfen Proben. Es kam eben darauf an, sich als Mann zu zeigen.

Auch das Untertauchen in Seewasser war ein sehr altes Symbol. Wahrscheinlich ging es zurück auf die Strafe des „Kielholens“, wobei ein Mann an eine Leine gebunden unter dem Kiel des Schiffes hindurchgezogen wurde, vielleicht sogar auf älteste Zeiten, wo man Menschenopfer gebracht hatte, ehe man sich aufs Meer begab.

Am Nachmittag wurden allerlei Kraft- und Geschicklichkeitsspiele vollführt. Man hatte nur ganz wenig Gerät, einen Besenstiel, einen hölzernen Belegnagel, ein Tau. Aber es war unglaublich, was sich damit alles machen ließ. Man faßte den Besen mit verkehrter Hand und versuchte das Ende in den Mund zu zwingen. Es sah unendlich komisch aus, wie die weitaufgerissenen Münder gierig nach dem Holz schnappten. Man sprang vorwärts und rückwärts über den Stock, der zwischen beiden Händen gehalten wurde. Man maß eine Armlänge vom Stiel, hielt dies Ende über die Stirn und bog sich zurück, bis die Spitze das Deck berührte. Man stemmte den Belegnagel mit einer Hand gegen das Deck, kroch mit dem Körper unter dem Arm hindurch. Ein Streichholz wurde an Deck

gelegt, es mußte mit dem Mund aufgehoben werden, bald aus dem Stand heraus, bald aus dem Sitz, wobei das Hölzchen zwischen den gespreizten Beinen lag. Auf Biegsamkeit und auf Geschmeidigkeit kam es an, also gerade auf die Eigenschaften, die den Matrosen auszeichnen müssen. Die Jungens hüpften auf einem Bein, wobei ein Fuß in einer Schlinge hängend möglichst hoch zum Rücken hinaufgezogen war. Man fiel und lachte; jeder hatte irgendein besonderes Kunststück und zeigte es gern, um etwas beizutragen zur allgemeinen Fröhlichkeit. Auch Andersson sprang plötzlich in den Kreis: Er verschränkte die Hände hinterm Rücken, beugte sich vor, packte mit den Zähnen einen Mann an seinem Ledergürtel und hob ihn von Deck. Es machte großen Eindruck, welche Kraft der Kapitän besaß.

Jorg staunte: wie selten war das auf der Welt geworden, echte, warmherzige Geselligkeit, Sport ohne Stoppuhr, ohne Rekordsucht, ohne hochgezüchtetes Gerät. Hier erfand man sich Spiele, schuf sich das Spielzeug aus dem Nichts heraus, hier wirkte Phantasie. Auf ein Segelschiff mußte ich gehen, unter diese großen Kinder, um so ein Lachen zu hören. So hat der Mensch im Paradies gelacht. So lacht man heute in Europa selten mehr.

Es war eine Art Abschnitt erreicht; man war auf der „anderen Seite“. Jorg versuchte diese Tatsache als bedeutsam zu empfinden, aber es gelang ihm nicht. Es war nur notwendig, auf dem Seeatlas wieder eine neue Karte aufzuschlagen, die alte hatte nur bis zum Äquator gereicht. Die dünne, gestrichelte Linie, die den Kurs der Segelschiffe nach Australien bezeichnete, holte zu einem riesigen Bogen aus nach Westen bis dicht unter die Küste Südamerikas. Tiefes Erschrecken befiel Jorg; das war ein Schlag, er hatte sich das gar nicht klargemacht...

Andersson beugte sich über seine Schulter: „Ja, ohne diesen Westbogen würden wir schneller in Australien sein. Wir müssen ihn machen, der Südostpassat weht zuerst rein aus Süden. Erst ganz allmählich dreht er nach Osten; wir

werden nahe an Fernando Noronha passieren und nahe an Kap Roque, Brasilien.“

Unbegreiflich, wie hatte er das nur übersehen können!

Wie unbedeutend sah jetzt Europa aus auf der Karte, die die halbe Welt umfaßte. Jorg versuchte die Heimat herauszueinzeln, aber es ließ sich nicht vermeiden, daß das Auge die angrenzenden Länder mit umfaßte. Wahrscheinlich gelingt den denkenden Menschen in Australien, in Südamerika dies Herauseinzeln ebensowenig wie mir, dachte er. Wahrscheinlich sehen sie ihre alten Heimatländer stets im Zusammenhang mit ganz Europa. Aus großer Ferne denkt man eben „Europa“, wenn man an Zuhause denkt.

Aber man konnte nicht ohne Sorgen an Europa denken. Man sah die einzelnen Länder wie Festungen: so eingeschlossen, so hoch umringt, daß die Menschen drinnen kaum mehr über die Grenzen zu schauen vermochten. Man spürte die Mauern der Währungen, der Zölle, der politischen Anschauungen bedrückend schwer. Unheimlicher, fast lautloser Wirtschaftskrieg lastete statt der Kriege mit Waffen in der Vergangenheit. Man erinnerte sich der Plakate, die man daheim gesehen hatte: die Grenzen des eigenen Landes und die Bajonette, die Kanonen, die Tanks, die Fluggeschwader der Nachbarn drohend rings um diese Grenzen gestellt. Fast die gleichen Plakate, mit umgekehrter Darstellung, konnte man in den Nachbarländern sehen.

Tiefe Unruhe, tiefe Besorgnis, Not, Enge, Krampf, Druck und Gegendruck, Drohung und Wetterleuchten kommender Kriege, das war der Eindruck, den man von Europa behielt.

Welche Wandlung! Selbst Jorg, ein Mensch, in diesem Jahrhundert geboren, konnte sich der Zeit erinnern als der Name „Europa“ Lichtbringer war, der große Pol, nach dem die ganze Welt sich ausrichtete, Maßstab für Kultur, für Größe, für Macht; sogar für Ehre und Gerechtigkeit.

„Das ist die furchtbare Erkenntnis, die wir uns noch abzuleugnen suchen und der wir uns doch werden beugen

müssen: Die Welt kann Europa entbehren. Die Welt kann uns entbehren!"

Andersson stimmte zu: „Wir haben uns zuviel eingebildet. Weder als Mutterländer der Technik noch auf irgendeinem geistigen Gebiet sind wir unentbehrlich. Würde Europa morgen im Meer versinken oder im Bruderkrieg zugrunde gehen, so würde der Rest der Welt wohl einige Schwierigkeiten überwinden müssen, um ohne uns auszukommen. Aber das würden keine größeren Schwierigkeiten sein, als viele europäische Länder sie heute durchmachen, um autark zu sein. Die Welt ist an der Arbeit, sich unabhängig zu machen von Europa; kein Zweifel, daß ihr das gelingen wird. Wir haben ja unser bestes europäisches Blut über die ganze Erde verteilt.

Die Welt kann zusehen und abwarten, wie wir uns zerfleischen, und es ist sehr zu befürchten, daß wir ihr dieses Schauspiel liefern werden."

Grimmig und schweißüberströmt – jetzt merkte man erst, wie ungeheuer die Petroleumlampe heizte – machte Jorg ein Verzeichnis von Dingen, die er daheim besaß und die er vergessen hatte mitzunehmen. Zuerst kamen die Bücher: den Herodot wünschte er sich, überhaupt antike Reisebeschreibungen. Den Goethe, den Shakespeare, den Stendhal. Den Conrad trug er zur Genüge im Herzen; nach dem Rest der Modernen sehnte er sich nicht.

Eine Kiste Äpfel. Wie herrlich wäre es, hätte man nur einen Apfel am Tag. Oder auch eine Kiste Mohrrüben aus dem Garten; man hungerte in jeder Zelle nach Vitaminen.

Einen großen Topf mit Schnittlauch.

Einen ebensolchen Topf mit Petersilie.

Einige Gläser Fruchtsaft und Tomatenmark.

Ein Photoalbum mit Kinderbildern.

Sein ganzes Werkzeug. Es war hohe Zeit, das Grübeln einzustellen und den Händen fruchtbare Arbeit zu geben.

Ja, das würde fürs Erste reichen. Es war gar nicht auszudenken, daß er all diese Dinge tatsächlich besaß.

Immer noch zornig ging er an Deck, die Taschenlampe in der Hand. Barbarossa hatte die Wache, und bis Mitternacht führten die beiden ein stummes, aber heftiges Gespräch in Morsezeichen. Sie ließen die Lichtkegel ihrer Taschenlampen auf die Segel zucken und beschimpften einander mit sämtlichen Flüchen, die sie kannten, in einem Dutzend Sprachen. Es erleichterte sehr, und der einzige Laut dabei war Barbarossas unterdrücktes Kichern.

Der Südostpassat begann mit einem wahren Nordseewetter. Grau in Grau war der Himmel, eine Bö jagte die andere, und jedesmal legte „Notre Dame" hart über, so wie ein müdes Pferd sich ins Geschirr legt unter einem Peitschenhieb. Es war kaum warm genug, um ohne Kleidung zu sein. Nach Tagen erst klarte es auf, und der Passat gewann seine volle Kraft. Zweimal änderte er seine Richtung, östlicher und östlicher werdend. Das geschah, indem der Wind sich zuerst schlafen legte; einen halben Tag dümpelte „Notre Dame" kraftlos mit schlaffen Segeln, dann setzte die schöne Brise wieder ein, mehrere Striche östlicher als zuvor. Der Wind und das Schiff, sie verhielten sich wie Liebende; ein langes leidenschaftliches Flüstern, ein Verstummen, atemloses Verharren und dann ein Aufbrausen, jäh und unerwartet aus einer neuen Untiefe des Gefühls. Der Wind war der Mann, das Schiff die Frau – seit fünfunddreißig Jahren dauerte ihr Zwiegespräch.

Jorg fühlte sich krank. Vielleicht war es Fieber, vielleicht die zu starke Strahlung des Vollmondes dieser Nächte – es gab Leute an Bord, die mit dick verschwollenen Gesichtern erwachten nach einer Nacht an Deck. Vielleicht hing beides zusammen: Fast regungslos lag er tagsüber in der Hängematte, mit Starrheit der Glieder geschlagen. Über ihm in den Masten wurde Rost geklopft; die losgesprengten Schuppen fielen auf ihn, scharfkantig und beißend wie Hagel, aber er brachte nicht die Kraft auf, fortzugehen. Es war auch ein zu lächerlicher Anblick, wie er über Deck kroch, wie er die Treppen nahm, Stufe um

Stufe, mit den Armen am Geländer sich hochziehend mit Angst vor Fallen. Wie ein ganz alter Mann. Er war dies ewige Elend furchtbar satt.

Er fühlte, wie eine Vorstellung Macht über ihn gewann: Die Vorstellung, das Meer sei eine grüne Wiese und er könne nach allen Seiten hin frei gehen. Immer stärker wurde die Versuchung, immer schwächer die innere Stimme, die das Wahnsinn nannte. Es war so einfach, sich über den Rand der Hängematte und über die geneigte Reling zu schwingen, es war die leichteste von allen denkbaren Bewegungen.

Eines Tages erzählte er Andersson davon, er fühlte, daß dieser Mann selbst das Wahnsinnige verstand. Andersson warnte ihn: Es hätte früher, auf sehr langen Reisen, eine solche Krankheit gegeben. „Calentura" nannten sie die spanischen Seeleute. Wo sie auftrat, mußten alle Schiffspforten geschlossen werden, und nachts stellte man Wachen an Deck, denn die Kranken sprangen über Bord. Jorg begriff die Gefahr, er kämpfte gegen die Krankheit an.

Andersson schnitzte am Kopf der Figur, die Juanas Leib und Eilins Seele hatte. Eine runde, klare Kinderstirn wölbte sich unter den rückwärts gesträhnten Helm des Haares. Sie war so fein gemeißelt, daß man die Adern der Schläfen zu sehen meinte. Die Brauen glichen den schönen Bögen von Segeln voller Wind. Die Augen lagen tief; die Augäpfel zeigten noch die vielen Schnittflächen mühsamer Arbeit feiner Messerklingen und hatten doch schon Leben. Der Mund war groß angelegt, voll Leidenschaft und Schmerz. Sie hatte blasse Lippen, Eilin, dachte Jorg. Er selbst tat nichts; er sah zu, vor sich die „Flasche der Verzweiflung".

Andersson trank keinen Tropfen mit, und doch war er es, der glühte. Geduckt kauerte er vor der Figur, wie sprungbereit, die riesig breiten Schultern vorgebeugt. Mit seinem vorgeneigten Kopf, mit Schultern, Ellbogen, Unterarmen umschloß er den ganzen Raum um das nackte braune Weib, ergreifend, ausschließend alles andere, als

nur sie und sich. Seine Finger umschlossen fast die ganze Messerklinge, so daß nur die äußerste Spitze wirken konnte. Seine Augen funkelten vor jedem Schnitt und hin und her glitt die Figur in seiner Linken, ehe er ansetzte mit einer Spannung wie zu tödlichem Schuß. Jorg kniff die Augen zusammen, um deutlich zu sehen – wahrhaftig! Der Kapitän benutzte jetzt die feinen Messer des chirurgischen Bestecks. Es kam ihm nicht darauf an, wo er das Werkzeug fand, wenn es um dies Mädchen ging.

Von Zeit zu Zeit hob sich das starke Haupt, die Täler seiner großen Landschaft waren von Schweiß durchströmt. Der Handrücken zog eine breite, glänzende Spur über die Stirn. In heftigen Stößen kam der Atem aus offenem Mund. Langsam kehrte der Blick aus inneren Gesichten zur Außenwelt zurück; verwundert schauten die Augen auf Jorg: „Wieso saß dieser Mann dort drüben? – Ja, so –" Aus halbem Wachsein sprach der Mund, Böen von Worten, nur die Oberfläche der Dinge rippelnd; nur eine Ahnung ihrer Tiefe. – Bis das harte Blau der Augen verschleiernd sich zurück nach innen kehrte. Dann stockten die Lippen; manchmal mitten im Wort. Die Figur regte sich zwischen den präzisen Schraubstöcken der Finger; die winzige Klinge fuhr schabend übers Holz:

Aus Andersson und seinem Mahagoniholz, aus abgerissenen Worten und abruptem Trunk erschaute Jorg Eilin.

Sie segelten in einem Boot über eine Bucht mit flachem Ufer: Andersson saß am Steuer, er hatte seinen feinen blauen Anzug an. Aber Eilin sah ihn nicht, sie hatte weit den Kopf zurückgelegt, sah, wie das weiße Segel durch die weißen Wolken wanderte. Sie sang. Was für ein Lied? – Jorg hörte es und wußte seinen Namen nicht: es war Sehnsucht, nie erfüllt und nie gestillt.

Sie gingen über Heideland, die beiden. Das Kraut der Kronsbeeren bürstete Eilins nackte Fesseln und federte ihren Schritt. Sie pflückte Beeren, und Anderssons Lippen lasen sie von Eilins flacher Hand. Sie zersprangen zwischen

seinen Lippen, füllten seinen Mund mit kleinen Strahlen herber, kühler Frische, aber viel süßer war der Duft, war das Gefühl von Eilins Hand.

Helle Nächte, Heuduft, Holunderduft, taunasses Gras, Millionen Glühwürmchen im Wald. Die Erde brütet im Sommerrausch, das Summen der Zikaden ist die Musik aus ihrem Schoß. Seite an Seite gehen sie mit zögerndem Schritt, die Köpfe gesenkt, an den Händen sich haltend, Unausgesprochenes erstickend in den Kehlen. Ein Waldkauz schreit, ein schauervoller Laut durch Mark und Bein, und da: ein kleiner Schrei, der ewige Schrei des Mädchens, alt wie die Welt. Sie hat gekämpft, hat sich gewehrt gegen die Liebe, nun ist sie besiegt. Die Welt kennt keine stärkere Erschütterung als diesen Laut. Und Glück quillt aus der Sommernacht und hebt empor und trägt; eine Woge, wundervoll und ungeheuer und weit, weit trägt sie bis in einen erschreckenden Schauer von Kälte hinein: da ist es später Herbst. Mit einemmal.

Eisig zischen die Wogen über die Hafenmole; unter ihrem Anprall erbebt das Gestein. Ganz schmal ist Eilin in Anderssons Schulter eingeschmiegt. Wie Eis ist ihre Wange, oh, wie sie friert. Wie gut, daß soviel Wärme in ihm ist; wie schön ist es zu schützen, das Mädchen, das man liebt. Das Mädchen, das jeden Gedanken errät hinter der eigenen Stirn, ein Wunder, nie zu begreifen; das mitschwingt in jeder Regung des eigenen Herzens. Das Mädchen, das den Mann über sich selbst hinaushebt, weil sie für ihn das unerreichbar Höchste ist auf der Welt. Nur etwas ist da, was er, Andersson, gar nicht verstehen kann, und es kommt öfter und öfter, und da ist es wieder: „Laß mich einen Augenblick allein, Lieber." Über den Rand der Mole neigt sie sich, die Hand auf das Geländer gestützt, ein Schmerz geht durch ihren Leib – er spürt ihn in sich selbst, ein Schwert. Da ist sie wieder. Sie lächelt – wie ist sie doch bleich. Sie zerdrückt ein Tuch in der Hand. Die schwarzen Flecken? Ist das Blut? Die schwarzen Wolken jagen wie das wilde Heer. Man hört den

Flügelschlag der Wildschwäne; auf der Flucht nach Süden klingt durch den Wind ihr Klageschrei.

Eilin muß viel Schafmilch trinken. Das ist gut für die Gesundheit. Eilin schläft diesen Winter bei den Kühen im Heu; die Luft soll stärkend sein.

Aber wie der Frühling kommt, liegt Eilin in Stockholm im Krankenhaus auf der Lungenstation. Ihre Brust ist in einen Apparat gespannt. Sie liegt ganz still, wie eine Tote. Nur ihre Augen brennen und wandern, wandern einen endlosen Weg, im Kreis, im Kreis. Ihre Hand wird nicht mehr warm in Anderssons; sie fühlt sich an wie kühle Seide, und: „Lieber, laß mich einen Augenblick allein." Und wie er wiederkommt: ein feiner Faden Blut, hellrot, fließt von dem großen, blassen Mund, der offen steht, die Zähne bläulich schimmernd. Und immer noch steht Sehnsucht in den Augen. Nie erfüllt und nie gestillt. Aber nun sind sie starr.

Jorg nahm einen letzten großen Schluck: Ja, das war Eilin. Es mußte wohl so sein, daß sie sterben mußte. Nun gab es nur noch eine Frau für Andersson, die „Notre Dame". Das war leicht zu verstehen, daß alle andern für ihn Schatten waren.

Er zündete seine Sturmlaterne an; Barbarossa hatte sie ihm aus dem Lampenspind hergeliehen, und Jorg hatte die Glaskugel mit einem Stück gelber Leinwand umspannt. An einem Strick hing die Lampe neben der Hängematte, leise schwankend. Jorg liebte sie; der Raum, den sie mit ihrem Schein erfüllte, war wie ein eigenes Haus, das ihn umschloß. Die Wände der Nacht waren wie feste Wände. Der gelbe Schein wandelte die Unendlichkeit ringsum in engumgrenzte Endlichkeit. Das tat gut; nicht immer kann der Mensch Unendlichkeit ertragen. Sie ist ein überstarker Reiz auf unsere Phantasie. Die Phantasie hat einen „horror vacui"; sie stürzt sich in die Leere, um sie mit Visionen zu erfüllen.

Er las zum dritten- oder viertenmal: „Der Mann, der Inseln liebte", die schönste Erzählung, die es von Law-

rence gibt, und die wahrste. Denn es gibt keine Rückkehr aus der Zivilisationsmüdigkeit zur Natur, außer im Tod. Das war es, was er am eigenen Leib erfuhr.

Um Mitternacht drehte er den Lampendocht zurück. Erblassend, noch eine ganze Weile zuckend, bläulich flackernd, erlosch das Licht. Wie es um sein Leben kämpfte!

Es weitete sich die Nacht ins Ungeheure. Fremde Sterne zu fremden Bildern gestellt, blickten herab. Sie waren spärlicher an Zahl wie die vertrauten, sie hatten das düstere Funkeln unheilvoller Edelsteine, und die Farbe der Nacht war rot. Ein erloschenes Schwarz-Rot, wie das der dunkelsten Rosen.

Jorg erschauerte vor Kälte und vor Fremdheit: seine Sterne, die des Nordens, die alten, die lieben, sie versanken unter der Spitze des Besansegels. Wie eine Lanze stand der Mast; Lanze, die ein ungeheurer Landsknecht vor ihn hielt, ihm wehrend, daß er seinen Himmel nicht mehr sehen sollte. Wenn wir unseren Himmel verlieren, dann merken wir erst, wie sehr wir in ihm gelebt haben, wie sehr er uns Heimat ist.

Eilin war ein Stern an diesem Himmel, der im Norden versank. Sie war nur eine Vision. Die Mädchen und Frauen, die ihm, Jorg, in Wirklichkeit begegnet waren, bedeuteten sie mehr? Was war von ihnen geblieben; sinkende Sterne flimmernd wie Funken, um ihr Leben kämpfend. Vielleicht waren sie tot wie Eilin.

Welches Trümmerfeld der Erinnerung! Auf den Schollen stand man von allem, allem, was zerbrochen war in Kriegs- und Nachkriegsjahren, einsam, ganz einsam. Hörte die Erde auf zu beben? Nein: immer noch donnerten die Lawinen des Zusammenbruchs, Seelennot und Seelentod. Wo war die Säule, die nicht barst?

Warum war man übriggeblieben? Warum blieb man allein im schauerlichen Eishauch dieser Weltraum-Einsamkeit? Was hatte Gott damit im Sinn? Warum war man nicht zugrunde gegangen mit den Kameraden im Krieg, im Nachkrieg? Ja, man blieb ihnen Kamerad; auch

den Mädchen, den Frauen, die verkommen und zugrunde gegangen, blieb man ganz Kamerad und nahe. Denn man hatte sie ja gekannt, hatte sie geliebt. Unsere Mädchen waren sie. Sie waren nicht schlecht, wie die neue Zeit sie nennt. Sie waren gut; sie waren so gut wie sie konnten, sie hatten keine Chance im Leben. Es war noch sehr die Frage, ob die junge Generation diese Haltung aufbringen würde, diese letzte unzerstörbare Haltung im Untergang.

Es war Ellen. Ende des Kriegs lernte Jorg sie kennen; damals war sie einundzwanzig und studierte Musik – Gesang. Wenn man sie aufforderte zu singen, errötete sie. Sie errötete herrlich, das Blut trat so leicht in ihre klare Haut, und seltsam spröde klang dann ihre Stimme. Sie war groß, fast zu groß für eine Frau, schön in ihrer freien Haltung, mit ihrer hohen klaren Stirn, mit der straffen Fülle ihres kastanienbraunen Haars. Fremden erschienen ihre Augen kalt, zu Fremden war sie ablehnend, zurückhaltend, beinahe hochmütig. Aber wie konnten ihre Augen strahlen – zu Freunden, und sie hatte das schönste, das herrlichste Lachen auf der Welt.

Einmal zeigte sie Jorg ein Photoalbum. Es umfaßte den Bereich, in dem sie aufgewachsen war. Da waren Herrenhäuser auf Gütern und häßliche Potsdamer Villen aus den achtziger Jahren; Damen und Herrn zu Pferd, Kinder auf Ponys und mit Bernhardinern, Bilder von Treibjagden und Picknicks. Man blätterte zu den Kriegsjahren hinüber: da waren Bilder vieler junger Offiziere, meist in Kavallerieuniformen; alle vom gleichen Schlag, von Ellens Schlag, große, schöne Menschen, gestrafft und frei. Einige lachten, spitzbübisch und frech, einige trugen Einglas und waren so jung, daß man meinte, sie täten es aus Spaß. Sie standen vor Flugzeugen, sie saßen zu Pferd, sie hockten auf den Stufen eines Schlosses in Frankreich, sie lagen in Granattrichtern, den Kragen der Uniform geöffnet. Fast alle trugen Auszeichnungen.

Aber hinter viele Bilder hatte Ellen ein Kreuz gemalt.

Seltsam zwischen Fröhlichkeit und Trauer wechselte ihre Stimme, als sie die Bilder erklärte: „Das war mein Vetter Sowieso – er fiel am Chemin-des-Dames. Ach, das ist X – den müßten Sie kennenlernen, der würde Ihnen gefallen, so ein famoser Kerl. Er ist so furchtbar groß, über zwei Meter. Einmal im Kino bei einem schlechten Film stand er auf und hielt einfach seine Hand vor das Loch in der Mauer oben, wo die Bilder 'rauskommen, und rief: ‚Ach, Herr Kintopp, wir wollen doch lieber aufhören!' – Im Schützengraben müssen sie immer ein extra tiefes Loch für ihn buddeln."

Sie war so froh über den Bildern, und ihre Fröhlichkeit machte so befangen. Man fühlte, wie sie im Herzen dachte: Vielleicht ist auch der schon tot. Sie war ein wunderbarer Kamerad, Ellen, bereit zu jedem Abenteuer, zu jedem tollen Streich. In der Leutnantsuniform ihres Bruders ging sie mit Jorg durch die kleine Stadt. Sie konnte es sich leisten mit ihrer glänzenden Figur. Sie ließen Soldaten grüßen, sie sprachen zusammen Mädchen an – und ließen sie stehen. Sie stellten die ganze Stadt auf den Kopf, und nie war auch nur eine Spur von Flirt zwischen ihnen.

Als Jorg selbst ins Feld kam, verlor er Ellen aus den Augen. Jahre nach dem Krieg wanderte er einmal durch die toten Straßen von Potsdam und sah Ellens Namen an einem Gartentor. Das Haus war eins von denen, die er in dem Photoalbum gesehen hatte. Er ließ sich melden. Der alte Oberst, ihr Vater, empfing ihn zuerst; er trug noch die feldgraue Litewka, aber eine Gartenschere und ein paar alte Lederhandschuhe sprachen von seiner jetzigen Beschäftigung. Grau war sein Gesicht, versteint, die Augen ohne Leben.

Ellen kam. Ihr Erröten, als sie Jorg sah, war noch wunderbarer als früher, das kam, weil sie so blaß war. Und sie trug Trauer.

Man trank Tee; als Jorg von sich berichtet hatte, fragte er Ellen. Einen Augenblick legte sie die Hand an die Schläfen; wie eine zersprungene Glocke klang ihre spröde

Stimme: „Ach, von mir gibt es nichts zu erzählen. Es läppert sich halt alles so hin." Sie sah Jorgs Blick auf ihr schwarzes Kleid gerichtet: „Ja, der Bruder, der letzte, war nun auch tot. Er starb im Lazarett, anderthalb Jahre nach dem Krieg. Die andern drei waren schon früher gefallen. Und wissen Sie, der lange Vetter, der mit dem extratiefen Loch im Schützengraben, ja, der ist auch gefallen. Er war eben zu lang." Sie versuchte zu lächeln, trauriger Schatten ihres alten Lächelns: „Komisch, ich weiß nicht, was mit den Menschen heutzutage ist – man kann gar nicht mehr so vergnügt sein wie früher."

Sie sagte das wie ein verwundertes Kind, das große schöne Mädchen, das alles verloren hatte und es noch nicht begriff.

Jorg sah sie nicht wieder, viele Jahre lang. Aber er vergaß sie nicht; auf bestimmte Weise war Ellen für ihn zum Maßstab guter Rasse, guter Zucht und Haltung geworden. Er verglich die jungen Leute, die nun im Vordergrund des Geschehens standen, mit ihr. Sie schienen ihm kleiner als die Generation, die er gekannt hatte; körperlich kleiner, nicht besonders gut erzogen, laut, mittelmäßig, provinziell. Diese Jungens, waren das Männer für ein Mädchen wie Ellen? – Nein. Wo waren die Männer, die zu Ellen gepaßt hätten? – Sie waren gefallen.

Es wäre besser gewesen, er hätte sie nie wieder gesehen; das wußte er. Als er aber nach Jahren in der alten Kleinstadt hörte, sie lebe dort, konnte er der Versuchung nicht widerstehen; er rief an. Die alte Dame, bei der sie wohnte, unterrichtete ihn, daß Fräulein v. G. gemütskrank sei – ja, schwermütig. Er wünschte sich weit fort, als die Tür aufging und Ellen eintrat. Es war entsetzlich. Sie war alt geworden, und sie wußte es nicht. Sie trug ein großblumiges Sommerkleid, das gepaßt hätte für ein ganz junges Mädchen. Ihr Haar war backfischhaft in Locken gedreht, die etwas schlaff herunterhingen. Die hohe schöne Stirn war von Falten zerrissen, das ganze Gesicht war von dünnen Falten zerrissen, kreuz und quer, als hätte man sie

gepeitscht. Das schlimmste aber war, wie sie lächelte, ein irres Lächeln, und sie begrüßte ihn, als sei nicht ein Tag vergangen und nichts verändert. Sie merkte gar nicht, wie entgeistert er auf sie starrte: „Der Vater? – Er ist gestorben. Nein, ich singe nicht mehr. Ich muß jetzt Geld verdienen. Jorg, Sie kennen doch so viele Menschen, können Sie mich nicht beim Film unterbringen?"

„Mein Gott, Ellen!" – Daß sie das sagte, das vorschlug, jetzt, wo es ganz unmöglich war. Und mit welcher wunderbaren, souveränen Verachtung hatte sie früher vom „Kintopp" gesprochen.

Ja, das war also aus Ellen geworden, dem Mädchen, dessen Männer begraben lagen auf den Schlachtfeldern des großen Kriegs.

– Da war Gisela, die kleine Schwester Gisela. Sie hatte Jorg gepflegt im Heimatlazarett. Wie zart sie war, wie feingliedrig, wie schmal, wie gut. Ganz durchscheinend war ihre Haut, man sah die blauen Äderchen an den Schläfen, an den Handgelenken. Sie war kaum zweiundzwanzig, aber es lag manchmal schon so ein müder Zug um ihren süßen Mund. Sie pflegte seit drei Jahren, Schwester Gisela; sie hatte zuviel Trauriges gesehen in ihrem jungen Leben, und zu viele Nächte hatte sie gewacht. Alle Soldaten waren in sie verliebt; sie trugen ihre Leiden standhafter vor Schwester Gisela, für sie alle war sie eine kleine Heilige. An ihr war wirklich etwas, was vom Himmel zu kommen schien. Solange Jorg im Lazarett war, sah er sie immer müder, immer trauriger werden, und je trauriger sie wurde, desto mehr liebten und umsorgten sie die Männer. Warum war Schwester Gisela so traurig?

Jorg war die gestreifte Lazarettuniform losgeworden; der Krieg war aus, er studierte Medizin. Aber jeden Abend holte er Schwester Gisela vom Lazarett. Er sprang auf, wenn sie nach langem Warten endlich in den Empfangsraum kam. Er hielt ihr ihren blauen Mantel hin, bereit, sie aufzufangen, denn sie war so müde, so entsetzlich müde abends. Dann lehnte sie sich mit dem Rücken gegen seine

Brust, wenn er ihr in den Mantel half. Das tat sie, um ein wenig Kraft von ihm zu bekommen, und wirklich spürte er, wie ein Strom Kraft von ihm zu ihr hinüberlief und sie belebte.

Sie gingen. Die Verwundeten mit ihren Krücken, die immer abends auf den Stufen standen vor dem Portal in ihren häßlichen gestreiften Anzügen, in ihren unförmig dicken Verbänden aus Papier, rückten beiseite und grüßten Schwester Gisela. Voll Sehnsucht, voll Beneiden schauten sie Jorg nach, der sie begleiten durfte, und Jorg errötete jedesmal, wenn er zwischen ihnen hindurchging.

Es war ein weiter Heimweg durch den großen Park. Wenn die Schatten der Bäume sich hinter ihnen schlossen, legte er seinen Arm um Giselas Schultern, und fest lehnte sie sich an ihn, während sie mit langsamem Schritt gingen. Oft war sie zu müde, um ein Wort zu sprechen. Aber wie seltsam: oft wurde sie ganz wach, lebendig, ihre zarten Wangen glühten, ihre kleinen weißen Zähne schimmerten im Lächeln aus der Dunkelheit.

Warum war es so unmöglich, sich zu erinnern, was an solchen Abenden zwischen ihnen gesprochen wurde?

Weil diese ganze Zeit heute verschollen ist. Man hat die Gespräche von damals vergessen aus Klugheit des Instinkts; sie würden heute lächerlich wirken. Er entsann sich, daß Gisela ihm einmal das Buch der Lieder geschenkt hatte, in weißes, weiches Leder gebunden. – Wie lächerlich, wie sentimental, sagt man heute – ja, aber so war das damals.

Jorg streichelte ihre Hand, die so gut war, die soviel geholfen hatte und die trotzdem weich wie Seide war. Oft blieben sie stehen und küßten sich. Es war so schön, sie zu lieben und so quälend. Quälend, weil man dies geheime Leid spürte in ihr und es nicht enträtseln konnte. „Warum bist du so traurig, so lebensmüde, Gisela; was ist es nur, kann ich dir nicht helfen?"

Sie verschloß ihm den Mund mit ihren Lippen: „Frag nicht, lieber Junge, ich kann nicht so wie andere sein."

Es fiel Jorg auf, daß einige der jungen Ärzte im Lazarett Gisela mit sonderbaren Augen, ja mit Mitleid betrachteten; aber den wahren Grund erriet er nicht.

Es kam eine Nacht, wo der Mond ganz überweltlich auf die betauten Wiesen schien. Übermächtig duftete Jasmin, die Drosseln schluchzten im Gebüsch, es murmelte der kleine Fluß. Immer langsamer, immer zögernder fielen ihre Schritte. – Es war nicht das erstemal, daß sie sich lagerten, verborgen unter den tiefhängenden Zweigen der Trauereschen, und doch war es anders in dieser Nacht. Nie war bisher Geschlechtliches gewesen, für ihn war sie die kleine Heilige; man durfte sie liebhaben, ja küssen, aber nicht besitzen. Jetzt lag sie, den Kopf zurückgeworfen, und Jorg sah ihre weiße Kehle bewegt, wie die Kehle eines kleinen Vogels, und wie er ihre Hände küßte, spürte er, wie diese Hände ihn zu ihr hinabzogen, spürte er, wie ihre Brüste ihm entgegendrängten und doch: es war mehr wie Verzweiflung als Liebe, und es war, als sei er gar nicht gemeint.

Nein, er konnte das nicht tun; er küßte sie in jähem, wildem Schmerz und wußte mit einemmal, warum sie das wollte: weil sie so tief unglücklich war, daß sie im Geschlechtlichen vielleicht ein Mittel sah, das Unglück zu betäuben.

In der nächsten Minute barg sie ihr Gesicht in seinen Arm und weinte herzzerbrechend: „Weißt du, daß ich krank bin, lieber Junge? Weißt du, daß ich etwas brauche, um weiterzuleben, und daß du es mir geben mußt?"

Er sah ihre nassen Augen und nickte: „Alles, alles, Gisela."

„Lieber, ich brauche es nur noch kurze Zeit, ich verspreche dir – es ist Morphium."

– D a s war es, d a s bedeuteten die Blicke der jungen Ärzte.

Am nächsten Abend brachte Jorg ihr Morphium. Als Mediziner hatte er die Möglichkeit dazu.

Er tat es zweimal, dreimal, zerrissen von Liebe und Schmerz. Dann begriff er, daß ihr Versprechen so falsch

war, wie es die Versprechen dieser Kranken sind. Er verließ die Stadt und sah Gisela nicht mehr. Aber er hörte noch, daß andere ihr das gaben, ohne das sie nicht mehr leben konnte.

Ja, das war Gisela, die kleine Madonna, die in ihrer Jugend nichts als Leid sah und Leiden linderte, bis ihre Kraft zerbrach. –

– Da war Loh: einen guten Namen hatte man ihr gegeben, sie war Flamme, Brand, Glut, Männer verzehrend und sich selbst, ihr eigenes Leben, rückhaltlos und ganz, bis alles Asche und Vernichtung war.

Sehr früh war sie reif geworden – nicht ohne Schuld der Eltern. Sehr früh hatte sie geheiratet, einen Mann aus einer jener schnell und schmutzig reich gewordenen Familien, deren Verfall meist schon einsetzt mit der nagelneuen Erhebung in den Adelsstand. Es war eine miserable Ehe, typisch für die miserable Üppigkeit des Vorkriegs; sie beruhte auf Geschlechtlichkeit, die man auslebte bis an die Grenzen des Möglichen, auf sonst nichts.

Als der Krieg kam, drückte sich der verkommene Feigling von Mann: Loh lernte schnell, ihn zu verachten. Seltsam verband sich das Gute in ihr, ihr großes heißes Herz mit der übersteigerten Sinnlichkeit, in die das Leben sie geführt hatte. Sie liebte die Liebe. Sie liebte die jungen Männer, die ins Feld gingen mit dem Todeszeichen auf der Stirn. Sie liebte die verwundet Heimkehrenden, aus deren Augen Erschütterung, Entsetzen sprach und zugleich tolle Lebensgier. Diese Männer gaben ihrem Leben Inhalt, machten, daß das Großartige, die wilde Flamme, in ihr zum Durchbruch kam.

Sie betrog ihren Mann und bekannte es ihm offen. Der aber wollte keine Scheidung, im Gegenteil: „Jetzt interessierst du mich erst, wie war es denn mit dem und dem und dem?“ Sie schlug ihn ins Gesicht, den elenden Kerl, und lief davon. In der Scheidung verlor sie das Kind, den kleinen Jungen, den sie liebte, und mit ihm den letzten bürgerlichen Halt.

Sie war kein kluger Mensch, aber voller Leben, voller Gier, Durst, Heißhunger nach Leben. Sie hatte die hungrigsten Augen: in ihnen konnte Raubtierfunkeln sein, Todessehnsucht, Verlangen nach dem Überirdischen und Liebe, eine Unendlichkeit an Liebe. Selbst im Schlaf war es, als sähe man noch diese Augen unter den bläulichen Liddeckeln, unter den langen Wimpern, hungrig, nie gestillt. Hungrig war auch der Mund, die Lippen schwollen dem Wein, den Küssen, dem Leben entgegen; sie öffneten sich leicht. Hungrig waren auch die Wangen, ein wenig hohl unter den Backenknochen, das ganze Gesicht saugte Leben ein. Sehr weiß war ihre Haut, sie bräunte nicht in der Sonne, sie war immer kühl und überaus weich. Viel Muskeln hatte sie nicht, und untauglich war sie zur Arbeit, und doch besaß sie unerhört zähe Lebenskraft. Immer wieder richtete sie sich auf, wenn sie hundertmal schon aufgegeben war. Leidenschaftlich wurde sie geliebt von allen. Dabei war sie nicht einmal schön; ihr Gesicht war unregelmäßig, ihre Figur auf eine kindliche Weise unvollkommen, fast knabenhaft die Brüste, die langen Beine auf fohlenhafte Art unausgeformt. Aber es gehört zu den Geheimnissen der Liebe, daß das Unvollkommene reizt, mag es körperlich, geistig oder seelisch sein. Das ist es, was Frauen ihrer Art gefährlich macht: alle Anlagen zur Vollkommenheit sind da, sie erscheinen nur nicht entwickelt. Und da in jedem Mann ein Gott, ein Schöpfer steckt, will er sie formen, will er die Frau vollenden, herausbringen, was in ihr steckt. Ganz gleich, wie viele Männer eine solche Frau gehabt hat: jeder neue Mann wird alle früheren nur Pfuscher nennen, er wird glauben, daß er allein das Werk vollbringen kann, und sie wird in diesem Glauben ihn bestärken. Alt und dick und häßlich mag sie werden, und verliert doch nicht diesen seltsamen Reiz, und bis ans Ende sehen Männer in ihr durch alle Sünden eine reine Kindlichkeit. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr.

Viele Männer besaßen sie, und jene liebte sie am mei-

sten, die von ihr in die Schlacht und in den Tod gingen. Sie lebte dicht am Rand des Krieges, und wenn ihr Freund nicht wiederkam, dann weinte sie um ihn, wild und heiß – und in der Nacht schlief sie mit dem Nächstbesten. So wie sie mögen zu allen Zeiten die großen Hetären gewesen sein. So wie sie handeln ja auch Männer: wenn man eine Liebe verloren hat und verlassen ist, schläft man mit der ersten besten.

Jorg gehörte zu den Männern, die sie traf am Rand des Krieges. Er hatte sie geliebt bis an den Abgrund des totalen Untergangs, und als er geglaubt hatte, er sei schon tot, da hatte ein neues Leben angefangen, gereinigt und geklärt. Denn gereinigt, ein für allemal gefeit, geht ein junger Mensch aus solchem Feuer hervor – wenn er es überlebt.

Manche Erlebnisse wachsen, andere schrumpfen in der Erinnerung. Manche schrumpfen zuerst und wachsen später, bedeutsam auf einem ganz anderen Gebiet. Was dies Erlebnis durch gewaltsame Befreiung an Stärke des Gefühls in der Erinnerung verlor, das gewann es nach vielen Jahren auf eine mehr geistige Art.

Eines Abends, zehn Jahre nach dem Krieg, in einer großen Stadt, warf Jorg seinen Mantel über den Garderobetisch eines Tanzlokals. Gleichgültig schaute er in das Gesicht der Frau, die ihm die Marke reichte, und spürte einen jähen Stoß im Herzen: Loh!

Daß es so weit mit ihr gekommen war! Warum hatte sie nicht früher ein Ende gemacht? Diese gealterte, verhungerte Frau in der zerschlissenen Wolljacke – es war zu sehr wie in einem miserablen Roman.

Er holte sie ab, als ihr Dienst beendet war, spät in der Nacht. Er gab ihr zu essen in einem kleinen Nachtlokal mit verhängten Kojen, kein anderes war mehr offen. Was für ein bitterer Hohn war diese Szenerie, die gleiche fast wie vor zehn Jahren. Sie fiel in Ohnmacht, hatte zuviel gehungert, vertrug die Nahrung nicht. Dann hörte er die lange, bittere Geschichte ihres Niedergangs. Und da,

mit einemmal, kam über ihn eine tiefe Wärme, ein tiefes, herzliches Gefühl: „Du Kamerad, du Kriegskamerad." Man war zusammen gewesen in Liebe und im Haß, man hatte sich voneinander abgestoßen, war vertrieben, jeder in seiner eigenen Bahn.

Und es war doch nicht aus, man hatte nicht vergessen, nicht erledigt, nicht abgetan. Es war nun ganz einfach, diese Kameradschaft da. Die Frau war ohne Schuld; soviel Männer sie auch ruiniert haben mochte, es hatte sie halt keiner genug geliebt.

So waren sie gewesen, die Frauen aus der Generation, in der das alte Denken zusammenbrach und das neue noch nicht geboren war. Das Geschlecht, das am tiefsten waten mußte durch traurigen Schmutz und durch Erniedrigung. Das Geschlecht, dem alles zusammenstürzte und abermals zusammenstürzte. Das Geschlecht, das an den Menschen verzweifelte und nach Gott schrie, ohne ihn zu finden.

In immer neuen Visionen sah Jorg sein Schicksal und die Schicksale von Menschen seiner Zeit. Sie überstürzten sich, es war zuviel. „Verdammt!" schrie er, „verdammt! Was ich erlebt habe ist wahnsinnig, daran zu denken ist furchtbar. Zu schwer die Last; man kann nichts davon sagen, nicht gestalten, nichts loswerden. Wir sind zum Leben verurteilt. Wenn ‚Notre Dame' unterginge, wie wunderbar. Im Kampf zu sterben, ein anständiges Ende, was für eine unverdiente Gnade!"

In den Himmel starrend, sah er die geteilte Milchstraße vom Zenit sich niedersenken, perlmutterweiß und seltsam plastisch wie die Schenkel einer Frau. Der Bauch einer mächtigen schwarzen Wolke schob sich davor. Drohend und schwer hing sie über dem Schiff; im Osten zuckte Wetterleuchten. Die Luft war stark elektrisch. Die Wolke stand über dem Schiff wie angesaugt. Der Wind legte sich, die Segel schlugen; Jorg sah die Leinwand vor dem Schwarz der Wolke wellen. Luftstöße kamen, aber sie rührten nur vom Stampfen der „Notre Dame" in schwerer Dünung. Dumpf dröhnend schlug das Ruder hin

und her. Schwer atmete die See, und schwer die Lungen. Fast unerträglich war die Spannung. Jorg richtete sich auf aus der Hängematte, schweißüberströmt, in allen Poren wasserhungrig.

Da kam es: Wie Blei fielen die ersten schweren Tropfen. Man hörte noch die Trillerpfeife des Steuermanns, der die Wache rief zum Einholen des Besansegels, hörte noch die dumpfen Laute vieler nackter Füße. Da: ein Brausen und zugleich eine ungeheure Last vom Himmel stürzend, ein schwerer Vorhang, schwarz, und Luft war plötzlich Wasser. Man schnappte nach Luft, bekam den Mund voll Wasser, war blind, von Wasser überspült, mit Haarsträhnen vor den Augen. Das Hemd war an den Körper angegossen. Man taumelte und hob die Hände, und Bäche liefen an den Armen entlang. Süß und warm war der Geschmack des Wassers; es war, als ob die Haut aufblühte, alle ihre Poren öffneten sich jubelnd dem Regen entgegen und sogen gierig ein. Man spürte sein ganzes Fell von einem süßen Kitzel überlaufen, und ein Schrei, ein Jubelruf scholl über Deck, aus allen Kehlen zugleich. Ein Brüllen brach los, ein Toben, wie von Jungvieh, das man im Frühling aus den Ställen auf die Weide läßt. Gestalten, nackt, sprangen über Tauwerk und Poller in Sätzen; die Wasserpforten wurden dichtgeschraubt, alle Speigatten verstopft, mit allem, was man sich in der Hast vom Leibe reißen konnte. Ohne Kommando geschah das. Und wie die schweren Wasserfälle aus den Segeln schossen, da war das ganze Achterdeck in ein wasserdichtes Becken verwandelt. Im Schein der Blitze sah man die Matrosen über die naßglitschigen Planken schlittern wie über Eis. Trunken taumelte „Notre Dame“, von allen Seiten schien der Wind zu kommen; eine breite, ölglatte Wasserfläche zeigte sich an ihrer Steuerbordseite; sie trieb. Die Wache braßte Rahen, das Licht der Taschenlampen ertrank fast in den Silberschleiern des Regens. Kein Windenknarren, kein Blöckequietschen, der gewohnte Laut ertrank im Brausen. Bis zu den Knöcheln watete man schon;

im Stampfen des Schiffs gingen ganze Fluten vom Hochdeck nieder auf das Achterdeck mit dumpfem Donner. Im Rollen des Schiffs kamen die Flutmassen schäumend von einer Schiffsseite zur andern gestürzt. Kühler als die Luft warfen sie sich gegen die nackten Körper, die sich stemmten, rissen ihnen die Beine weg unter dem Leib, preßten ihnen den Magen zusammen, das Zwerchfell. Wie mit einem Stoß flog dann der Atem zum Mund heraus, riß aus der Kehle einen Jubelschrei: Süßes Wasser, Reichtum, Überfluß! Höher stieg die Flut, schon watete man bis zu den Knien, schon warf man sich vornüber, ganz und gar untertauchend, rudernd, vor Wonne brüllend wie verdurstete Stiere, die die Wasserstelle gefunden haben. Man ließ sich mitreißen von der sausenden Flut, zappelnd wie große Fische in flachem Wasser. Man schwamm! Tatsächlich, man schwamm auf dem Achterdeck.

Jorg rannte in seine Kammer und kam zurück, die Seife in der Hand, die Bürste zwischen den Zähnen. Er seifte, schrubbte und spürte, wie ganze Hautschichten sich lösten und wie eine frische, junge Haut darunter zum Vorschein kam. Er fühlte sich wie neugeboren. Menschen an Land, die immer Süßwasser in Fülle haben, können das wohl nicht verstehen.

Inzwischen war auch die Freiwache an Deck gekommen. Das Tropengewitter hatte aufgehört, so jäh, wie es gekommen war, aber jetzt polterten hohl leere Fässer über Deck. Sie schwammen auf der Flut, bis sie sich füllten und schwer einsanken. Dann wurden sie mit Eimern vollgeschöpft. Man öffnete die Verschraubungen des Wassertanks; Guß auf Guß schöpften die Pützen, die Eimer, die Blechdosen, die Kaffeekannen: Reichtum, Fülle, Überfluß so überwältigend wie ein Hauptgewinn in der Lotterie. In wenigen Minuten hatte man alle Reservetanks, fünftausend Liter, aufgefüllt. Von Wasser durchtränkt, durch und durch abgekühlt, neugeladen mit Lebenskraft und Arbeitswut, warfen die Jungens jetzt ihre gesamte Wäsche in die Flut. Es war geradezu unglaublich, was sie

alles wuschen. Aus ihren Logis schleppten sie die Bänke an, ließen sie schwimmen wie Treibholz; der Steward löste den Teppich aus dem Salon und ertränkte ihn; Betttücher und Matratzen, Schlafdecken, verspackte Kochtöpfe. Alles schwamm und sog sich voll und ließ Dreck und Schweiß aus sich herausspülen. Der Süßwasserwahnsinn war über die „Notre Dame" gekommen.

Bei Tagesanbruch kam ein neuer Guß. Jorg konnte nicht widerstehen: er seifte und scheuerte sich zum zweitenmal, er hamsterte Reinlichkeit. Erschöpft, durcheist, vor Kälte zitternd, kroch er in die Koje. Wie schnell ernüchterte Überfluß. Da hatte man sich nach Regen gesehnt, monatelang; jetzt floh man schon vor ihm. Plötzlich war dieser Reichtum unbedeutend, weil überall Reichtum war.

Er fiel in unruhigen schweren Schlaf. Ein dumpfes Donnern weckte ihn; vor dem Bullauge stand ein grauer Morgen wie Nordseewinter, das Nebelhorn klagte durch das Brausen, mit dem neue, unglaubliche Regenmassen niedergingen. Er fuhr hoch, verwirrt, getäuscht; war das nicht wirklich Nordsee? Er erschauerte; das Brausen war so stark, mit dem die Flut vom Hochdeck niederstürzte, so dumpf, so drohend trommelte der Guß: Stürzten sie nicht ins Schiff, diese Wassermassen? War da ein Leck, kam der Laut nicht von unten, sank „Notre Dame"? – Nein; das war Einbildung, Nachhall eines schlimmen Traums. Oder war es Ahnung? Angst befiel ihn, Todesangst; im Traum hatte er den Untergang der „Notre Dame" erlebt. Wenn es wirklich ans Sterben geht, dann werde ich das wohl auf anständige Art besorgen können, dachte er. Ich verliere nicht so viel vom Leben, wie die jungen Menschen. „Notre Dame" wird nicht abgewrackt. „Notre Dame" wird untergehen; das fühle ich gewiß. Jetzt oder wenn wir nicht mehr an Bord sind.

Er wickelte sich dichter in die Decken und schlief wieder ein.

„Ich glaube, wir haben einen Fehler in der Navigation gemacht", sagte Jorg beim Abendbrot zu Andersson. „Wir

können unmöglich auf fünfzehn Grad südlicher Breite sein; dies ist die Nordsee."

Über das ganze Vorschiff waren kreuz und quer die Wäscheleinen gespannt, behängt mit Wäsche. Aber das Zeug trocknete nicht, es regnete weiter, der Himmel blieb grau, drohend, düster. Es war so kühl, daß man gegen Abend Wollsachen anziehen mußte.

Andersson gab zu, daß die Wetterlage ungewöhnlich sei. Alle Segelschiffskapitäne seien sich darüber einig, daß die Passate nicht mehr die Stetigkeit und Richtungstreue besäßen wie einst. Aber „Notre Dame" sei trotzdem nicht in der Nordsee, er hätte mittags eine Beobachtung bekommen, „Notre Dame" stünde genau auf der Höhe von St. Helena.

Jorg hatte den „Mann, der Inseln liebte", ausgelesen und das Buch auf den Tisch gelegt. Andersson sah den Titel und fragte. Er nickte über das, was Jorg ihm vom Inhalt erzählte. Das war seine eigene Welt; es gab mehr Inseln als Menschen auf Åland, es gab sechstausendfünfhundert Inseln, die meisten klein, kaum größer als ein Bauernhof.

„Ich hätte gern eine Insel. Ich glaube, ich wäre ein ganz anderer Mensch, wenn ich eine Insel hätte, die mir gehörte."

„Sie können bei uns eine haben; sie sind billig genug, vierhundert Mark etwa. Es ist Heide und Wald darauf, auch Stein genug, ein Haus zu bauen. Aber Sie würden das Leben dort nicht ertragen können. So wenig, wie der Mann im Buch." –

Jorg setzte an zum Widerspruch; die alte Sehnsucht nach der Robinson-Insel, in Kindertagen geweckt und nie mehr erloschen, regte sich. Da fühlte er mit Bitterkeit, daß der Kapitän die Wahrheit sprach; er verstummte. Er hatte einsame Winter am Meer erlebt. Er sah sie vor sich, die Küste, von Eisschollen berannt. Die wirren Wälle von schmutzigem, gelbem Eis, über die er geklettert war, das knirschende Wogen der Schollen draußen in der Brandung, die schwarzen Mähnen des Tangs, die aus dem

Schaum sich hoben wie die Leichen Ertrunkener. Er vernahm den dumpfen Donner der Brandung in unterirdischen Felshöhlen, den Klageschrei der Kibitze, die dünnbeinig, vom Sturm geplustert das Gefieder, auf überschwemmten Weiden trippelten. Weit war er hinausgewandert auf die Sände, wo die Rippen gescheiterter Schiffe, veralgt und muschelüberkrustet oder gebleicht wie Gebein aus dem Grund sich reckten. Einsamkeit, so ungeheuer, Tod so nahe, daß man nach seinem Herzschlag fühlte, um sich vom Vorhandensein des eigenen Lebens zu überzeugen. Nächte am Feuer in dem weißgekalkten, zugigen Fischerhaus – bläuliche Flammen, der säuerliche, blaue Rauch der nassen Torfstücke, das Wühlen, das Kratzen, das wütige Hinunterstürzen der Stürme im Schacht des Kamins – Einsamkeit, ein schwerer Mantel, unter dem er ganz zusammenkroch, hin und her sich wiegend wie ein Bär. Mit der Angst des Gefangenen, der seinen Urteilsspruch erwartet, hatte er Stunden und Stunden nach der Tür geblickt, die in ihren Angeln rüttelte und klappte. Aber da kam niemand; nur der Schnee trieb durch die Ritzen, lag glitzernd im Feuerschein, leckte in spitzen Zungen über den Steinfußboden. Wenn die Torfziegel verglommen, wenn die schwarzen Schatten sich von der Decke her wie schwere Balken senkten, wenn die Kälte von den Wänden zu ihm herankroch, ihn ganz durchschauernd, hatte er mit dem Schüreisen viele Geschichten in die Asche des Kamins geschrieben; der Wind hatte sie verweht.

Wunderbare, fruchtbare Einsamkeit – übermenschliche, grauenhafte Einsamkeit. Unendliche Sehnsucht nach den Rauchfahnen der fernen Schiffe – einen Winter auf der Hallig hatte er ertragen, am zweiten war er gescheitert. Die Einsamkeit lieben und sie nicht ertragen können; dieser Zwiespalt im Herzen erfüllte ihn mit brennender Wut.

Und das Haus, das eigene Haus, das Haus seiner Träume: vor zwanzig Jahren hatte er sich seinen Plan davon gezeichnet, ja, er hatte sich sogar ein Modell gebaut. Der

Plan war unverändert, aber das Haus war Traum geblieben.

Es sollte mit der Erde verbunden sein wie nie zuvor ein Haus gewesen war. Wie ein runder Hügel sollte es hinter den Wellen der Dünen stehen; ein Dach aus Grassoden, lebendig; im Sommer eine Wiese. Das obere Stockwerk sollte von Erdterrassen umgeben sein, dort sollten Blumen und Kräuter wachsen, Beerengesträuch, an der warmen Hauswand zwischen den Fenstern Tomaten. Von Terrasse zu Terrasse sollte man auf Stufen steigen können, vom Garten zum Dach, vom Dach zum Garten. Kleine Welten sollten die Terrassen sein, Zwergwelten mit dem Pflanzenwuchs der fünf Erdteile, in die man sich verlieren könnte. Jeden Tag würde man auf einem anderen Kontinent leben; dann brauchte man nicht mehr zu reisen.

Einmal hatte er einem Architekten seinen Plan geschildert, der hatte den Kopf geschüttelt: ein unmögliches Haus. – Vielleicht. Und warum streiten, es würde ja doch Traum bleiben.

Juan Fernandez, die Insel Robinsons? Andersson war dort gewesen. Heute lebten Fischer dort; Touristendampfer aus Amerika liefen oft die Insel an. Zwei verkommene Insulaner machten einen Beruf daraus, die Fremden zu empfangen. Als Robinson und Freitag verkleidet. Mit Lammfellmütze, Papagei und Sonnenschirm ruderten sie auf einem Floß zu den großen Schiffen und bettelten um eine kleine Münze. Vor der Höhle, in der der Matrose Selkirk gelebt hatte, lagen heute die leeren Konservendosen und die Butterbrotpapiere zahlloser Picknicks.

Also war auch dieser Schauplatz von Abenteuer und Romantik entstellt. Robinson Crusoe, unser Robinson, der Robinson aller Kindertage seit zwei Jahrhunderten, er war in den Dienst des Fremdenverkehrs gestellt. Es war ein prophetischer Papagei gewesen, der damals gerufen hatte: „Robinson, armer Robinson!“

Hätte er, Andersson, wohl Lust gehabt, Seemann zu sein vor hundert oder vor zweihundert Jahren?

Nachdenklich, bärenhaft wiegte der große Kopf: „Ja und nein. Die Seefahrt mit den hölzernen Segelschiffen war großartig, aber die Schiffe selbst mußten die Hölle gewesen sein. Man mußte sich nur so einen Indienfahrer vorstellen vor hundert Jahren. Das Schiff war noch keine tausend Tonnen groß, ein bloßes Drittel der ‚Notre Dame'. Aber an Bord befanden sich etwa einhundertfünfzig Mann Besatzung. Man beförderte oft ein ganzes Regiment Soldaten, achthundert, neunhundert Mann. Die Offiziere hatten vielfach ihre Familien mit. Fünfzig bis sechzig Pferde waren an Bord, Kühe für die Kindermilch, Schweine und an die tausend Stück Geflügel als frischer Proviant. Und sechs bis acht Monate dauerte die Reise."

Jorg schüttelte sich: Leben in solcher Arche Noah mußte entsetzlich gewesen sein.

„Die winzigen Passagierkammern waren ohne jede Ausstattung, sogar die Betten mußten die Passagiere selbst stellen. In London gab es einen ganzen Stadtteil, Chatham, übelberüchtigt, voll von Juden und Prostituierten, der von der Ausrüstung für Indien lebte. Dort kaufte man Waschständer, Waffen, Medizinkisten, Kochapparate, Koffer – dem Transport auf Kamelen oder auf Büffelrücken besonders angepaßt – Uniformen, Wäsche. Die Mengen waren enorm; man nahm durchschnittlich drei Dutzend der verschiedenen Hemdenarten und anderer Wäsche auf die lange Reise; es gab ja keine Gelegenheit, an Bord zu waschen. Reiche Herren brachten ganze Weinkeller an Bord und vollständige Diners, fertig gekocht und in talggefütterten Fässern konserviert.

Vieles, was wir für ganz neuzeitlich halten, gab es damals schon: Herr McIntosh hatte zum Beispiel schon die mit Luft aufgeblasene Matratze erfunden.

So übermächtig groß war damals Englands Schiffahrt, daß beständig Mangel an Seeleuten herrschte, obwohl Seefahrer aller Nationen auf englischen Schiffen dienten. Furchtbar war das System des Pressens für die Kriegsmarine. – Vor weniger als einem Jahrhundert war es noch

im Schwung. Da die Marine natürlich geübte Matrosen wollte, ließ sie mit Vorliebe die Mannschaft von Handelsschiffen pressen; in England selbst so gut wie in Übersee. Vor der Einfahrt der Häfen lagen die Erpresser auf der Lauer. Wie war ihm wohl zumute, dem armen Handelsschiffmatrosen: Von langer Reise kam er heim, nach einem Jahr oder mehr. Er sah die Küste der Heimat, er glaubte, er würde in wenigen Stunden bei Frau und Kind, bei seinen Eltern, bei seinem Mädchen sein: Da kam das Boot des Kriegsschiffes längsseits. Vergeblich suchte er sich zu verstecken; man fand ihn doch, dies Aufspüren war ja der Beruf der Presser. Man schleppte ihn auf das Kriegsschiff, das vielleicht nur auf Mannschaft gewartet hatte, um in See zu gehen nach irgendeiner Überseestation, auf Jahre. Aber auch, wenn das Schiff in England blieb: der gepreßte Mann bekam keinen Landurlaub, er sah die Menschen nicht, nach denen er sich gesehnt hatte, er betrat nicht den Heimatboden."

Andersson wurde dunkelrot im Sprechen; der ganze Freiheitsstolz des Skandinaviers empörte sich in ihm gegen solche Zustände:

„Und dann die furchtbaren Prügelstrafen! Sie waren nicht nur Strafe für wirkliche Verbrechen, wie Diebstahl, sondern auch für Disziplinvergehen, wie Schlafen auf der Wache oder für Trunkenheit, die ein fast allgemeines Laster war. Ich habe die Berichte der Schiffsärzte von damals gelesen. Sie sind ganz sachlich und um so entsetzlicher. Der Schiffsarzt hatte die Aufsicht beim Strafvollzug, aber mehr in dem Sinn, daß nicht etwa zu milde verfahren wurde. Ein Recht, die Strafe zu mildern oder abzukürzen, hatte der Arzt nicht.

Das Furchtbare war, daß die schematisch verhängten Strafen auf die einzelnen Menschen ganz verschieden wirkten. Es gab durch Prügel verhärtete Kerle, die zweihundert Hiebe der neunschwänzigen Katze fast lachend ertragen konnten. Es gab andere, die starben daran. Ein Arzt schildert seinen Befund an einem ‚großen, kräftigen Mann

mit gesunden Organen' nach zweihundert Hieben: ,Teile des Rückgrats und Teile der Schulterblätter lagen entblößt.' – Die Heilung dauerte sieben Monate. Steifheit der Muskeln blieb zurück, der Mann mußte aus dem Dienst seiner Majestät entlassen werden.

Die zerhauenen Rücken bildeten nach der Strafe eine blutige, schwärende, eiternde Masse. Diese allgemeine Entzündung war die Ursache der meisten Todesfälle. Ein Arzt schrieb: ,Der Gestank dieser Wunden war so entsetzlich, daß ich die Reinigung und Pflege dieser Patienten nicht dem Hospitalpersonal anvertrauen konnte. Ich mußte das selbst übernehmen.'

Bestand während des Strafvollzugs Lebensgefahr, so wurde er unterbrochen und nach der Heilung fortgesetzt. Meist brach dann die neugebildete Haut schon nach den ersten Hieben wieder auf, und die neuen Wunden waren furchtbarer als die alten. Es steht fest, daß Hunderte zu Tode geprügelt wurden und noch viel, viel mehr zu Krüppeln. Es steht fest, daß weitergeprügelt wurde, um die Zahl der Hiebe voll zu machen, selbst wenn der Schuldige bereits verendet war. –

Nein, sie waren wohl eine Hölle, die Kriegsschiffe damaliger Zeit, und nicht viel besser war es auf den Handelsschiffen. Dabei half all diese Strenge nichts. Was nutzte der erzwungene Kadavergehorsam, wenn im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg die amerikanischen Kriegsschiffe mit englischen Matrosen besetzt gegen England kämpften! Gerade die Besten empörten sich!

Vierzigtausend englische Seeleute dienten 1840 auf den Schiffen Amerikas. In den Militärstrafkolonien Westafrikas ließ England seine Soldaten wie die Fliegen an Sumpffiebern sterben, während man die Zivilverbrecher in gesunde Gegenden, wie nach Australien, schickte. Sie wissen, daß wir Kapitäne und Steuerleute nach finnischem Gesetz unsere Leute körperlich nicht strafen dürfen. Und es geht auch, es geht sogar sehr gut."

Jorg nickte: „Es ist viel Hochmut dabei, wenn heute

England und andere hochzivilisierte Nationen sich gegen die Grausamkeiten in Rußland, in Spanien und sonstwo in der Welt öffentlich empören. Man vergißt ganz, wie es vor gar nicht langer Zeit im eigenen Lande ausgesehen hat. Man übersieht die Grausamkeiten, die man selbst beging und – begeht; auch heute noch. Man hat kein Recht, hochmütig zu sein wegen des kleinen Vorsprungs von einigen Generationen an Entwicklung."

„Es ist genau so mit den Dampfern und den Segelschiffen. Man sieht den Abstand, der ‚Notre Dame' trennt von einem modernen Motorschiff, aber man übersieht ganz den fast ebensogroßen Abstand, der ‚Notre Dame' von den Segelschiffen vor hundert Jahren trennt. Versetzen wir uns zurück: Wir haben Ende 1836 und laufen mit ‚Notre Dame' in den Hafen von London ein. Wie würden da die Ingenieure des königlichen Arsenals in Woolwich zusammenlaufen! Wie würden die staunen: ein Schiff aus Stahl! Ein Schiff doppelt so groß wie ihre größten Linienschiffe. Wie vollkommen die Takelung, wie leicht zu bedienen, von wie wenig Mann. Was für glänzende Seeeigenschaften, welche Schnelligkeit, was für ein Frachtraum! Glauben Sie, man würde den schon begonnenen Bau von Dampfern wieder aufgegeben haben."

Es war, als spräche Anderssons geheimste Sehnsucht aus ihm: „Sind sie nicht groß, die Leistungen unserer Segelschiffe? Lassen sie sich nicht modernen Fahrzeugen an die Seite stellen? – Fünfzehntausend Seemeilen sind es von England nach Australien, fast achtundzwanzigtausend Kilometer. Wir laufen das in durchschnittlich neunzig Tagen. Achtundzwanzigtausend Kilometer in neunzig Tagen; zeigen Sie mir ein Auto, das das fährt, ohne Panne, ohne Tankstation."

„Und der Weg ist alles andere als glatte Chausee", fügte Jorg hinzu. „Den Segelschiffen fehlt nur eins; der Reiz der Neuheit. Hätten sie den, sie würden eine neue Blütezeit erleben. Denken Sie einmal, ‚Notre Dame' würde heute als erstes Segelschiff der Welt vom Stapel laufen

und heimkehren von der Probefahrt. Alle Zeitungen der Welt würden in dicksten Lettern über diese fabelhafte neue Erfindung berichten. Ich sehe es ordentlich: ‚Schiff fährt ohne Motor!' – ‚Ungeheure Transportverbilligung.' – ‚Gleiche Sicherheit wie Dampfer bei fast gleicher Geschwindigkeit.' Moderne Ärzte würden schwimmende Nervensanatorien auf Segelschiffen errichten und phantastische Heilerfolge für sich in Anspruch nehmen. Nahrungsmittelhygieniker würden herausfinden, daß gewisse, empfindliche Waren den Transport auf dem maschinenlosen Schiff am besten überstehen, Kaufleute würden sich auf die Frachtverbilligung stürzen. Junge Paare würden ihre Flitterwochen ..."

Andersson lächelte; ein stilles, trauriges Lächeln: „Wir werden ihn nicht mehr bekommen, diesen Reiz der Neuheit. Was wir bekommen werden, ist der Reiz des Historischen. Und den bekommen wir erst, wenn wir endgültig ausgestorben sind."

Jorg hockte mit Barbarossa an Deck; sie machten Zeugwäsche. Das Waschen war mit dem Wasserreichtum wie ein unwiderstehlicher Drang über die Besatzung gekommen. Man saß auf niedrigen Hockern, hatte die Waschbalje zwischen den Beinen. Schaum quoll; wie aus einem heißen Schlammbad tauchten die Kleidungsstücke aus der schwarzen Brühe, von oben tropfte Schweiß. Das einzige Waschbrett ging von Hand zu Hand, man rubbelte mit Wut, bis die Haut von den Knöcheln herunter war und die Hände weißlich quollen. Man klatschte das schwere Arbeitszeug an Deck und fuhr darüber hin mit der Wurzelbürste, anscheuernd gegen Teer, Öl, Farbe. Die Fäden traten weiß hervor aus dem Gewebe; es war ein Wunder, daß sie noch zusammenhielten. Man spülte, und wieder war das Wasser schwarz; die Sache schien ganz hoffnungslos. Man wrang aus, zwei Mann leisteten sich Hilfe, dick sprangen ihnen die Adern und die Muskeln an den Armen

vor, gequält wand sich die Wäsche, ringelte sich wie auf die Angel gespießte Regenwürmer. Sie ließ ihr letztes Wasser unter sich und war fast trocken, wenn man sie an die Leine klammerte. Sie knatterte im Wind, und wenn man sie nach einer Stunde abnahm, dann zeigte sich, daß doch etwas geleistet war. Frisch und sauber duftete sie, nach Marseiller Seife und nach sonnenwarmem Leinen. Plätten war natürlich Luxus. Man zog die Taschentücher in den vier Ecken knallend auseinander und faltete die Hemden so glatt wie es gehen wollte. Um Knöpfe anzunähen, mußte Jorg, der kein Nähzeug besaß, Nadel und Faden dem chirurgischen Besteck entleihen. Die Nadel war dreikantig und gekrümmt; sie ging schwer durch die Löcher in den Knöpfen, hatte aber dafür einen anderen Vorteil: sie brach nicht ab.

Der Trieb nach Sauberkeit und Schönheit war ganz unersättlich. Alf und Barbarossa, diese beiden großen Kinder, denen die blonden Vollbärte aus Kinn und Backen starrten, als seien sie zum Scherz da angeklebt, bestätigten ihn am W.C. Es wurde gänzlich auseinandergenommen, unbrauchbar auf Wochen, ohne Rücksicht auf Verluste. Es wurde geschabt, gelackt, gefirnißt, gewienert und poliert. Strahlend vor Sauberkeit stand es nun da, ein Schmuckkästchen; aber beileibe nicht zur Benutzung – o nein! Träumerisch standen die beiden an stillen Abenden vor ihrem Werk, Arm in Arm: „Wir werden es nie wieder entweihen", seufzte Alf. „Vielleicht werden wir zuweilen, sonntags, uns dorthin zurückziehen, still eine Zigarette rauchen und über das Leben nachdenken", meinte Barbarossa.

Jorg las ihnen aus einer amerikanischen Zeitschrift eine Anzeige vor: „Endlich das wissenschaftliche Sattelclo!" schrie das mit Abbildungen geschmückte Blatt. „Schon die Form des Clo-Sitzes allein zeugt für das eingehende Studium, das die Fabrik diesem Gegenstand gewidmet hat. Der Komfort dieses Sattelsitzes führt zu natürlicher Sitzweise und unterstützt die Muskulatur der inneren Organe

zu **normaler und gründlicher** Funktion. Aber nicht nur das: unser wissenschaftliches Sattelclo zeichnet sich außerdem durch große Geräuscharmut aus. Verschwunden ist jenes geräuschvolle Gurgeln und Rauschen, das so peinlich ist, besonders wenn man Besuch hat..."

Sie lachten: „Das uns auf der ‚Notre Dame'!"

„Notre Dame" machte glänzenden Fortgang im frischen Passat, zehn, elf, zwölf Seemeilen in der Stunde, zweihundertachtundvierzig, zweihundertsechsundsiebzig, zweihunderteinundachtzig Seemeilen am Tag. „Lovely", sagte Andersson, „Lovely, as the girl said to the sailor." Das war sein höchstes Lob.

Jorg nutzte die Sonne; er wußte, es würde bald mit ihr vorüber sein. Er trug jetzt einen grünen Augenschirm mit einem Band um die Stirn gebunden. Mit einemmal hatte dann die Welt das Grün, das man auf langer Seefahrt so vermißte. Die Holländer hatten viel Grün auf ihren Schiffen, sogar außenbords. Vielleicht war die Sehnsucht nach dem Grün der heimatlichen Marschen der geheime Grund dazu. Die Holländer hatten ja auch immer viele Blumentöpfe an Bord, ja sogar Kästen mit winzigen Gemüsebeeten.

Jorg trug ein paar Samenkörner von Sweetpeas in der Tasche aus dem Garten zu Hause. – Ob es sich wohl noch lohnte sie auszusäen?

Ungeheure Wolken segelten am Himmel mit großer Schnelligkeit. Nachts sahen sie im Mondlicht aus wie schimmernder Schnee. Alle Rekorde werden in unserm Zeitalter gemessen; warum mißt man nicht die großen Wolkenflüge? dachte Jorg. Er liebte es, ins Kielwasser zu starren. Da, wo die See im Lee des Kielwassers geglättet war, drang die Sonnenstrahlung in großen Keilen tief, tief ein. Es sah aus, als würde ein gigantischer Zitronenquetscher aus grünem Glas ins Meer gebohrt. In Schwärmen rauschten die fliegenden Fische aus der Tiefe in den Glast, es war, als würden ganze Säcke Silbermünzen flach übers Meer geschleudert. Tanzend, spritzend tauchten sie ein.

Immer stärker wurde in ihm das Bedürfnis, sich in Traumwelten zurückzuziehen.

In den alten, englischen Seefahrtsbüchern las er im Jahrgang 1841:

„Notizen über die Dampfschiffahrt."

„Eine neue Methode des Antriebes erregt beträchtliches Aufsehen in Marinekreisen. Sie besteht in einer kreisförmigen Bewegung, die ihre Achse in der Längsrichtung hat. Man unterscheidet zu diesem Endzweck zwei Mittel. Das eine besteht in einer Schraube oder einer kreisförmigen, um eine Achse gewickelten Ebene – patentiert einem gewissen Herrn Schmidt – er nennt dies eine archimedische Schraube. Das zweite Mittel ist ein Rad, genau wie ein Paddelrad, nur mit dem Unterschied, daß die einzelnen Paddelräder nicht senkrecht, sondern schräg zum Radkranz stehen. Dies Verfahren ist einem Herrn Ericson patentiert, der sich eines großen Ansehens in unserm Land erfreut. Beide Fortbewegungsmittel sind am Heck des Fahrzeugs angebracht und liegen unter Wasser."

Himmel, wenn man so etwas las aus der Zeit vor hundert Jahren, hier auf „Notre Dame", wo alles wie vor hundert Jahren war, dann wirkte es so verdammt gegenwärtig: Autos, Flugzeuge – ja, gab es denn das überhaupt? Hatte man sie nicht vielleicht nur geträumt? Noch kein Vierteljahr waren diese Dinge aus den Augen verschwunden, und schon schienen sie unwirklich: Das war doch toll, daß es so war. –

Er versank in Zeitlosigkeit; selbst die Mahlzeiten erschienen ihm als festes Programm zuviel. Er brauchte nicht mehr nach dem Wochentag zu fragen: der Speisezettel gab genaue Auskunft in seiner unerbittlichen Regelmäßigkeit.

Vorn auf dem Klüverbaum, über dem fliegenden Schaum, in Brausen gehüllt und übergossen von Sonnenglanz saßen die Jungkerls in ihrer freien Zeit. Immer an der Spitze, der „Notre Dame" um eine Nasenlänge voraus, so schnell sie segeln mochte; so ist die Jugend. Wohl ein Dutzend Angelleinen schossen in die Tiefe, bleibeschwert, die höl-

zernen Köderfischchen mit Angelhaken heimtückisch bespickt, tanzten über die Wellen. Die Enden der Leinen hatten die Jungens um die Zeigefinger gewickelt; mit zuckenden Unterarmen ließen sie die Fischchen springen von Wellenkamm zu Wellenkamm. Durch den geäderten Schleier der sausenden Wassermassen sah man die Leiber der Bonitofische, grünlichweiß, sich schlängelnd, sich windend in fliegender Fahrt.

Sie bissen leicht, schnappten anscheinend nach allem, was einem fliegenden Fisch auch nur entfernt ähnlich sah. Wild zappelnd, um und um die Angelleine drehend, wurden sie aufgeholt. Im Näherkommen wuchsen sie großmächtig, waren kaum zu halten, bis ihnen das Messer ins Genick fuhr. Herrliche Tiere, glatt wie Emaille, rund wie Torpedos, stahlblau der Rücken, perlmutterweiß der Bauch. Solange sie lebten und noch eine Weile nachher wurde ihre Haut von schillernden Regenbogen überlaufen. Ihr Schwanz war die vollkommenste Schiffsschraube, die man sich denken konnte. Hinter der dünnen Schwanzwurzel saßen zwei feine Höhensteuer; Rücken- und Seitenflossen waren durchscheinend, fast wie Glas, man sah das stützende Gerippe drinnen.

Beim Schlachten widerstand die Haut mit unglaublicher Zähigkeit. Das ganze Innere war Muskel, kompakte Bündel, davon ohne ein Gramm Fett, aber reichlich geädert, blutvoll, geladen mit Kraft und Vitalität. Sie bebten unter dem Messer. Der Schlauch der Eingeweide war winzig im Vergleich. Zur Masse der Muskeln verhielt er sich wie eine Luftschiffgondel zum Luftschiffleib; wie anders war das, als etwa so ein Hering, der zur Laichzeit fast nichts als Eingeweide ist. Fast das ganze Gewicht eines Bonitos konnte man in den Kochtopf werfen; mit bluttriefenden Händen standen die Jungens über die Beute gebeugt.

Herrlich schmeckten sie; wie allerbestes, zartestes Fleisch, es gab keine Vergleichsmöglichkeit mit anderen Fischen. Es war ein erhebendes Gefühl, daß in solchem Augenblick kein Mensch an Land frischere Nahrung essen konnte,

man fühlte ordentlich, wie der eigene Körper diese Frische gierig in sich sog und sich belebte.

Der geschickteste Fischer war der Junge, den sie „Australia“ nannten. Er war aufgetaucht, als „Notre Dame“ im letzten Jahr den Spencers-Golf verlassen hatte; weggelaufen von zu Haus natürlich. Er hatte die Bücher Walter Scotts gelesen und daraus eine glühende Sehnsucht geschöpft, England und Europa überhaupt zu sehen. Er war der einzige Australier an Bord, aber sein Englisch war von so furchtbarem Akzent, daß Jorg ihn kaum verstand. Plump gebaut war er, schwarz und überaus behaart, fast tierisch; ein niedriger Typ. Es war deutlich genug, daß er von Sträflingsblut abstammte, doch tat er keiner Fliege etwas zuleid; sehr gutmütig zwinkerten seine blauen Augen.

Andersson hatte ihn angemustert; Mangel an Händen war ja immer auf der Heimreise, und nach einhundertdreiundzwanzig Tagen kam der Junge denn auch richtig in Newcastle an. Vor ihm lag England, Traum und Ziel: ein schmutziges Dock, eine Mauer darum, ein Tor mit einem Polizisten davor.

Die Polizei kam an Bord: „Der Mann ist also ein Einschleicher? Einschleicher dürfen in England nicht an Land.“

„Aber ich bin Australier, britischer Untertan, sicher darf ich doch an Land!“

„Beweisen Sie, daß Sie Australier sind. Wo ist Ihr Paß, wo sind Ihre Papiere?“

Der junge Australier hatte keinen Paß, er hatte überhaupt keine Papiere. Daran hatte er nicht gedacht, als er weglief von zu Hause.

„Ja, dann müssen Sie eben an Bord bleiben.“

Zwei Monate lag „Notre Dame“ in Newcastle, und die ganze Zeit blieb „Australia“ an Bord; das Dock war bewacht wie ein Gefängnis. Vom Tower in London, von all seinen Wundern, von schottischen Mooren und Seen und Schlössern hatte er geträumt auf seiner Schaffarm im trock-

nen Innern von Australien. Hundertdreiundzwanzig Tage war er um die ganze Welt gesegelt, um seinen Traum wahr zu machen: das Dock, die Mauer, das bewachte Tor, der graue Himmel, aus dem Ruß regnete, war alles, was ihm in Erfüllung ging.

„Notre Dame“ segelte von Newcastle nach Mariehamn, und wieder lag sie dort sechs Wochen vor Anker, und wieder kam „Australia“ mit keinem Bein ans Land. Was war ein Mensch ohne Papiere? – Nichts. – Ja, und nun segelte er eben wieder nach Australien. Billigere Heimbeförderung gäbe es nicht, hatte sein Konsul gemeint. Er trug immer noch die Sachen, in denen er vor einem Jahr an Bord gekommen war: eine kurze schwarze Hose und lose flatternd darüber ein schwärzliches Hemd, das aber einmal weiß gewesen war. Aussehen tat er darin wie ein Höllenteufel im Engelsgewand; dazu spitzige, elegante Tanzschuhe, eingelegt mit Weiß. Wenn es kalt wurde, liehen ihm die andern von ihrem Zeug.

Einmal hatte „Notre Dame“ auch ein Mädchen an Bord gehabt. Als Mann verkleidet, war sie nachts vor der Abfahrt heimlich an Bord gekommen. Es gab viel Zank und Streit um ihretwillen während der Überfahrt, wie man sich denken kann, und mehr als einmal wurde ganz ernsthaft Verlobung gefeiert. Als man in Cardiff ankam, machten die Reporter eine Sensation daraus. Der Kai vor „Notre Dame“ wurde von der Polizei abgesperrt, so groß war der Andrang. In Amerika hätte das Mädchen sicher einen Filmkontrakt gewonnen, in England bekam sie nur einen Posten als Fahrstuhlführerin in einem Warenhaus. Ob sie wohl noch an ihre Seefahrt dachte, wenn sie zwischen der Abteilung Hausrat und der Abteilung Damenwäsche auf und nieder schwebte?

Sie endeten oft traurig und enttäuscht, die romantischen Reisen, die man in der Jugend unternahm. Einmal in Genua, wo sein Schiff nur sechs Stunden lag, hatte man Jorg gesagt, er müsse unbedingt „Campo Santo“ sehen, das sei das Schönste von Genua. Drei Stunden war er dort

herumgelaufen und hatte die Schönheit gesucht zwischen marmornen Herren in Frack und Zylinder, die von flatternden Englein mühsam angelüftet gen Himmel schweben wollten und nicht konnten. Ein anderes Mal war er nach langer Seefahrt von Le Havre nach Paris gekommen, zum erstenmal im Leben. Aber so entsetzt war er, so eingeschüchtert von dem Getriebe auf dem Gare du Nord, daß er sofort „nein" sagte zu dem ganzen Paris. Zwei Stunden hockte er in einer Kellerwirtschaft vor einem Glas mit schalem Bier, malte Kringel auf den nassen Boden, auf den schmutzigen Tisch, bis der nächste Zug zurückfuhr nach Le Havre.

„Waren Sie einmal in Paris, Kapitän Andersson?"

„Ja; zweimal. Aber ich habe Paris nicht gesehen."

„Wie kam das?"

„Zweimal mußte der Reeder eine ganze Mannschaft von Mariehamn nach St. Nazaire schicken. Das war, als er die ‚Notre Dame' von den Franzosen kaufte und später die ‚L'Aventure'. Er ist ein sparsamer Mann, Kapitän Peterson; er muß es sein, und außerdem fürchtete er wohl die ‚Gefahren von Paris' für uns. Die Reise war so eingerichtet, daß wir ganz frühmorgens von Saßnitz aus in Köln ankamen. In Köln mußten wir uns den Tag um die Ohren schlagen, bis der Nachtzug nach Paris ging. Auf diese Weise wurde das Übernachten im Hotel gespart."

„Sahen Sie den Kölner Dom?"

„Nein; es tut mir heute noch sehr leid, daß ich ihn nicht gesehen habe. Er stand offen, aber wir trauten uns nicht hinein. Wir fürchteten, es könnte etwas kosten. Wir hatten nur ganz wenig Zehrgeld. Müde, durchgerüttelt, hungrig nach der langen Nachtfahrt gingen wir in eine kleine Wirtschaft. Jeder trank eine Tasse Kaffee, einer von uns ging und kaufte im nächsten Bäckerladen Brötchen ein für alle. Dann wanderten wir durch die Straßen, bis es Abend war."

„Und in Paris?"

„Der Agent des Reisebüros erwartete uns am Bahnhof.

Wie eine Herde Schafe trieb er uns zur Untergrundbahn, die uns zu dem andern Bahnhof brachte. Das waren die beiden einzigen Male im Leben, wo ich unter der Erde fuhr. Es war ganz wunderbar; wir hatten beinahe Angst. Wir waren alles junge, unerfahrene Kerle."

Eine groteske Vergeblichkeit, fast eine Tragik lag über den Landreisen dieser Seeleute. Waren sie nicht zur See gegangen, um die Welt zu sehen?

„Aber einer von unsern Jungens kennt Paris sehr gut; er ist dort geboren, der Mohamed. Nicht wahr, Mohamed?"

Mohamed stand gerade am Ruder. Er machte eine kleine, leichte Verbeugung, ganz Weltmann, ganz Höflichkeit. Tatsächlich sah er wie ein Türke aus mit seiner olivenfarbenen Haut, mit seinen dunklen Augen, seinem schwarzen Haar. Ein rotes Halstuch und die Passatkappe, wie ein Fez, gaben ihm das Aussehen eines Korsaren in einem Piratenbuch.

„Nein, Mohamed war in Brüssel geboren. Er war in Belgisch-Kongo groß geworden; sein Vater war Subalternoffizier in der Kolonialarmee. Aber jetzt war er pensioniert, und sie hatten einen Laden in Paris, ein Parfümeriegeschäft."

Jorgs Französisch war berühmt schlecht; er pflegte zu Hause komische Vorstellungen damit zu geben. Aber Mohamed hatte eine überströmende Freude, daß jemand mit ihm redete in seiner Muttersprache. Steuernd, das Gesicht nach oben gekehrt zu den Segeln, zu der Windfahne und zum Mond, redete er voll Begeisterung von Paris, jedes Stichwort benutzend, das Jorg ihm zuwarf: zusammen begaben sie sich im Geist auf die Boulevards, in die Cafés, ans Seineufer, auf den Montmartre, zu den Mädchen. Sie beschrieben sich den Weg von der Stadt zum Flughafen hinaus: „In Le Bourget war Jorg also gelandet?" – Mohamed kannte die Flugpläne aller Fluglinien vollkommen auswendig: „18.40 Uhr sind Sie angekommen, Monsieur." – Er sprach mit weicher, kultivierter Stimme. „Notre

Dame?“ – Ja, Jorg war im Dom von Notre Dame gewesen. Aber er hatte nicht den erwarteten Eindruck gehabt. Der Strom der Fremden hatte mit albernem Bewunderungsgemurmel und schlürfendem Schritt den leisen Klang der Orgel übertönt. Ein aufdringlicher Händler hatte einen Fächer von unsittlichen Postkarten vor Jorg entfaltet; da war mit einemmal das ganze, riesige Kirchenschiff erniedrigt und entweiht.

Mohamed lächelte; verzeihend, höflich, weltmännisch lächelte er. Dieser Deutsche! dachte er wohl. Staunend, beinahe bewundernd betrachtete Jorg Mohamed: Ein Pariser mitten auf dem Ozean – im Mondschein auf einem Segelschiff – was für ein Phänomen!

Jorg malte sich aus – während er auf und nieder ging, acht Schritt hin und acht Schritt her, und drüben auf der Steuerbordseite lief Andersson im gleichen Wolfstrab: Sie waren in Paris heute abend, Helen und er. Sie waren den ganzen Tag herumgelaufen; dann hatten sie gebadet, sich umgezogen, schön gemacht. – Nun gingen sie aus; mit einem unerhörten Hunger nach dem viel zu leichten Frühstück.

Da war ein Lokal, ein ganz altes. Es hatte nur ganz wenig Tische, und Kerzen standen auf den Tischen. Es loderte, knackte, duftete der Kamin und strahlte Wärme, und Kupfer spiegelte von den Wänden, gerundet, warm getönt und blank.

Wie hübsch sie aussah, Helen; von Kälte gerötet das kleine Gesicht. Wie ihre Augen strahlten. Wie sie mit beiden flachen Händen schnell ihr Haar abtastete und den frechen Hut – diese so bekannte und so unbeschreiblich weibliche Bewegung.

Ja, man würde zuerst ganz sicher einen Wodka trinken. Eisstückchen würde der Kellner in den Gläsern schwenken. Aus dem erblindeten Kristall würde es durch die Kehlen rinnen, eisig, fast ohne Geschmack – ein kleiner Schauer und dann: mildes Feuer, alle Magennerven weckend.

Austern, meerduftend, roh und stark, Nahrung der Urzeit; in Eis gebettet ruhten ihre grauen Schalen auf Tabletts von grünem Lack. Wie sie erfrischten! Ganz heiter wurde man, aufgeweckt und kühn.

Ja, und dann würde man vielleicht eine „petite marmite“ essen, diese kleine Königin unter den Suppen, die uns ganz warm macht; mild und freundlich gesinnt in unserm Innern, so, als hätte man uns ein rührendes und hübsches Märchen erzählt.

Der kritische Augenblick würde kommen, wo der Kellner den Gast den Wein zu wählen bat. Wenn es nach ihm ginge, Jorg würde einen weißen Bordeaux wählen, einen leichten, herben, beileibe keinen süßen.

Natürlich würde Helen sagen, es sei zuviel, aber Jorg würde auf Seezunge bestehen, die auf der Zunge zergeht, mit einer holländischen Soße voll zarter Üppigkeit.

Champagner; warum sollte man denn nicht Champagner trinken, wenn man sich nach so langer Reise wiedersah? – Flogen nicht kleine Feuerfunken aus Helens Augen; hatte man nicht allen Grund, ein Fest zu feiern? –

Jetzt, wo man schon fast gesättigt war, konnten ja die Rebhühner kommen oder die Schneehühnchen. Zartes Geflügel ist zeitraubend zu essen, wenn man Hunger hat. Sie würden mit vielen Kräutern gefüllt sein, diese Tiere, und weder Weinkraut würde fehlen noch Wacholderbeeren. Die Soße, aus ihrem eigenen Saft, aus Sahne und aus viel Geheimnis würde der Kellner vor ihren sehenden Augen nochmals erhitzen, mischen, quirlen über der Weingeistflamme. – Waren sie nicht zum Weinen schön? Sah man nicht wehmutsvoll zuletzt herab auf das kleine Häuflein zarter Knöchelchen?

Ob sich Helen wohl noch zu den Schwedenfrüchten bewegen ließ? – Wie ein junges Mädchen errötete sie, aber sie nickte; ein wenig verschämt. Jorg aber fühlte, daß er völlig schamlos und mit Genuß noch englischen Sellerie essen würde, die Höhlung der Stengel mit Butter und Roquefortkäse gefüllt.

Der Mokka würde kommen in einer von den chemischen Retorten aus Glas, in denen man am Tisch kocht. Man sieht, wie das Wasser kochend steigt, mit geheimnisvollem Wallen eine riesige Menge Kaffee überschwemmt und niedersinkt, pechschwarz, dick und duftend. Ein Glas von zauberhaftem Himbeergeist würde man dazu trinken, einen Hauch von Sommer. . .

Der Steward rief zum Nachtmahl: „Supper please." Es gab Labskaus mit dünnen Gurkenscheiben. Der Zitronensaft, den man dazu einnahm gegen den Skorbut in dem infam schlechten Tee, schmeckte scharf und brandig nach Chemie. Jorg aber fühlte, daß es nicht darauf ankam, wie man in Wirklichkeit lebte; es kam nur darauf an, daß man die Fähigkeit besaß, sich auch das andere vorzustellen. Es läßt sich beinahe jede Lebensform ertragen – mit Phantasie.

Durch den ungewöhnlich südlich wehenden Südostpassat war „Notre Dame" nahe unter die brasilianische Küste gekommen. Auf achtzehn Grad südlicher Breite begann der Passat zu sterben; man kam zwar noch vom Fleck, aber nur mit vier oder fünf Seemeilen in der Stunde. Der Himmel unerhört klar und weit; schon kein Passathimmel mehr. Man war auf der Dampferlinie nach Rio und nach den La-Plata-Häfen, aber man sah keine Schiffe. Nur einmal um die Mittagszeit – die Freiwache saß gerade beim Essen und die Wache arbeitete im Raum – hörte man das tiefe Brummen einer Dampfersirene, nahe, ganz nahe. Man erschrak wie ein einsamer Wanderer, der im tiefen Wald das Brummen eines Bären hört. Alles rannte an Deck: da zog, keine zweihundert Meter entfernt, ein großer Passagierdampfer auf Gegenkurs vorbei. Die Passagiere winkten lachend, als die Mannschaft des Seglers so plötzlich auftauchte; hatten sie denn alle geschlafen? Man sah Photoapparate auf „Notre Dame" gerichtet; aus den gewölbten Fenstern des Speisesaals erklang Musik. Wie ein

Traumbild zog er vorbei, ehe man noch Zeit fand zu erwachen. Man sah ihm nach, das Werkzeug in der Hand, mit dem man aufgestört war von der Arbeit und spürte Bitterkeit und Neid im Herzen: Da zog sie hin, die große Welt, mit zwanzig Meilen Fahrt.

Abrahamson, der Schiffsjunge, war Rudermann gewesen. Er hatte den Dampfer wohl kommen sehen. Aber er war zu schüchtern gewesen, ihn auszusingen. Wozu auch? Der Dampfer hatte ja die Pflicht, dem Segler auszuweichen, soviel wußte Abrahamson.

In diesen Nächten rangen Jorg und Andersson mit dem verdammten Radioapparat. „Modell Pippin der Kurze“ hatte ihn Jorg getauft, wegen seiner lächerlichen Reichweite. Voll Hoffnung setzte Andersson die Chronometer vor sich auf den Tisch, um sie nach Zeitsignal zu kontrollieren, voll Hoffnung wartete Jorg auf Nachrichten aus Europa; so nahe waren die brasilianischen Stationen. Aber die Akkumulatorenbatterie war so leer und innerlich verwest, daß sie nur fünf Minuten Strom lieferte für verworrene Töne.

Jorg wollte die Stromstärke ergänzen und holte aus seiner Taschenlampe die Zellen der Trockenbatterie und alle Reservezellen, die er besaß. Andersson wehrte ab: Nein, nein, das sei ein anderer Strom, der schadete dem Apparat. Jorg holte sein altes Schulphysikbuch herbei zum Beweis für seine Theorie und Andersson ein schwedisches Physikbuch zum Gegenbeweis. Zwei Stunden stritten sie über die Sache, die keiner von beiden verstand. Sie wiesen heftig mit den Fingern auf das gedruckte Wort, sie zeigten sich die Texte; nur daß der eine kein Deutsch, der andere kein Schwedisch lesen konnte. Sie versuchten, einander die Fachausdrücke ins Englische zu übersetzen, aber das war ganz und gar unmöglich.

In der zweiten Nacht, auf der Höhe von Rio, einigten sie sich: der Versuch sollte gemacht werden. Es gab viel Kopfzerbrechen, wie nun die Zellen der Trockenbatterie neben- oder hintereinander geschaltet werden sollten. Auf

der Zeichnung im Physikbuch sah alles so einfach aus. Aus Blechbüchsen und Drähten baute Jorg einen tollen Apparat, in dem die Zellen durch Gummibänder zusammengehalten wurden. Mehrmals fiel alles wieder zusammen. Der Motorschörterer mußte mit der Lötlampe kommen und die Kontakte löten. Seltsamerweise war auch keiner unter den Jungens, der sich auf einen Radioapparat verstand.

In der dritten Nacht war es so weit, daß man ans Probieren ging. Der Lautsprecher, der sonst aus Sparsamkeit abgeschaltet war, wurde eingestöpselt, damit beide hören konnten. Es ging! Qualvoll verzerrt und durch Geräusch entstellt kam jeder Ton, und doch war es wie ein schönes Wunder, Stimmen zu hören, unbekannte, fremde, eine neue Welt. Fünf südamerikanische Stationen meldeten sich. Jorg, der etwas Spanisch konnte, hoffte Zeitsignal und Nachrichten auszumachen. Er lief rot an vor Spannung und vor angestrengtem Hören. – Es war zum Verzweifeln; es schnatterten die spanischen und portugiesischen Sprecher wie Enten im Teich, ganz furchtbar schnell. Sie überschütteten mit einem Schwall von Worten; aber was sagten sie? – Welchen Kognak er trinken sollte, das sagten sie Jorg haargenau. Welche Büchsenmilch er trinken sollte, welche Schokolade die beste sei. Musik wurde eingestreut, schlechte Tanzmusik, nicht einmal neu. In den höchsten Tönen tirilierte eine Sängerin.

„Verdammtes Weibsstück!“ brummte Andersson. Jedesmal wenn der Sprecher von neuem begann, hoffte Jorg, und dann war es doch wieder nur der Rat, mit diesem oder jenem Krem sich zu rasieren oder einzukaufen im Warenhaus des Alfonso Levyson.

Sie suchten, schalteten und stimmten ab, aber da war nichts als Tingeltangel und Herren, die in tönenden Phrasen politische Reden hielten. „Ein anständiger Mensch kann kein Politiker sein“, meinte Andersson.

Der Kapitän hätte wohl ein Monatsgehalt gegeben für ein Zeitsignal; es war lebenswichtig den Gang der Chronometer festzustellen und damit die Position des Schiffes.

Jorg hätte bestimmt all sein bares Geld gegeben, wenn es auch nicht viel war, für die Nachricht, daß noch Frieden in Europa sei.

Sie bastelten und hofften weiter in der vierten Nacht. Schlimm war, daß ihre Trockenbatterien sich so schnell erschöpften. Alf und Barbarossa liehen neue Zellen her, und Jorg baute ganze Schaltgebirge auf, schwer angreifbare Stellungen voll Drahtverhau; und doch reichte der Strom immer nur auf halbe Stunden. Schweiß lief in Strömen, er kitzelte in den Ohrmuscheln des Kopfhörers, wie sie lauschten in fast lächerlicher Spannung. Und da war nichts, nichts, nichts, was man brauchen konnte.

Wie einen ganz kostbaren Schatz brachte Andersson seine letzten Reserven an: Eine Radio-Trockenbatterie von sechzig Volt; er hatte sie für die australische Küste aufbewahren wollen. Sie ließ sich auf verschiedene Weise schalten, von niedriger bis zur vollen Spannung hinauf. Die richtige Spannung für das Radio war vier Volt, aber dabei war die Batterie in zehn Minuten schon erschöpft. Sollten sie es wagen, höher zu schalten? Sie gingen auf acht Volt, und wie neu belebt klangen die wirren Stimmen der Ferne, es war, als brauste die Welt wie eine Woge an die „Notre Dame" heran. – Sie sank zusammen, sie starb dahin, es war, als würde die Stimme der Welt erstickt, sie röchelte wie auf dem Totenbett, es war, als hätte sie etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Die Lampen in dem Mahagonikästchen trübten sich dunkelgelb und waren am Erlöschen. – Nein, das war nicht auszuhalten; Anderssons schwere Faust griff nach dem Stecker. Wie einen Dolch stieß er ihn in das Loch der Batterie, auf dem stand „32 Volt". Wie Mord sah das aus, und es war Mord. Ein Knall, ein Blitz – erloschen standen alle Lampen, und das Instrument war stumm.

Mit einem Seufzer streifte Jorg den Kopfhörer von der Stirn. Er wußte nicht, ob er traurig sein oder sich freuen sollte. Nun hatte man wenigstens Gewißheit, daß es aus war, endgültig Schluß mit dem Ding.

Andersson stand auf. Er packte „Pippin den Kurzen“ an dem Schopf seiner Drähte. Er hob ihn hoch mit einer Hand – so packt man einen jungen Hund im Genick, wenn er die Stube verunreinigt hat – und genau so unglücklich wie solch ein Hund, sah auch das Radio aus in diesem Augenblick. Er sperrte es in den Wandschrank, stopfte ihm die Drähte nach, schloß ab. Etwas Endgültiges war in der Bewegung: Kapitän Andersson hatte Schluß gemacht mit der einzigen neumodischen Einrichtung auf seinem Schiff.

„Wie die großen Städte selbst die Luft über dem Meer mit ihrem Lärm erfüllen“, sagte Andersson. „Ich habe nie in einer großen Stadt gelebt. Ich möchte gern wissen, wie das eigentlich ist.“

Jorg lehnte sich in seinem Stuhl zurück und starrte in die Lampe: „Stellen Sie sich vor, Kapitän, wir fahren jetzt den Hudson-River hinauf nach Neuyork, der Lotse ist an Bord, ein Schlepper zieht die ‚Notre Dame‘; wir haben nichts weiter zu tun, als festzumachen am Kai und an Land zu gehen. Die Springbrunnen des elektrischen Lichts sprühen bis zu den Spitzen der Wolkenkratzer empor. Hoch im Himmel strahlen die Kuppeln, rot, blau, grün und golden. Es kreisen die Leuchtfeuer da oben, um die Flieger zu warnen, der Himmel ist rot, ganz blaß sind Mond und Sterne. Die Mastspitzen der ‚Notre Dame‘ reichen nur bis zum zwölften Stockwerk; unsere Welt ist mit einemmal winzig klein und unbedeutend geworden.

Wir beide gehen an Land, Sie und ich. Die Korallenriffe der Häuser speien Menschen aus, ein staubiger Sturmwind weht durch die Straßenschluchten. Wir sind eingehüllt in einen eigentümlichen Dunst von Zigaretten, Parfüm, Puder, staubigen Kleidern, Schweiß. Alle Menschen scheinen zu rennen. Es ist, als liefe ein Strom durch Gebirgsschluchten. Denken Sie an die Fjorde in Norwegen, an Sturmflut und Brandung. So groß, so gewaltig ist das. Die Massen strudeln, schieben sich aneinander

vorbei, gegenläufig. Die Lichtreklamen schlagen wie Bomben und Granaten in die stürmende Herde ein. An den Straßenkreuzungen stauen sich die Menschenfluten. Sie werden von farbigen Lichtern angestrahlt; dicht vor den Füßen der Menschen schieben sich die stählernen Schwärme der Autos vorbei. Ihr Lack gleißt im Scheinwerferlicht; in den erleuchteten Limousinen grölen die Radios. Nachlässig halten die Taxischauffeure die Zigarette im Mund, die Arme über die Steuerräder gelümmelt. Sie verachten die Langsamkeit, zu der sie gezwungen sind.

Die Kinos sprengen die Bilder ihrer Sensationsfilme in die Straßen mit rauschender Musik, mit warmer Zentralheizungsluft. Die glühenden Schlangen der Hochbahnzüge winden sich aus Häuserhöhlen in den Himmel hoch über dem Asphalt mit glühenden Augen. Durch die nackten Schwellen der Bahnkörper stürzen die Lichter der Zugfenster, und vor ihnen stürzen die Schatten hin, ein riesiger Kamm, der die Straße durchrast.

Prozessionen von Menschen steigen eiserne Leitern hinauf zu gläsernen Bahnhofshallen, die wie riesige Lampen leuchten. Andere Menschenströme tauchen unter die Erde, in die Lichterhöhlen der Untergrundbahnen.

Eine seltsame Benommenheit lagert über den Massen. Der Mensch ist nicht mehr Einzelwesen in der Masse. Er ist Massenteil. Keiner sieht keinen an, die Augen starren in die Weite. Es achtet auch keiner auf den Weg, denn er hat keine Wahl des Weges. Er ist Tropfen im Strom, der Strom treibt ihn fort. Die Schultern, die Hüften der Menschen ringsum lenken die eigene Bahn. Mechanisch sind die Bewegungen, ist auch das Denken, sogar der Geschlechtsinstinkt. Wir sehen die seidenglänzenden Beine der Mädchen und haben keine Zeit, das übrige zu sehen. Sie strömen vorbei, Tausende und aber Tausende, und alle gleich: die gleichen herzförmig geschminkten Münder, die gleichen überwölbten Augenbrauen, die gleiche Frisur, das gleiche Blond, das gleiche, festgefrorene Lächeln und die glänzenden, geistesabwesenden Augen.“

„Ist das wirklich wahr?“

„Ja, es ist wahr. Jetzt, wo es Nacht wird, fallen die Lichterspringbrunnen der Hochhäuser zusammen. Nur die Lichttropfen einzelner Fenster und Fensterreihen hängen noch am Himmel, zeichnen gepunktet die Umrisse der finsteren Riesen, die ihre Schatten werfen über die ganze Welt. Vielleicht segeln auch wir noch im Schatten der Bankpaläste von Manhattan.

Aber gehen wir essen in eins der riesigen Massenspeisehäuser. Da ist alles künstlicher Marmor, sauber und kalt. An chromblitzenden Schenktischen, lang wie das Schiff, schieben wir uns vorbei. Wir haben verchromte Tabletts in den Händen, und ganze Regimenter von Mädchen in schneeweißen Kleidern und hohen Kochmützen teilen uns Speisen aus: Was wir wollen: riesige Beefsteaks mit Maschinen mürbe geklopft, aufgeblasen mit Preßluft. Haufen französischer Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Mais, sehr grell gefärbte dicke Keile von Torten in allen Regenbogenfarben. Es geht zu wie in einer Fabrik. Messer und Gabeln sind desinfiziert und in Papierservietten gewickelt. Wir brauchen nur mit dem Finger auf irgendeine Speise zu deuten, sofort gibt man sie uns und locht mit einer Zange den bedruckten Zettel, den wir in den Händen halten. Wir haben einen Berg voll Nahrung vor uns. Wir suchen uns einen Tisch, und indem wir essen, versuchen wir gleichzeitig in einer Zeitung zu lesen, wie all die andern Menschen um uns, aber wir erfassen nur die grellen Überschriften. Wir sind noch gar nicht fertig, da drängen schon Neger an unserm Tisch vorbei und greifen die Teller. Sie schieben Tankwagen aus nichtrostendem Stahl vor sich her, sie werfen die Teller hinein in dampfende Seifenlauge, sie wischen mit nassen Tüchern über den künstlichen Stein. Wir müssen gehen, kaum daß wir uns noch mit dem letzten Schluck Kaffee die Zähne spülen können. In unsern Taschen wühlen wir nach Geld für die Kassiererin.

Jetzt gleiten wir auf dem sausenden Rad der Vergnü-

gungsfabrik, wo man die Dollars ausgibt, verdient in den Bedarfsfabriken der Tagesarbeit. Wir gehen in ein Tanzlokal und betäubend wirft sich die Musik auf uns, die ununterbrochen spielt, Kapellen, die sich ablösen, wie die Wachen an Bord. Wir tanzen mit Taximädchen und bezahlen ihnen fünfundzwanzig Cents für den Tanz. Mit ihrem gefrorenen Lächeln blicken sie starr durch uns hindurch, aber für drei Dollar dürfen wir diese gemalten Lippen küssen und für fünf Dollar dürfen wir ihre mechanische, automatische Liebe kosten. – Nein, dazu haben wir keine Lust. Lieber nehmen wir ein Taxi und fahren durch Neuyork, in die riesigen Vorstädte, die Schlafzimmer der Massen. Wir blicken in winzige Wohnhöhlen, wo die Gasherde summen, wo die Frauen am Herd stehen und die Musik der Radios nachpfeifen, nachsingen. Von Fruchtschalen, von Papier, von Staub und Asche sind die Straßen bedeckt, die Lastautos wühlen sich hindurch wie Schweine im Schlamm. Nachts nimmt die Riesenstadt Vorräte ein, löscht ihren Unrat. Es poltern Fässer und Kisten, Kohlenströme rauschen in Keller, Schutt wird geschaufelt, Papier wird getürmt und auf der Straße verbrannt, stinkende Scheiterhaufen. Es plärren die müden Kinder in den Haustoren. Die Mütter, auf der Schwelle hockend, singen sie in den Schlaf, in allen Sprachen der Erde, in tausendjährigen Liedern.

Und wer kein Geld hat, der schleicht umher im Schatten der Häuser, sucht Zigarettenstummel. Aus dem üblen Dunst der Wohlfahrtsspeisehallen schieben sich die Arbeitslosen, den Bauch schwer von Suppe, von pappigem Brei, von weißem Brot, das den Zähnen keinen Widerstand gibt. Es schlürfen ihre Füße, pflastermüde. Stein, nichts als Stein ist diese Welt: es jucken die Läuse, es brennt der getrocknete Schweiß auf der Haut. Den Jackenkragen haben sie hochgestellt, denn der Nachtwind pfeift. Früh kommt das Alter, früh kommt die Hoffnungslosigkeit in diesem Amerika. In Zeitungen gewickelt, schlafen sie auf Parkbänken, in Tunnels, im Bauschutt, im

Rinnstein, in leeren Güterwagen am Hafen, die Menschen, die die Welt nicht mehr brauchen kann."

„So eine Stadt, das muß die Hölle sein", murmelte Andersson.

„Ja, es ist die Hölle."

Der Passat starb wie am Herzschlag: statt des Südost setzte mit einem Ruck ein Wind aus Norden ein, so daß ordentlich eine Kabbelung in der See entstand. Schon hoffte man ohne Flaute durch die Übergangszone hindurchzukommen, da legte mit der Dunkelheit dieser Wind sich schlafen; „Notre Dame" dümpelte in der Dünung, ein lebloser Körper, bergeschwer mit schlaffen Segeln und knarrenden Blöcken. Kein Leben im Schiff – kein Leben in den Menschen; so ist das bei Flaute.

In diesen Breiten zwischen zwanzig und dreißig Grad Süd, durch die „Notre Dame" sich mühsam kämpfte, wechselten Flauten und jähe stürmische Böen. Aus heiterem, glasklarem Himmel kamen Überfälle, die „Notre Dame" auf die Seite neigten. In Minutenschnelle war sie dann in Brausen und in Gischt gehüllt; Gewitter brachen in den Masten los, wenn Segel zerrissen und knatternd davonflogen, ehe man sie bergen konnte. Es kam auch vor, daß die Obersegel voll standen, von hohem Druck geschwellt, während an Deck nicht ein Windhauch zu spüren war und die Untersegel schlaff hingen. „Pferdebreiten" nannte Andersson die Gegend mit einer Gebärde des Abscheus, und Jorg las die Erklärung des Namens in der englischen Segelanweisung im Kartenhaus. Da waren in alten Zeiten große Pferdetransporte von den La-Plata-Häfen aus gesegelt worden, meist als Deckladung. Wenn die wütenden Pamastürme hinausstießen aufs Meer und jäh die Schiffe beugten, wurden viele Pferde über Bord gewaschen oder über Bord geworfen zur Erleichterung des Schiffes. Jorg sah sie im Geist, wie sie mit den Wogen kämpften; im Kreischen zerrissener Segel glaubte er ihren

Angstschrei zu vernehmen, den furchtbarsten Laut der Welt. – Nach ertrunkenen Pferden war also dieser Teil des Ozeans getauft.

Er baute sich jetzt einen Stuhl; es mußte doch bald aus sein mit der Hängematte. Er machte ihn aus den Dauben alter Heringstonnen, die er im Laderaum fand. Sie hatten keinen guten Geruch, aber sie waren aus Eiche; auf der Innenseite war die obere Schicht ganz blau verwittert, mürbe und weich. Es machte viel Arbeit, das alles bis aufs Kernholz abzuschaben, außen die Farbe herunterzuschneiden und den harten, eingefressenen Rost der Faßreifen mit nichts als einem Taschenmesser. Mehrmals am Tag mußte er zum Schleifstein gehen, der Stahl hielt schlecht die Schärfe. Aber es tat gut, daß die Hände wieder fruchtbar wurden, es erlöste aus der Qual zu vielen Grübelns. Oft hockte Barbarossa neben ihm mit seiner englischen Grammatik. Er lernte in der Freizeit, fand aber, daß sein Lehrbuch nicht die Ausdrücke der seemännischen Umgangssprache barg. Die ließ er sich von Jorg sagen und lachte dann die gesittete Grammatik aus: „Haha; sie war durchschaut in ihrer übertünchten Höflichkeit."

Jorg bat um Schrauben, und Barbarossa kramte in den unteren Schubladen seiner Koje. Mitten in einer Welt von Schiffsausrüstungsgegenständen fanden sich Wallace-Kriminalromane und ein zerrissener Martin Chuzzlewitt. Die fehlenden Blätter hatte Barbarossa benutzt, um den Bonitos ihre glitschige Haut abzuziehen. Die Kriminalromane waren ihm dafür zu schade gewesen. Er fand auch eine Handvoll zöllige Messingschrauben.

Probeweise fügte Jorg zunächst die Seitenwände seines Stuhles zusammen. Die Sitzbreite stellte man am besten fest nach lebendem Modell; es war ja ein Stuhl nach Maß. Wie einen Baukastenturm setzte er die Faßdauben lose in die gedachte Form. Mehrmals brach alles auseinander, als er sich niedersetzte, aber einmal hielt doch das Gefüge durch Jorgs Eigengewicht zusammen. Nun konnte er rings um sich herum die Latten durch Bleistiftstrich anreißen in

den gewünschten Längen. Als der Zimmermann sich nahte, sprang er schnell auf und ließ den Apparat zusammenpoltern; er schämte sich seiner unfachmännischen Arbeitsweise.

Er trieb die Messerschneide mit einem Holzkeil durch die Latten. Der Zimmermann besaß selbst nur das nötigste Gerät; Jorg hatte weder Stechbeitel noch Hammer. Die Schraubenlöcher bohrte er mit Nägeln vor, die er über dem Primuskocher glühend machte. Schrauben allein genügten aber nicht für unverrückbaren Zusammenhalt; man mußte die Dauben ineinander verzinken. Er arbeitete mit Wut; der Ruf zum Mittag und der Ruf zum Abendessen schienen unmittelbar nacheinander zu kommen. Jedesmal wenn der Stuhl fertig schien, zeigte er sich beim Probieren noch nicht standfest und seetüchtig genug. Neue Traversen und Versteifungen wurden eingefügt. Das Ganze wurde so rund und so fest, daß Jorg beschloß, das Ding bei Schiffbruch als Rettungsboje zu gebrauchen. Alf spendete ein Blatt Sandpapier – eine Kostbarkeit – für den letzten Schliff. Barbarossa, der die Farben verwaltete, schlug einen Lackanstrich vor, aber Jorg erbat nur einen Topf mit Leinöl. Die ausgetrockneten Dauben sogen das Öl gierig ein, es war fast in dem Augenblick verschwunden, wo man es aufgetrieben hatte. Als es einen Liter Öl getrunken hatte, war das Holz steinhart geworden, dunkler und von mattem Glanz, der die gewellte Maserung hervortreten ließ. Es saß sich gut darin; Jorg streckte zufrieden die Beine, es war das erste fertige Stück Werk seit langer Zeit.

Er mußte wohl fest geschlafen haben; als er erwachte, glaubte er zu träumen: Auf der Reling, dicht vor ihm, saß eine Möwe. Es war ein entzückender Vogel mit schwarzen, seidigen Schwingen. Sie waren so lang, daß sie hinter dem Rumpf sich kreuzten, scharf zugespitzt wie Dolche.

Das Gefieder des Rumpfes war grau, eine feine Farbe, wie sie manchmal vornehme alte Damen tragen. Stirn und Kopf waren silbergrau, und unter der Stirn blickten

schwarze Augen ohne alle Furcht. Schwarz war auch der Schnabel, spitz und längsgerieft; schwarz die Schwimmfüße, die klein waren und weich wie Fledermausflügel.

Das kleine Geschöpf putzte sich eifrig, augenscheinlich hocherfreut, einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Jedesmal, wenn es seinen Schnabel bis über die Augen in das flaumige Gefieder versenkte, rückte ihm Jorg noch näher, bis er schließlich in Armlänge vor dem Wunder stand. Das schaute etwas verwundert, war aber gar nicht scheu; es kam wohl geradewegs aus dem Paradies geflogen. Er kannte das Meer und Felsen im Meer, aber er kannte die Menschen nicht. „Parsival" taufte Jorg den Vogel.

Als er endlich davonflog, glaubte Jorg, er würde ihn nie wiedersehen. – Eine Stunde später kam Alf, der Steuermann, und hielt Parsival in der Hand. Er hatte sich ganz einfach greifen lassen. Als Jorg ihn nahm, biß Parsival wütend in seine Hand. Es war nicht viel Kraft dahinter und tat nicht weh, aber Parsival hielt fest und kniff die Augen zusammen vor Anstrengung. Jorg hypnotisierte ihn; das geht sehr leicht bei den meisten Vögeln. Man hält sie in der Hand und legt sie dann plötzlich auf den Rükken, indem man die Hand umkehrt. Nach kurzer Zeit sind sie dann hypnotisiert; man kann die Hand öffnen, sie blicken starr und regen sich nicht. Parsivals Köpfchen sank denn auch schlaff herab, Jorg konnte sein weiches Gefieder streicheln, ohne ihn zu erschrecken.

Er weckte ihn auf und ließ ihn fliegen; da geschah das Wunderliche, daß Parsival nicht wegflog. Er baumte gleich auf beim nächsten Rettungsboot, ließ Jorg herankommen und schien ganz geneigt, die Bekanntschaft fortzusetzen.

Jorg legte die Arme auf den Rand des Bootes, schob den Kopf dicht an Parsival heran und sprach mit ihm. Er sprach mit der Möwe, wie er in diesem Augenblick mit seinen Kindern gesprochen hätte. Wie er die Sehnsucht nach ihnen weckte, dieser kleine Vogel, weil er so zart, so klein, so schwach und so vertrauend war. Wenn er sie doch

hätte bei sich haben können, eine Stunde nur! Parsival hörte sehr aufmerksam zu auf alles, was da gesagt wurde, und es wurde eine Geschichte daraus:

Das Märchen vom zusammengefalteten Vater

Es war einmal ein Vater, der segelte mit seinem Schiff weit, weit, bis ans andere Ende der Welt. Wie er nun endlich angekommen war, stieg er aus, besah sich das Land, das Australien hieß, fand es aber gar nicht schön.

Ach, dachte er: wenn ich doch bloß wieder zu Hause bei meinen Kindern wäre! Wie soll ich es nur machen, daß ich recht schnell wieder zu ihnen kommen kann?

Mit dem Auto fahren konnte er nicht, da war nichts als Wasser zwischen den Enden der Erde. Die Schiffe brauchten viele Wochen, und das dauerte dem Vater viel zu lange, denn er war sehr ungeduldig.

Da sah er einen Flugplatz; gerade wurde ein Postflugzeug aus seiner Halle geschoben, das einen großen Postsack nach Europa bringen sollte. Der Vater ging zu dem Flieger und sagte: „Ich will nach Hause zu meinen Kindern; können Sie mich nicht mitnehmen?“

„Ausgeschlossen“, sagte der Flieger. „Sie sind ja viel zu schwer. Das kann mein Flugzeug nicht mehr tragen. Sehen Sie mal, was für einen dicken Postsack wir schon schleppen müssen. Ja, wenn Sie bloß ein Brief wären, das ginge gerade noch.“

Da ging der Vater fort, ganz traurig, weil er so groß und schwer war und nicht mitfliegen konnte. Da sah er auf der Straße in einem offenen Laden einen Chinesen stehen, der gerade Wäsche bügelte. In Australien nämlich sind die Häuser luftig und offen, weil es da so heiß ist, und viele Chinesen leben dort, die den Leuten die Wäsche waschen und bügeln, wie bei uns die Waschfrauen.

„Mein Herr“, rief der Chinese, „Ihr Hemd ist schlecht gebügelt. Ist das der Grund, warum Sie so ein trauriges Gesicht machen? – Dann kommen Sie nur herein, ich bügele Sie schon auf.“

„Nein“, sagte der Vater, „das ist es nicht.“ Und dann erzählte er dem Chinesen, daß er so gerne zu seinen Kindern fliegen wollte und daß das Flugzeug nur noch einen Brief tragen könnte.

Da lachte der Chinese: „Kleinigkeit!“ rief er und schwenkte sein schweres Bügeleisen. „Ich bügle Sie einfach flach und glatt, dann falten wir Sie zusammen, stecken Sie in einen Briefumschlag und schreiben ‚Luftpost‘ drauf: – ab fliegen Sie nach Hause.“

„Ja, aber wenn ich so ganz flachgebügelt bin, dann werden meine Kinder mich gar nicht erkennen. Was sollen sie denn anfangen mit einem flachgebügelten Vater. Sie könnten höchstens auf mir kritzeln oder mich als Taschentuch benutzen.“

„Mein Herr, Ihre Bedenken sind geradezu lächerlich. Unsere Geschäftsmethoden sind tausenfach erprobt und bewährt. Wir Chinesen verschicken unsere Landsleute heutzutage ausschließlich in Luftpostbriefen in die ganze Welt, schnell, zuverlässig, billig. Dann wundern sich die Weißen, daß aus heiterem Himmel plötzlich überall Chinesen sind. Ich verrate Ihnen ein Geschäftsgeheimnis: wir machen das wie mit unseren Papierblumen. Wenn Sie geplättet sind, schreiben wir Ihnen eine Gebrauchsanweisung auf den Bauch, dann brauchen Ihre Kinder Sie zu Hause nur in Wasser legen und Sie quellen wieder auf, ganz rund und frisch.“

„Gemacht“, sagte der Vater. „Aber schnell muß es gehen, das Flugzeug fliegt gleich ab.“

Er legte sich also auf das Bügelbrett, und der Chinese nahm einen ganzen Mund voll Wasser und spritzte damit den Vater von oben bis unten naß.

„Pfui Teufel!“ schrie der Vater.

„Nicht das Gesicht verziehen!“ sagte der Chinese streng. „Es bügelt sich sonst schief und wird nachher nie wieder glatt. Sie nehmen auch besser Ihr Taschenmesser und Ihr Geld aus der Hosentasche, das preßt sich sonst so ein.“

Da machte der Vater kein Gesicht mehr, obwohl es sehr

weh tat, wie das heiße Bügeleisen ihm über den Bauch und übers Gesicht fuhr, mit und gegen den Strich. Dünner und immer dünner wurde er und so schlaff, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Die Jackenknöpfe preßten sich so ein, daß ihm war, als kämen sie beim Rücken wieder heraus.

Endlich war der Vater so dünn wie ein Briefbogen geworden, und der Chinese packte ihn, faltete ihm die Hände über dem Leib wie bei einem geplätteten Hemd, knickte ihm die Beine nach oben und strich mit dem Bügeleisen die Falten glatt.

Als der Vater ganz eng zusammengefaltet war, stopfte ihn der Chinese in einen Briefumschlag: „Oh, nun bin ich aber ganz geknickt", stöhnte der Vater.

„Wer lieben will, muß leiden", sagte der Chinese ungerührt. „Seien Sie lieber ganz still, wenn Sie reden, schwillt Ihr Mund auf, und Sie passen dann nicht mehr in den Umschlag."

Da gab der Vater keinen Laut mehr von sich, obwohl es jetzt ganz dunkel um ihn wurde, denn der Chinese klebte den Umschlag zu. Als die Marken aufgeklebt waren, lief der Chinese schnell nach dem Flugplatz, wo der Flieger schon im Flugzeug saß hinter dem laufenden Propeller: „Hier ist noch ein Brief für zwei Kinder in Europa!" keuchte der Chinese.

„Eigentlich kommt er zu spät", meinte der Flieger. „Na, da es ein Brief für Kinder ist, will ich ihn noch mitnehmen." Und er legte den geplätteten Vater zu den anderen Briefen in den großen Sack.

Zu Hause saßen die beiden Kinder eines Abends gerade in der Badewanne, da kam ganz spät noch der Briefträger ins Haus gelaufen und sagte zur Mutter: „Hier ist ein Luftpostbrief aus Australien."

Schnell riß sie den Brief auf und fand den geplätteten Vater darin, der ihr wie ein komischer Hampelmann von den Händen hing. Aber sie erkannte ihn natürlich nicht. Sie sah wohl, daß da auf seinem Bauch etwas geschrieben

stand, aber das war chinesisch, und das konnte sie nicht lesen.

„Zeig mal", riefen die Kinder aus der Badewanne, denn der geplättete Vater sah ganz komisch aus.

„Ich glaube, es ist ein leerer Luftballon, den Vater uns schickt", rief Jan, der kleine Junge.

„Gib her, ich will ihn aufblasen", rief das Mädchen Elke, „wo ist denn sein Ventil?"

„Ach was", sagte die Mutter und war enttäuscht, weil nichts in dem Brief geschrieben stand. „Vater hat sich einen dummen Spaß gemacht, als er uns den alten Lappen schickte. Der ist ja scheußlich, ich will ihn gleich in den Badeofen stecken."

Da schrien beide Kinder: „Nein, ach bitte nein! Wir wollen mit ihm spielen." Sie zankten sich um ihn und hätten ihm fast Arme und Beine ausgerissen, und plumps, da lag der geplättete Vater in der Badewanne.

„Um Himmels willen!" riefen alle drei aus einem Mund. „Was ist denn das?"

Denn da schwoll und quoll es in der Badewanne und fing an sich zu bewegen und wurde immer größer, und wie die drei sich über den Rand der Badewanne beugten – denn die Kinder waren vor Schreck herausgesprungen – da hörten sie eine gepreßte Stimme stöhnen: „Da bin ich – guten Tag!"

„Vater, Vater!" riefen die Kinder und schlugen die Hände überm Kopf zusammen und tanzten im Badezimmer herum! Sie hatten die Stimme erkannt.

„Haltet ihm bloß den Kopf hoch, sonst ertrinkt er uns!" rief die Mutter, und nun drückten sie ganz vorsichtig ihre Schwämme aus über des Vaters Kopf, und er wurde rund und voll wie ein Autoreifen, den man aufpumpt, und mit einem Male kletterte er heraus aus der Badewanne, umarmte und küßte alle drei und rief: „Gott sei Dank, daß ich wieder bei euch zu Hause bin!"

Jorg schaute in seine Bücherkiste, enttäuscht, gelangweilt, beinahe abgestoßen. Er hatte gemeint, mit einer gut ausgewählten Bücherei könnte man jeden Grad an Einsamkeit ertragen. Das war nicht wahr. Außerdem waren seine Bücher schlecht gewählt. Er hatte mitgenommen, was er vor der Reise gerade hatte lesen wollen; zuviel moderne, zu wenig große Werke. Das Meer stellte nicht nur das Schiff und seine Menschen auf scharfe Proben, sondern auch die Bücher. Von den Modernen hielt fast keiner stand.

„Death in the Afternoon" – dieser Hemingway; früher hatte er ihn geliebt, jetzt erschien er geradezu erschrekkend. Ein Mensch mit einem Defekt. Ein impotentes Herz. Er tat nur noch so, als ob er lebte. Er schien zu schreiben, um sich zu betäuben, um sich darüber hinwegzutäuschen, daß er tot war. Darum war er so exakt und so endlos. Er wollte einen Gegenstand erschöpfend darstellen durch eine Fülle von Einzelheiten, und er hinterließ erschöpfte Leser. Talent ohne jede Genialität. Er erregte nicht Gefühl, sondern eine quälende Gefühlslosigkeit; der Mann war sehr bedrückend.

Huxley; ein Typ der neuen englischen Schule – geistvoll und flach. Er litt an jenem Taktsnobismus, der in England heute so häufig ist. Ein Taktprotz, ein Snob – sine nobilitate – ohne Adel. Trotzdem: „This brave new world" war ein großartiges, weitgespanntes Buch; es hatte Vision.

Es schien eine stillschweigende Abrede unter den modernen Schriftstellern zu geben: eine Abrede zu gegenseitiger Propaganda. Lob und Kritik fremder Bücher flocht man in die eigenen ein. Damit verlieh man einander gegenseitig Wichtigkeit. Man schuf sich ein Berufsmythos. Vor dem Gebäude der modernen Literatur stand der Leser wie vor einer Freimaurerloge: „Eintritt nur für Eingeweihte."

Der einzige Name, den die Modernen in ihren Gegenseitigkeitsgeschäften niemals nannten, war der von James Joyce; der Mann, von dem sie im Grunde alle abschrieben.

Das Weltreich der Literatur glich dem des späten Rom: eine unerhörte Höhe der Entwicklung und Verfall zugleich. Verfall beginnt ja immer schon lange vor dem Höhepunkt.

Wie fast alle hochgezüchteten Berufe, so war auch der des Schriftstellers spezialisiert. Man schuf nicht mehr um zu schaffen und kaum noch aus innerem Drang. Man richtete die Werke aus auf die Marktlage für Bücher, auf politische Strömungen, auf die Konkurrenz; man analysierte die Leserschaft und sich selbst. Man verhielt sich genau wie andere Industrielle auch; man verdinglichte die Welt. Aus den natürlichen Gaben entwickelte man die eine, ganz bestimmte Note, die Anklang fand, Erfolg versprach und beutete sie aus wie ein Bergwerk. Wer Glück hatte, besaß eine Goldgrube und verbesserte nur immer weiter die Technik seiner Förderung. Genau wie auf allen anderen Gebieten führte die Technik auch im Schrifttum zu großen Leistungen.

Immer persönlicher wurde der Stil. Es gab überhaupt kein gutes Buch der Modernen, das nicht seinen Autor zur Schau gestellt hätte.

Früher war man ärmer an Erleben aber reicher an Phantasie; man erfand Ereignisse und Gestalten. Heute tarnte man Wirklichkeit.

Dies war ein lesendes Zeitalter, eine fast allgemeine Flucht aus der Wirklichkeit war sein Kennzeichen. Immer mehr Menschen bezogen ihre Erlebnisse aus dem gedruckten Wort. Aber das Geschriebene war nach den Wünschen der Leser ausgerichtet. Es gab sich aus als Bild der Wirklichkeit; in Wahrheit aber brachte es Scheinwirklichkeit, fabrikmäßig hergestellte Träume, genau wie der Film.

Sehr seltsam: je höher die Zivilisation anstieg, desto weniger wurde sie von den Menschen vertragen. Menschliche Urinstinkte setzten sich zur Wehr; was im neunzehnten Jahrhundert Tugend gewesen war, wurde im zwanzigsten Laster. Die gleichen technischen Mittel, die dem Aufbau der Zivilisation gedient hatten, wirkten jetzt zu ihrer Zer-

störung. Eine allgemeine Flucht in Traumwelten hatte eingesetzt, und einer unerhörten Technik gelang das Umlügen von Wirklichkeit zu Traum. Die erfolgreichen Filme, die Zeitungen, die Zeitschriften, sie umschrieben die Instinkte der Masse so genau wie eine Gußform ein Gußstück umschreibt. Und die Masse Mensch gestaltete sie sich nach dem Bild, das die Traumfabrikanten sich von ihr machten.

Jorg suchte die Alten, wo immer er sie finden konnte an Bord der „Notre Dame". Er fand Goethe in englischer Übersetzung: „Die Kanonade von Valmy." Es mutete seltsam an, Goethe in einer fremden Sprache zu lesen, aber es war doch schön. So, als käme man aus der Großstadt in einen Wald: Ruhe, Stille, Ozon – man atmete ganz anders. Es gefiel Jorg, daß Goethe bei dieser Schlacht geritten war und daß er im Feuer gewesen war.

Wenn man die Modernen an solchem Maßstab maß, dann schien der nackte Kitsch noch immer besser zu ertragen als die anspruchsvolle Scheinkunst. Jorg las Wallace-Romane mit dem gleichen Gefühl, wie man sich einem Laster hingibt. Sie wirkten genau wie Schnaps: schwemmten den Menschen aus der Wirklichkeit und spülten ihn am Ende an die Küste einer geistigen Niederung. Wie jeder Rausch hinterließen sie eine deutliche Niedergeschlagenheit.

Ihre Spannung beruhte auf unglaublicher Verwirrung: sie wimmelten von Widersprüchen. Die menschlichen Figuren fesselten durch ihre völlige Charakterlosigkeit. Der Mangel an Charakter war notwendig zur Erhaltung der Spannung, denn jedes dieser menschlichen Gespenster mußte ja ein möglicher Verbrecher sein. Die grenzenlosen Freigebigkeiten, mit der der Autor seine Gespenster mit Geld ausstattete, war ein weiterer Reiz. Der ganze Wallace lag in einem Satz wie: „They reached the Café de Paris, which was crowded at that hour with the afternoon tea-people. – They found a quiet corner..."

Jorg erkannte, daß er von der Lesekrankheit befallen

war wie die meisten Menschen. Aber diese Erkenntnis half ihm nichts: er konnte sein Lesen ebensowenig einteilen wie seinen Whisky. – Bis eben eines Tages beide Betäubungsmittel erschöpft waren.

Die See ergraute; verschwunden war ihre blaue Tiefe. Sie bekam eine Haut wie Aluminium mit moosigem Grün vermengt. Eigentümliche braune Streifen zeigten sich; sie waren kein Wolkenreflex vom Himmel. Man segelte durch einige dieser Streifen hindurch, sie sahen fettig aus, waren mehrere Seemeilen lang und nur etwa hundert Meter breit. Die letzten Bi-de-Winders kamen außer Sicht, Quallen, die wie rosa Blüten auf den Wellen schwebten; unglaublich zart und gebrechlich. Sie wirkten auf dem Meer so unwahrscheinlich wie Veilchen in der Sahara. Die Passatsegel wurden gegen die Schwerwettersegel ausgewechselt; vorbei war die leichte und gefahrenlose Zeit, es gab wieder zu kämpfen für die „Notre Dame". Aus schweren Regenböen wurde am ersten Dezembertag ein Sturm, der „Notre Dame" zwei Tage lang in fliegender Fahrt südostwärts jagte. Mit Stetigkeit, fast ohne sich zu rühren, nur hart überliegend lief sie dreizehn Seemeilen in der Stunde; alles Tauwerk so straff, daß es klang. Oh, manchmal machte es krank, das ewige Sausen und Brausen, das breite Kochen an den Flanken, die nie endende Kielwasserfurche.

Es wurde kalt; nur noch achtzehn Grad. Jorg zog Strümpfe an; es mußte sein. Überall an Bord tauchten wieder die Wollsachen auf. Der Südostkurs trug „Notre Dame" jetzt nach der Südspitze von Afrika hinüber.

Gern hätte Andersson eine der Inseln auf diesem Kurs gesichtet, Tristan da Cunha oder Gough, um endlich den genauen Schiffsort zu bestimmen. Es traf sich aber, daß „Notre Dame" Tristan da Cunha in der Nacht passieren mußte; um nicht Gefahr zu laufen, hielt sich Andersson weit draußen, südlich und außer Sicht. Jorg dachte in dieser Nacht an ein langes, trauriges Gedicht von Cha-

misso: Salas y Gomez. Er hatte es auf der Schule auswendig gelernt. Salas y Gomez, der Inbegriff der Öde und der Einsamkeit war Tristan da Cunha; heute lebten nach dem Segelhandbuch dreihundert Menschen dort. Jorg liebte Chamisso, ein Mann, der den Aristokraten, den Dichter und den Weltreisenden in seiner Person vereinte – welche Seltenheit! Ein Mann, der um sein Deutschtum rang und endlich der Vater des Peter Schlemihl. Am schönsten aber war seine kindlich dichterische Phantasie. Von ihr stammte der phantastische Vorschlag den Walfisch zu zähmen. Die Dampfschiffe machten damals gerade ihre Kinderkrankheiten durch; es wimmelte von Kesselexplosionen. Nein, von ihnen hielt der Dichter nichts. Aber: hatte man nicht Elefanten gezähmt? Sollte es nicht möglich sein, auch den Elefanten unter den Meerestieren ins Geschirr zu spannen? Mit Luft gefüllte Blasen sollten den Wal am Untertauchen verhindern und als Lenker dachte er sich eine Art Kornak mit einem Stachelstock.

Jorg erzählte Andersson von diesem Vorschlag, und in heller Begeisterung malten sie sich den Plan näher aus. Nach den neuesten Messungen konnte ein großer Wal ungefähr tausend Pferdekräfte entwickeln. Ein Schiff von der Größe der „Notre Dame" würde als Dampfer ungefähr dreitausend Pferdekräfte gebrauchen für zwölf Seemeilen Geschwindigkeit.

„Also brauchen wir drei Wale", meinte Andersson.

„Nehmen wir besser vier. Vierspännig ist vornehm, es schirrt sich auch besser ein, und die Wale brauchen dann nicht die ganze Zeit mit Volldampf fahren."

„Aber wie sollen wir sie lenken?"

„Mit einem Stachelstock, wie Chamisso vorschlug."

Andersson gab zu bedenken, daß die Speckschicht eines Wals einen Schuh dick sei, da könnte wohl kein Stachel durchdringen.

„Vielleicht ginge es mit Revolverschüssen? So eine kleine Kugel würden sie wohl spüren wie ein Pferd die Zügel."

Nein, Andersson war für eine gütliche Lenkung: man

würde den Walen einen Hering vors Maul halten an einem langen Stock, und natürlich würden sie ihm nach in der gewünschten Richtung schwimmen.

„Aber selbst vier Wale können ‚Notre Dame' nicht ohne Ausruhen bis nach Australien ziehen, sie werden müde werden."

„Dann müssen wir sie auswechseln."

„Wie in der Postkutschenzeit: man hat schwimmende Relaisstationen auf dem Meer. Angeschirrte Wale werden dort Tag und Nacht in Bassins bereitgehalten."

Der erste Albatros umkreiste „Notre Dame"; lange Jahre hatte Jorg keinen mehr gesehen: Das erreicht der Mensch an Flugkunst nie, dachte er, verglichen mit dem Albatros fliegt selbst ein Adler mühsam und plump.

Am Abend hatte dieser erste schon einen Gefährten bekommen. Wie fanden sie sich, diese einsamen Vögel in der Unendlichkeit? – Am andern Morgen waren es sechs und am Abend dann schon ein Dutzend. Sie wurden vertraut, sie flogen schon dicht über dem Schiff, nie konnte man müde werden, ihnen zuzusehen, so wundervoll war ihr Flug. Bei Sturm flogen sie ganz langsam, die Stärke des Windes erlaubte ihnen in der Luft fast stillzustehen, reglos die Schwingen. Wenn sie vorwärtskommen wollten, gegen den Wind, gingen sie in steilem Gleitflug nieder, stemmten dann die Schwingen gegen den Wind, fuhren aufwärts wie entfesselte Gasballons, um gleich wieder im Gleitflug vorzustoßen. Ihre Schwimmfüße, waagerecht unterm Schwanz ausgestreckt und gefaltet, benutzten sie mit als Höhensteuer. Ihre Schwingen waren keine reine Wölbung; unmittelbar von vorn gesehen erkannte man in ihren flachen Bögen deutlich die Knotenpunkte der Gelenke wie bei Fledermausflügeln. Windstille schienen sie zu hassen; nur widerwillig erhoben sie sich dann in die Luft, weil sie nicht segeln konnten sondern rudern mußten. Ihr ganzer Rumpf zitterte wie ein Pudding, bei jedem Flügel-

schlag, so mächtig arbeiteten die Muskeln unter dem Federkleid.

Sie umkreisten das Schiff in seltsamer Ellipsenbahn. Sie kreuzten über dem Kielwasser wie eine Nadel über einer Naht. Sie flogen auf der Windseite an „Notre Dame“ entlang, nur wenig schneller als sie und nahe, ganz nahe. Von den Wanten aus hätte man nach ihnen greifen können.

Ihr gelbes Auge war kühn und ruhig auf die Menschen an Deck gerichtet; sie nutzten den Aufwind der Schiffswand aus, schwebten kaum sechs Fuß über der Höhe des Decks. Vor dem Bug ließen sie sich in sausendem Gleitflug nach Lee hinübertreiben, sie brauchten dann zwei oder drei Flügelschläge, um wieder nach achtern zu kommen. Bald kannten sie genau die Stunden nach den Mahlzeiten, wenn die Abfälle über Bord geworfen wurden. Niemals sah Jorg sie fischen, Lebendiges erjagen. Von Zeit zu Zeit ließen sie sich nieder, wenn etwas auf dem Wasser schwamm, vielleicht ein toter Fisch. Man mußte sie für Aasfresser halten, Geier der See.

Jorg studierte ihr Federkleid; sie waren alle verschieden an Zeichnung und an Farben. Er wollte wissen, ob es immer dieselben Vögel seien, die sich beim Schiff hielten. Es war so, aber wie war das möglich? Sie flogen ja nicht nachts. Verfolgten sie das Schiff nach ihrer Nachtruhe auf dem Meer und holten es ein? – Wie fanden sie es wieder, da es doch längst außer Sicht sein mußte selbst für das schärfste Vogelauge?

Neben den schwarzweiß gefleckten gab es auch schwarze Albatrosse. In der Sonne schimmerte ihr Gefieder wie die verwitterten Dachschindeln von Schwarzwaldhäusern, ein Glanz wie Seide lag darüber.

Albatrosse machten Rekordflüge, erzählte Andersson: Man hatte an der australischen Küste einen gefangen, der sechs Tage zuvor bei Südafrika markiert worden war. Das bedeutete eine Durchschnittsgeschwindigkeit von fünfzig Kilometern für die riesige Strecke, und kein Mensch konnte wissen, ob der Vogel nicht schon Tage vorher an-

gekommen war. Es gab Gelehrte, die behaupteten, Albatrosse könnten vierhundert Kilometer in der Stunde fliegen.

In einer Flaute, als „Notre Dame“ stillag, machte Barbarossa die Albatrosangel klar. Sie war seltsam, diese Angel für den einzigen Vogel der Welt, der sich mit Angeln fangen läßt. Sie bestand aus einem Dreieck aus Blechstreifen. An der Innenseite war das Blech scharf zugeschliffen wie eine Klinge, und die Basis des Dreiecks steckte in einem großen Stück Kork. Die fast zweihundert Meter lange Leine war an dem Kork befestigt.

Die Albatrosse schwammen im Kielwasser; zum erstenmal sah Jorg sie schwimmend nahe. Sehr häßlich sahen sie im Wasser aus, der Steiß höher ragend als der Kopf, ähnlich wie die Karavellen des Kolumbus mit ihrem hohen Achterkastell. Aber fabelhafte Schwimmer mußten sie sein, leicht wie Flaumfedern trieben sie auf dem Wasser, schwerelos über den Seegang sich hebend.

Die Angel wurde ausgeworfen, das scharfe Blech mit Speck belegt, fest umwickelt mit Segelgarn. Sofort erhoben ein paar Vögel sich in die Luft. Sie umkreisten die Angel und landeten dicht hinter ihr, die Schwimmfüße spreizend wie ein Reiter die Beine spreizt, wenn er sich in den Sattel schwingt. Wie nun die Angel langsam durchs Wasser zog, näherten sie sich ihr flügelschlagend und auf dem Wasser laufend. Barbarossa gab mehr Leine, damit die Angel auf der gleichen Stelle blieb. Der Kopf des nächsten Vogels schoß vor, der Schnabel schloß sich über dem Speck, und im gleichen Augenblick riß Barbarosse an der Schnur. Die scharfe Blechkante schnitt in den gekrümmten Schnabel des Vogels ein; er hing fest. Man hörte ein ärgerliches, rauhes Quarren, das Tier schlug heftig mit den Flügeln und stemmte die Schwimmfüße gegen den Zug, wasserpeitschend wie ein alter Raddampfer. Es half ihm nichts; nur um so fester saß die Angel, und Hand über Hand holte Barbarossa die Leine ein in langen Zügen. Jetzt hing der Vogel unterm Heck, und wie ein lebloses Bündel hob er

sich aus der Tiefe, ins Riesengroße wachsend. Koch und Steward, die herbeigelaufen waren, griffen über die Reling, packten ihn an den Flügeln und warfen ihn an Deck. Er zog die Schwingen über das harte Holz und faltete sie langsam. Seine Beine waren zu schwach, um ihn zu tragen, er kroch und schleifte mit dem Hinterleib über Deck, ein kläglicher Anblick. Die Angel fiel ihm aus dem Schnabel, langsam drehte er den Kopf hin und her. Es war ein wundervolles Tier, immer noch wirkte es gewaltig unter den Menschen, beinahe unnatürlich groß. Erstaunt, aber völlig furchtlos blickten seine Augen. Der lange, durchscheinende Schnabel, zart rosa, wundervoll im Schwung, hackte nach jedem, der sich näherte. Man packte ihn von hinten an den Flügelgelenken, die konnte er mit dem Schnabel nicht erreichen. Jorg fühlte sich tief bewegt, es gab ihm einen Stoß im Herzen, dies Geschöpf aus Sturm und Meer unter Menschen zu sehen, gescheitert, schuldlos-kläglich. Seine Schwingen, die man jetzt nach beiden Seiten ausbreitete, unglaublich lang und schmal, waren das Schönste an Bau, was er jemals an einem Tier gesehen hatte; unsagbar elegant, mit einer prachtvollen Mechanik von Knochen und Gelenken. Sonderbarerweise leistete er mit den Schwingen überhaupt keinen Widerstand. Die hellrosa Nüstern, weit geöffnet, erinnerten an einen Araberhengst. Barbarossa griff ihm in das Rumpfgefieder, und die ganze großmächtige Hand des Steuermanns versank in dem tiefen, warmen Flaum; er könne gar nicht bis auf den Grund kommen, sagte Barbarossa. Man maß den Vogel – fast drei Meter betrug seine Spannweite. Man hob ihn auf und schätzte sein Gewicht auf etwa fünfzehn Pfund; den weichen Füßen nach war es ein junges Tier.

Jorg hatte gefürchtet, sie würden ihn quälen oder töten, aber die Jungens bewunderten ihn nur und spielten mit ihm, große gutartige Kinder, die sie waren. In ihnen lebte etwas von dem alten Glauben, daß in diesen Vögeln die Seelen ertrunkener Seeleute verkörpert seien. – Mit einer Gebärde: „Nun ist es genug", hob Barbarossa den Alba-

tros und warf ihn mit Schwung über die Reling. Er breitete im Sturz die Schwingen, konnte aber nicht schnell genug Wind unter sie bekommen und fiel mit Wucht ins Meer. Sehr komisch und sehr würdelos sah das aus, wie er platschend eintauchte, die Füße nach oben gestreckt. Auftauchend schüttelte er sich wie ein nasser Hund und schwamm ohne Aufregung zu seinen Gefährten. Sie umringten ihn, ein großes Gequarre und Gekakele hub an, als ob sie ihn ausfragten: „Na, was war denn das? – Unerhört; sollte man's für möglich halten! – Erzähl mal ..." – Sicher hatte er eine große Geschichte zu berichten.

Es war Sonnenuntergang, und Jorg beobachtete das Eigentümliche, daß Albatrosse wie Menschen von der Sonne geblendet werden. Gegen die Sonne fliegend, stieß einer von ihnen gegen die Logleine an. Er verfing sich mit den Schwingen, stürzte vornüber, kam dabei frei von der Leine und fiel, die Füße voraus, ins Meer.

In mächtigen Bergen aus flüssigem Silber lief die Dünung hinter „Notre Dame"; als schwarze, schmale Sicheln glitten die Albatrosse über die Silbermasse in pfeilschnellem Flug.

„Heute nacht haben die Kinder zu Hause ihre Strümpfe vor die Tür gelegt für den Knecht Ruprecht", sagte Jorg. Es war der erste Advent.

„Notre Dame" hielt sich an diesem Tage sehr aufrecht, kaum geneigt von dem fast achterlichen nördlichen Wind. So reglos, so gerade standen ihre Masten, daß Jorg an einen Wald von schönen Edeltannen erinnert war, an einem stillen Wintertag, die Zweige niedergebogen von den Lasten des Schnees. Eigentümlich versunken liefen die Jungens heute umher; in ihren Gesichtern konnte man lesen, wie sie an die Heimat dachten. Es war ja nicht lange her, da hatten sie selbst noch ihre Strümpfe vor die Tür gehängt. Jeder Laut an Bord erschien gedämpft. Adventstage sah Jorg vor sich mit unerhörter Deutlichkeit.

Da war ein Morgen – dunkelrot hing die Sonne überm Moor, unheimlich groß und wie gebannt; sie wollte nicht steigen. Überirdisch schimmerte der erste Rauhreif im Zwergenwald der Kiefern und der Birken, Eisnadeln, Millionen, leuchtende. Alles Astwerk war wie in gläserne Mäntel gehüllt. Welke Blätter in Kupfer und Gold sanken erfroren durch die stille Luft zu Boden, erstorbene Schmetterlinge. An den laubkahlen Obstbäumen im Garten hingen noch ein paar Äpfel; sie wirkten wie aufgehängt an einem Weihnachtsbaum. Mit tiefer Zufriedenheit sah man die Strohmatte über dem Treibbeetfenster, den Schutzwall des Tannenreisigs über den herabgebogenen Rosenstämmen. Welk hingen ein paar letzte Blüten; der Grünkohl schien sich üppiger zu krausen, stolz und lässig hingen seine Wedel.

Gefrorener Torf des Bodens gab dumpfen Widerhall. In den Radfurchen knirschte unterm Schritt das dünne Eis, geadert über weißen Luftblasen. Kleine Vögel fuhren hoch aus welken Büscheln Wintergras mit schwirrendem Flug, laut in der großen Stille. Ein Hase fuhr aus seinem Lager und sauste gestreckt mit angelegten Löffeln in die Weite – durchs Eis dünn zugefrorener Pfützen brach er, wasserspritzend, jagte weiter, verdoppelte die Geschwindigkeit, entsetzt über so bösen Zufall. Still stand der Mann und sah ihm nach mit einem stillen Lächeln. Wie weit die Landschaft war. Harz rieb er zwischen seinen Händen, blätternde, bittersüße Birkenrinde kostete er. –

Er holte Fichtenzweige, und Helen machte den Adventskranz. Der Boden der Stube lag voll von winzigen Zweiglein; „klipp – klipp – klipp“ machte die Schere; die Kinder sammelten die Sprossen auf. Jorg wand einen Reif aus Weidenzweigen, und die Sträuße der Sprossen schlossen sich dicht an dicht mit Bindegarn umwunden zum Kreis. Was für eine Menge Zweige man doch brauchte, ganze Arme voll; Frost saß in ihren Nadeln, Harz quoll und süßer Weihnachtsduft. Von unten wurden Nägel in die roten Kerzen eingebohrt.

In der Dämmerung zogen die Dorfkinder durchs Moor; jedes mit seiner kleinen Papierlaterne vors Gesicht gehalten, die Augen gebannt auf das warme, schwankende kleine Licht. Sie sangen das Laternenlied. Als allerletzter stolperte der kleine Jan – drei Jahre – so winzig, so stolz. Und mit ein bißchen Furcht vor böser Dunkelheit im Nacken, da, wo die Nebel zogen im Moor.

Abends hing der Kranz, und seine erste Kerze brannte, sie allein, einziges Licht neben der Glut des Ofens. Draußen blaue, dunstig-helle Winternacht – die stille Nacht, die heilige Nacht. Die Kinder sangen mit ihren scheuen, kleinen Stimmchen, und das Licht der Kerze fiel in ihre offenen Münder, schien durch ihre Wangen, so zart, so rot.

Hatten sie heuer wohl wieder so einen Kranz gemacht? Ihm war, als hörte er das Rascheln der Kinderhände in dem Strohkorb zwischen Nüssen und harten, kleinen, bitteren Pfefferkuchen, die aussahen, wie mit Schnee bestreut. Himmel! War das denn wieder gutzumachen, wieder einzuholen, dieser Verlust an Leben mit den Kindern? Die Ohren klangen ihm, genau wie das Summen von Telegraphenstangen klingt im Frost; sie dachten an ihn zu Hause, oh, sie dachten an ihn. Vielleicht beteten die Kinder für ihn, wenn sie schlafen gingen; Kindergebete vermochten ja soviel. Wie konnte es ihm schlecht gehen, da ihn seine Kinder liebten.

Der Mond ging an diesem Tag so blutig auf, so ganz und gar verzerrt. Diesen Mond würde auch Helen sehen. Sie hat die Kinder zu Bett gebracht, hat eine Jacke übergeworfen, und nun geht sie hinaus. Sie zieht die Schultern zusammen, sie friert. So einsam ist sie in der weiten, kalten Nacht. Auf den Bergen schimmert in eisigem Glitzern der erste Schnee. Der Winter kommt, und sie ist allein. Sie glaubt mich in Gefahr, sie bangt, daß ich nicht wiederkommen werde. Sie weint.

Ein kleines, verlassenes Menschenkind.

– So dachte Jorg. In dieser Nacht fuhr er aus dem

Schlaf, verwirrt, wild, tränenüberströmt nach einem schlimmen Traum.

Da Tristan da Cunha nicht gesichtet worden war, beschloß Andersson, wenn möglich, die Insel Gough, zweihundertunddreißig Meilen südöstlich von Tristan, anzusteuern. Nordwind braute Nebel zusammen in der klammen Kälte des vierzigsten Breitengrads; die Segel troffen, den ganzen Tag ging ein Ausguck auf der Back. Der Steuermann der Wache stand an der Verschanzung, Nebeltropfen im Bart, Nebeltropfen in den Brauen, lauschte er nach Brandungsgeräusch; ein regloser Mann.

Jorg war von einer abergläubigen Sorge erfüllt; es war nicht angenehm, Gough so nahe zu wissen, denn es hatte mit ihm und Gough eine besondere Bewandtnis.

Vor einem Jahr, in einer verzweifelten Verfassung, bereit zu allem, erreichte ihn der Brief eines Unbekannten: „Europa sei vom Untergang bedroht. Ob neuer Weltkrieg oder nicht: in seiner furchtbaren Enge, in seiner Unterdrückung der Persönlichkeit müsse die nordische Rasse entarten und zugrunde gehen. – Höchste Zeit, das alles zu verlassen. Aber nicht nach einer der so verdammt seligen Inseln der Südsee gälte es auszuwandern: Nein, in ein rauheres, härteres Klima, denn die nordische Rasse wachse am Widerstand. Alles fruchtbare Land im Netz des Weltverkehrs sei entweder schon ausgebeutet oder zur Ausbeutung durch Kapitalismus und Zivilisation verdammt. Es gäbe nur einen Ort noch auf der Welt, der zu entlegen und zu arm sei, um von der Zivilisation verheert zu werden: die Insel Gough. Da sei Raum, für einige Auserwählte ein neues Leben aufzubauen, eine neue bessere Menschenrasse zu begründen."

Eine Beschreibung der Insel nach dem „Africa pilot" von 1922 war beigelegt: acht Meilen lang, vier Meilen breit wuchs Gough auf dem zehnten Längengrad aus dem Meer mit schroffen Felsklippen. Berge im Innern waren fünfzehnhundert Meter hoch. Im Osten ergoß sich ein Wildbach ins Meer. Sein Tal war grün; da wuchsen

Gräser, Farne, Moose und kleine verkrüppelte Bäume. Es gab Seevögel im Überfluß.

„Kartoffeln, Hafer, Roggen, einige harte Gemüse müßten schon wachsen“, schrieb Steffen, der Unbekannte. Er sei Siedler in der Elbniederung; er habe sich seine Siedlung selbst aufgebaut aus dem Nichts; auch das Haus dazu. Er traue sich zu, auch dieser Insel das Brot abzuringen. Das Beste an ihr sei, daß sie niemandem gehöre. Die Flagge keines Staates wehe über ihr, kein Mensch wohne dort. Saatgut, Wäsche und Gerät müßte man mitnehmen, etwas Vorrat für die ersten Jahre und natürlich: die Frau. Die richtige Frau, mit der ein überlegenes Geschlecht sich zeugen lasse.

Es war ein aufwühlender Brief. Er packte Jorg durch seinen Wagemut, durch seine Männlichkeit. Steffen war kein Phantast; er war ein Pionier, der bereits eine Leistung aufzuweisen hatte, ein Mann von Können, bereit, alles einzusetzen, was er besaß, kein Besitzloser, der Hilfe suchte, nur ein Einsamer, der nach Gemeinschaft rang. Der mußte schon ein Kerl sein, der das alles auf sich laden wollte: die Last der Einsamkeit, die Feindschaft der wilden, arktischen Natur.

Jorg antwortete Steffen, er wollte diesen Menschen näher kennenlernen. Warum nicht nach Gough? – War nicht alles besser als Europa? – Aber er schilderte Steffen das antarktische Klima, wie er es kennengelernt hatte. Vierzig Grad Breite bedeutete auf der südlichen Erdhalbkugel etwa dasselbe wie sechzig Grad Breite auf der nördlichen. Gough besaß keinen geeigneten Hafen. Wie sollten Vieh und Vorrat dort gelandet werden? Allein die Expedition dorthin mußte ungeheuer kostspielig sein. Was sollte geschehen, wenn die Kinder heranwuchsen? Sollte man sie ohne die Entwicklungsmöglichkeiten der Zivilisation belassen, war das zu verantworten?

Steffen antwortete mit hellem Feuer: „Alle Klimabeschreibungen von Gough seien bösartig entstellt von den Entdeckern, die die Insel für sich selbst hätten beschlag-

nahmen wollen." Man müßte mit einem eigenen Schiff nach Gough segeln, die Siedler müßten Mannschaft sein. Seiten und Seiten schrieb er; über klimaharte Saaten, über Dünger, Drainage, Hausbau; fünf Jahre lang hatte er gearbeitet und geträumt an seinem Plan. Kernfrage und größte Schwierigkeit – ja, darin hatte er ganz recht – sei die Frau.

Besaß Steffen diese Frau?

Nein, er hatte sie nicht, das war seine Tragik!

Wie sonderbar; Jorg hatte sein Bild gesehen, ein glänzend aussehender, fast riesenhafter Kerl war dieser Steffen, achtundzwanzig Jahre alt. Der mußte doch so viele Mädchen haben, wie er nur wollte.

Ein Traummädchen besaß er, die Frau der Urzeit, und er hatte sich so stark in sie hineingeträumt, daß von den wirklichen Mädchen ihm keine als Mutter seiner Kinder möglich schien. Er hatte jahrelang gesucht und suchte weiter, aber das Traumweib fand er nicht. Seine Suche war so einfach, so unerhört gradlinig, daß sie die Mädchen ängstigen mußte.

Um den Ring seiner Einsamkeit zu sprengen, schrieb er seinen Auswanderungsplan nieder und fügte ihm hinzu einen Heiratsantrag. – „An alle, die es anging." –

Dies Manuskript, vervielfältigt, verschickte er an Stellen, die er für geeignet hielt: „Es gibt Kolonialschulen in Deutschland", so hatte er sich überlegt, „in diesen Schulen lernen Mädchen von einer Art, wie sie für meine Insel passen würde. Unter diesen Mädchen steckt vielleicht meine Frau."

Da er aber keine der Mädchen auch nur mit Namen kannte, blieb ihm nichts anderes übrig, als den Heiratsantrag an die Schulleitung zu schicken. Er bat um freundliche Verteilung.

Steffen bekam sein Bündel postwendend zurück. Er war entsetzlich enttäuscht, es war ihm so todernst damit gewesen.

„Jetzt geht es endlich los! Ich verkaufe meine Siedlung.

Ich habe eine ganze Familie gefunden mit sieben Kindern, die mit mir auswandern will. Sie haben etwas Kapital; wir werden einen alten Fischdampfer kaufen..." So schrieb Steffen begeistert im nächsten Brief.

Und vierzehn Tage später: „Furchtbares ist mir geschehen, ich habe sie gesehen. Hier sind sie..." Er schickte ein Gruppenbild. Vater saß am Steuer des Kleinautos, im Mund die Sonntagszigarre, und hinter ihm baute sich rätselhaft zusammengestampft die ganze Familie auf wie in einer rollenden Theaterloge. Zusammengestampft auch die Gesichter, vermanschte Rasse, hoffnungsloses Spießertum, das nach der Pensionierung an Karl May geraten war. Sie hatten sich bereits verzankt mit Steffen. Auf Grund ihrer Kopfzahl erhob die Familie Anspruch auf Alleinbesitz des fruchtbaren Tals auf Gough; für Steffen blieb nur so viel nackter Felsen, um sich von dort ins Meer zu stürzen.

Jorg, auftauchend aus der Tiefe einer scharfen Krise, hatte Steffen abgeschrieben. Das war, als er den Plan faßte, an Bord der „Notre Dame" zu gehen.

War es nicht seltsam, wie das Schicksal spielte: Steffen, der Mann, der um tausend Jahre zu spät geboren war, der Mann, dem die Sehnsucht nach seinem Gough fünf Jahre lang im Herzen saß, der war zurückgeblieben in der Elbniederung auf seiner engen Scholle. Und Jorg, der nicht nach Gough gewollt hatte, der stand jetzt, in den Nebel starrend, lauschend, mit klopfendem Herzen auf die Brandung um Gough, der einsamsten Insel der Welt. Himmel, dachte er, das Schicksal hat eine so verdammt dramatische Begabung. Wenn „Notre Dame" hier scheitern würde – unmöglich wäre das nicht bei unserem ungewissen Schiffsort und im Nebel – das würde eine Ironie sein, wie das Schicksal sie liebt: Der Mann, der auf die einsame Insel will, kommt nicht zu ihr; der andere, der nicht will, wird auf sie verschlagen. Er malte sich aus, wie es wäre, stünde jetzt Steffen neben ihm. Und hinter ihnen die Frauen, das Saatgut, das Vieh, das Werkzeug; alles

klar zum Landen auf diesem Fels im kalten Nebelmeer. Würde man das Leben dort ertragen, würde man etwas Neues, Gutes aufbauen können? – Der Südwester troff, klamm staken die Füße in den Seestiefeln. Er schüttelte sich, daß die Tropfen vom Ölmantel sprühten.

Aus dem Kartenhaus kam Andersson. Er trat zu Barbarossa und befahl, den Kurs zu ändern, südlicher. „Es hat bei diesem Nebel keinen Sinn, Gough zu sichten. Wir können nichts beobachten, weder Sonne noch Sterne, ohne das können wir die Chronometer doch nicht kontrollieren. Solange der Wind aus Norden steht, bleibt auch der Nebel."

Spätabends, als Gough so gut wie sicher achteraus gesackt war, atmete Jorg auf. „Man hätte eine gute Kurzgeschichte daraus schreiben können", murmelte er. „Aber man hätte sie nicht abschicken können."

Im Laderaum suchte Jorg sich Werkstoff. Der Schein der Taschenlampe tanzte vor ihm her, über rostbraune Stahlplatten, haftend an Stauholzhaufen, eintauchend in die Spalten von Gerümpel, ein tastender, schnüffelnder Rüssel von Licht.

Es wurde Zeit an Weihnachtsarbeiten heranzugehen. Er würde sie nicht schicken können, und doch war es, als drängte ihn die Weihnachtszeit zum Schenken. Konnte man denn an die Kinder denken, ohne etwas für sie zu schaffen? Was er ihnen bauen würde, das wußte er noch nicht; man mußte sich vom Werkstoff leiten lassen.

Er fand etwas Wunderschönes. Eine alte Mastspitze von „Notre Dame". Die Masten selbst waren ja Stahl, aber die oberste Spitze war Holz; wie ein Korken im Flaschenhals war sie als Abschluß aufgesetzt. Sie war immer noch ein stattlicher Baum, an dem ein Mann zu schleppen hatte. Sie war aus bestem, harzreichem Tannenholz, nur dort, wo das Stahlrohr sie umschloß, war sie zersetzt von Trockenfäule, blaugrau und brüchig wie Schie-

fer. Dreißig Jahre lang war sie hoch im Himmel über „Notre Dame“ gesegelt, bis ein Kap-Hoorn-Sturm ihre morsche Stelle brach.

Jorg schleppte sie in den dämmernden Schacht von Tageslicht unter der Einstiegluke. Er wußte sofort: ein Schiff steckte in dem Stück Holz, das Modell eines Schiffs wie „Notre Dame“. Nicht ein Museumsstück, ein breites, sicheres Stück für Kinder, fest und stark zum Schwimmen, zum Segeln. Er lieh vom Zimmermann eine Säge und begann das Mittelstück des Baumes herauszuschneiden. Die vielen Schichten alter Farbe waren eisenhart; mit dem Beil sprengte er sie los, dann aber nahm das Holz wunderbar fügsam das Gebiß der Säge auf. Die Maserung folgte genau dem Schaft mit ihren konzentrischen Ringen. Wie sorgsam hatten die Zimmerleute einst ihr Holz gewählt. Was hatte es nicht alles erlebt an Sturm, Gewitter, Hagel, Möwenschrei und Tropensonne. Wie sehr im Himmel hatte es gelebt, in welche Fernen geblickt. Etwas von der Seele des alten Schiffes mußte in ihm sein. Es war schön, den Kindern das zu geben, es zu verschmelzen mit dem, was man selbst hineinzustecken hatte an Arbeit und Gefühl. Die Kinder würden es spüren, darin war er sicher.

Mit dem Beil hieb er, noch unten im Raum, die rohe Form heraus; die Schläge hallten durch den weiten düsteren Dom.

Der übriggebliebene Stumpf hatte vom Schnitt der Säge mit einemmal Gesicht bekommen. Er schaute Jorg so wunderlich lebendig an, und wie er ihn zwischen seinen Händen drehte, fühlte er den Trieb, auch dieses Holzes Form zu werden. Kein Zweifel, in ihm saß eine Gestalt, die sich befreien wollte. War es nicht der Klabautermann?

Die Taschenlampe durchirrte den gedrängten Wirrwarr der Stauhölzer, saugte sich fest an Kiefernästen, gelbrindig, knorrig, krumm. – Das waren die Arme des Klabautermanns; kein Zweifel. Der gespaltene Pockholzblock, von Tauen zerwetzt und blankpoliert, gab wohl die Beine her. – Weiter: lederner Besatz von der Unterkante eines

Großsegels, verschlissen, aber immer noch stark wie ein Treibriemen – das gab Gelenke, Schuhe, Hut und Kleidung für den Klabautermann.

Wie wunderbar sich eins zum anderen fügte, sie wärmten das Herz, diese Pläne. Wieviel es mit einemmal zu tun gab!

Jorg wickelte das Holz für das Schiff und die Hölzer für den Klabautermann in Fetzen alter Segel, schlang eine Leine darum und heißte das Bündel nach der Einstiegluke auf. Ihm war, als hätte er sich einen Schatz ergraben. Aber die Schatzsuche war noch nicht zu Ende: zum zweitenmal kletterte er in den Raum. Man mußte die Gelegenheit nutzen, solange schönes Wetter war. Bei schwerem Wetter wurden die Luken vermacht, geschalkt und festgelascht.

Matten aus gespaltenem Bambusrohr lagerten im untersten Raum. Sie waren mit Rotangfasern geflochten; mannshoch waren die einzelnen Stäbe. Man konnte sie fast im Halbkreis biegen, ohne sie zu zerbrechen. Unter dem Messer spalteten sie glatt und leicht, fast wie durch Zauberei. Was steckte in diesen Latten?

Aus den Tiefen der Kindheit stieg eine Erinnerung herauf: Einmal hatte er solche Stäbe sich gewünscht mit einer Inbrunst wie seither wenig Dinge. Das war, als er sein erstes Flugzeug baute. Er sah es vor sich, das ungeschickte Ding aus Bindfäden und Blumenstäben, die wie Zunder brachen. Er nickte vor sich hin: „Ein Flugzeug wollen wir bauen, mein Junge; ein ganz großes Flugzeug, mit dem ein kleiner Junge beinahe fliegen kann." In seiner Einsamkeit hatte er sich an das Selbstgespräch gewöhnt. Er band ein Lattenbündel zusammen, seilte es auf: Weiter!

Über die Sandhügel des Ballasts kroch er, die Lampe zwischen den Zähnen, Brausen ringsum, Sausen, schwarze, dumpfe Dunkelheit. „So mag Robinson im Wrack seines Schiffs geirrt sein; auch ihm war unheimlich zumute, als er die Seekisten der ertrunkenen Kameraden aufbrach."

In den Winkeln der Spanten fand Jorg kleine Haufen Weizen, aus geplatzten Säcken gequollen während der

letzten Australienfahrt. Er kostete die Körner; sie waren steinhart, aber sie mundeten gut, ein erdhafter, erfrischender Geschmack. Er stopfte sich die Taschen voll; einen Haufen von etwa zehn Pfund band er in Sacktuch. Die Zipfel davon zwischen den Zähnen, den Sack über die Schulter geworfen, erklomm er die eiserne Leiter: Der Weizen hatte ihn auf eine Idee gebracht – Bier wollte er brauen.

Wie oft hatte er in den Tropen sich einen bayrischen Bräukeller ausgedacht. Kühles Gewölbe, Kellerluft, säuerlich-sauberer Bräuhausduft. Maßkrüge, großmächtig, schwer in der Faust, abgrundtief und voll bis zum Rand mit dem tiefdunklen, sahnigen, milden und wilden Bier. Mit diesem urigen, schweren Naß, aus dem der Herrgott eine ganze Welt hätte schöpfen können und möglicherweise eine bessere Welt. Die Leute in diesen Kellern, wenn sie – die Augäpfel leicht ringsherum im Kreise rollend – die Nasen in die Krüge senkten, die wußten ja gar nicht, wie gut sie es hatten.

Bierbrauen; wie machte man das? In dem Werk über Völkerkunde waren verschiedene Verfahren primitiver Völker beschrieben. Die meisten zeichneten sich aus durch gelehrte Unverständlichkeit; das Rezept, nach dem die Tscherkessen ihren Met bereiteten, war noch das deutlichste. Allerdings: der Hopfen fehlte. – Aber der Koch besaß Lorbeerblätter; vielleicht konnten die an Stelle des Hopfens treten? Jorg hoffte auf ein Wunder. Er mußte sofort mit Brauen anfangen. In zwei Holzpützen setzte er den Weizen mit Wasser an, damit er quoll und keimte, zwei Tage lang.

In diesen zwei Tagen schnitzte er, nur mit dem Taschenmesser, den Rumpf des Schiffes. Auf einem kleinen Schemel hockte er unter dem Hochdeck, der Wind wirbelte die Splitter, die von der Klinge sprangen; in der dicken Wolle des Isländers setzten sie sich fest, Jorg sah aus, als sei er selbst aus Holz geschnitzt. Der Horngriff des Messers preßte Blasen in die Haut zwischen Daumen

und Zeigefinger. In Abständen spie Jorg auf den Abziehstein, der zwischen seinen Füßen lag, und schliff die Klinge nach; sie lockerte sich schon im Griff, dies wetterharte Holz war fast zuviel für sie. Breit, derb und standfest formte er den Rumpf, trotzdem wurde er nicht plump, an Bug und Heck war er recht scharf geschnitten. Die Übergänge und die feinen Hohlwölbungen waren am schwersten herauszubekommen. Nur mit ganz leichten Schnitten konnte da nachgeholfen werden. Die Maserung des Blocks war so ebenmäßig, daß man an ihr genau verfolgen konnte, ob eine Seite wie die andere war; sie half soviel wie ein Bauriß. Das Schiff bekam einen kräftigen Sprung, Bug und Heck waren gut hochgezogen; man wünschte sich ja gute See-Eigenschaften. Barbarossa ließ sich manchmal an Jorgs Seite nieder, dann behauptete Jorg, die ganze Sache mit dem Schiff sei nur ein Scherz. Aber Barbarossa war nicht zu täuschen. Todernst nahm er den Rumpf in seine großen Hände, hielt ihn wie ein Gewehr vors Auge. Mit großer Sicherheit legte er dann seine Bernhardinertatze auf die Stelle, wo etwas nicht stimmte mit der Linienführung. – Barbarossa hatte immer recht, das war das Peinliche.

Am zweiten Tag brachte der Zimmermann Jorg einen feingeschliffenen Stechbeitel und einen Hammer. Er brauche sie nicht nach Feierabend, versicherte er. Jorg jubelte. Das neue Werkzeug fuhr seidig und weich ins Holz, glatte, polierte Schnittflächen hinterließ es; man konnte jede Höhlung, jede Hohlkehle damit herausarbeiten. Jetzt war es möglich, den Rumpf innen auszuhöhlen. Zeit, die so sehr gelastet hatte, begann einen sausenden Flug. Wie früh es Nacht wurde in dieser Gegend!

Ein Jammer war es, daß man Jensen, dem Zimmermann, so weh tun mußte, ein schlechter Lohn für seine Freundlichkeit. Er hatte Zahnschmerzen, lief schon seit Wochen mit einem Wolltuch um die Backe herum und sah mit seinem wirren Schopf wie ein betrübter Pudel aus. Die „Zahntropfen“, die man ihm durch ein Glasröhrchen

auf den kranken Zahn träufelte, halfen nichts, nicht mal der Zucker, in Whisky getaucht, den Jorg ihm in die Backentasche steckte. Man mußte ernst machen mit dem Ziehen. Eine Zange dafür gab es nicht an Bord. Als der Entschluß gefaßt war, wanderten Jorg und Andersson auf dem Schiff umher und suchten alle Zangen zusammen, die es gab. Barbarossa und Alf, der Segelmacher, der Motorschörterer und der Zimmermann selbst lieferten die Waffen ab. Es war ein ziemlich furchtbares Arsenal, das da auf dem Kajütetisch ausgebreitet war, etwa zwanzig Zangen insgesamt. Die meisten waren so groß, daß sie sich gar nicht in Jensens Mund einführen ließen. Mit einer Rohrzange des Motorschörterers konnte man immerhin eine Ecke des kranken Zahnes umgreifen, aber der Griff war schlecht. Mit einer Feile rauhte der Motorschörterer die Backen der Zange auf. Jensen saß dabei, etwas bleich. „Ich habe Angst", sagte er, blank und offen wie ein Kind. Jorg nickte: er hatte auch Angst. Vor dem Ziehen.

Mit komischer und übertriebener Höflichkeit wollten sich Jorg und Andersson jeder dem anderen beim Ziehen den Vortritt lassen. Sie vollführten die einladendsten Handbewegungen: zwei Herren, die gleichzeitig eine unangenehme Tür durchschreiten wollen. Endlich war es Jorg, der mit dem plumpen Instrument über das entzündete Zahnfleisch tastete. Die Zange war so groß, daß man nicht sehen konnte, welchen Zahn sie griff; Jorg ließ sich von Jensens Stöhnen und Lallen leiten: wo es am wehesten tat, da mußte es wohl am richtigsten sein. Andersson preßte den Jungen mit den Schraubstöcken seiner Hände im Drehstuhl fest, Jorg warf einen verzweifelten Blick zum Skylight, und als vom Himmel keine Hilfe kam, packte er zu. Der Zahn tat einen kleinen Ruck, biß sich dann aber fest, und Jensen stöhnte; Blutfäden liefen ihm über die geschwollenen Lippen. Es half nichts, es mußte noch einmal sein. Diesmal zerbarst der Zahn mit einem Krach, verblüfft hielt Jorg die geschlossene Zange in der Hand. Jensen spuckte wimmernd Zahnstücke aus mit alten

Plomben vermischt. Der Zahn war bis zum Zahnfleisch abgebrochen, weiteren Zugriffen entzogen. Andersson schlug einen Korkenzieher vor. Jensen verstand so viel Englisch, daß er bei diesem Wort zusammensackte, schlaff und grün. Auch Jorg war sichtlich mitgenommen. Man beschloß, der Natur ihren Lauf zu lassen. Jensen wurde mit einem Morphiumpulver zur Koje geschickt. Am Abend erschien er in der Kajüte, strahlend: Er habe keine Spur von Zahnweh mehr, bloß Kopfschmerzen. Tatsächlich war er befreit. Der zerkrachte Zahn hatte der Entzündung Luft geschaffen. Der Mann war ganz vom Fleisch gefallen durch die wochenlange Qual.

Der Weizen quoll, sog alles Wasser auf und füllte die Holzpützen bis zum Rand. Am dritten Tag breitete ihn Jorg auf ein altes Segel aus zum Trocknen, Stärke floß weiß aus den Körnern; von Keimen war nichts zu entdecken. Nach tscherkessischem Vorbild mußte er jetzt gestampft werden. Jorg tat ihn in eine leere Whiskykiste und holte eine Handspake. Mit dumpfem Ton fuhr der schwere Stampfer in die weiche Masse. Zerquetschte Weizenkörner hingen sich an das Holz, dämpften die Wucht, mit der es niederfuhr, machten es schwerer und schwerer, so wie nasser Lehm sich dick und zähe um die Schuhe legt. Immer wieder mußte er den Brei abstreifen, den Weizen neu durcheinanderrütteln. Schweiß tropfte in die Kiste, es kümmerte Jorg nicht; vielleicht gehörte auch das zu den Geheimnissen der Braukunst. Er stampfte und wütete einen ganzen Vormittag. Barbarossa, mit lässiger Eleganz über die Reling des Hochdecks geneigt, sah vornehm zu von oben, in einer Haltung, wie sie Yachtkapitäne in Modeheften an sich haben. Jorg riß sich Splitter, fluchte und schwor, daß Barbarossa zu Weihnachten kein Bier mittrinken würde. Das schien ihm aber gar nichts auszumachen.

Am Abend wurde der Koch gebeten, ein gutes Feuer

aufzuschüren; der gestampfte Weizen kam in den großen Suppenkessel, man füllte Wasser auf und ließ ihn kochen. Mehrmals in der Nacht stand Jorg auf, schürte nach und rührte im Kessel; viel Spreu trieb an der Oberfläche, es roch kräftig und angenehm, ungefähr wie Haferflocken.

Am Morgen ließ Jorg bei starkem Seegang mit großen Schwierigkeiten die Brühe durch ein Haarsieb laufen, wobei viel daneben ging. Genau wie Schleimsuppe sah sie aus. Es war ärgerlich, wenn alle Augenblicke ein anderer von den Jungens sich daneben stellte: „So, das ist also das Bier? – Wie interessant. Solches Bier habe ich noch gar nie gesehen." Der Rest, ein dicker Brei, den Jorg mit vollen Händen immer von neuem aus dem Sieb ausschöpfte, enthielt noch immer zuviel von dem guten Saft. Jorg wickelte das Zeug in ein Tuch und trieb durch Stampfen dicke Mehlsuppe durch die Gewebeporen; das vermehrte das Bier.

Er füllte wieder zwei Holzpützen, zur Hälfte nur, damit sie im Seegang nicht überschwappten. Nun kam das Wichtigste: die Gärung. Je eine Handvoll Hefe warf er in die Eimer, Bierhefe, die er als Anti-Skorbutmittel mit sich führte, und je ein Bündel Flaschenstroh. So hielten es die Tscherkessen. Die Pützen wurden nun mit Segeltuch in mehreren Schichten zugedeckt und fest umwunden, dann schleppte Jorg sie auf das Dach des Kartenhauses, wo die Feuereimer standen. Dort ruhten sie sicher vor Spritzern und fest in hölzernen Halteringen.

„Wie soll das Schiff denn heißen?" fragte Alf, als Jorg etwas Holzkohlenteer von ihm erbat. An diese Frage hatte Jorg schon oft gedacht. Zusammen überlegten sie sich Namen alter und berühmter Segelschiffe. „Cutty Shark" war der schnellste Klipper aller Zeiten gewesen; „Cutty Shark" hatte einmal ein Etmal von vierhundert Seemeilen herausgesegelt, siebzehn Seemeilen in der Stunde. „Flying Cloud" und „Ariel" – was für wundervolle Namen – wetteiferten mit „Taeping" in den großen Rennen der Teeklipperzeit.

Aber der Rumpf in Jorgs Händen war nicht der Rumpf eines Klipperschiffs; er war weder so scharf geschnitten, noch wünschte Jorg eine so überwältigende Segelmasse, wie die Klipper sie getragen hatten. Nein; eine „Fliegende Wolke“ eignete sich nicht für Kinderhände. Viel eher paßten Schiffsnamen aus der Hansezeit: „Großer Harry“ – „Bunte Kuh“ oder so behäbige gutmütige Namen, wie sie früher die Holländer ihren Schiffen gegeben hatten: „Godemann“ und „Godefrouw“.

„Aber all das trifft nicht“, sagte Jorg. „Dies Schiff wird ein Riesenschiff unter den Spielzeugschiffen sein. Es ist aus einem Holz, das dreißigmal die Welt umsegelt hat. Wenn ich es baue, wird es wohl etwas ungeschlacht und dumm werden. Wo ist ein Name, in dem das alles steckt?“

„Refanut!“ sagte Alf. Er schaute verträumt, als ob er sich an eine Geschichte aus der Kinderzeit erinnerte. Jorg schaute mit einemmal einen ganz anderen Alf. Einen kleinen Jungen, der zu den Füßen einer Großmutter am Herd hockte. Nach Torf, nach Räucherfisch, nach nassen Netzen roch es in der Küche, und der Flackerschein aus dem Loch in der Feuertür spiegelte sich in Alfs Augäpfeln. – In Wirklichkeit hockten sie ja vorn unter der Back wie in einer Höhle; in langen, schwingenden Sätzen galoppierte „Notre Dame“ über Südatlantikwogen, Wind stieß eiskalt durch die Ankerklüse und hohles, gewaltiges Brausen der ewigen Schlacht. Nach Holzkohlenteer roch es und dumpfig nach den faulenden Kartoffeln, die hier lagerten. – Ja, es waren aber doch die gleichen träumenden Kinderaugen:

„Einmal, vor langer, langer Zeit, bauten die Schweden das Schiff ‚Refanut‘. Es hieß ‚Refanut‘, weil es ein Riesenschiff war. Es war so groß, daß sein Bau alle Wälder im Land fraß; seither ist Schweden kahl. – Es war so groß, daß es das halbe Land bedeckte, und solange man an ihm baute, konnte kein Regen auf die Erde fallen. Als es vom Stapel lief, trat die ganze Ostsee über ihre Ufer, und es gab eine Sturmflut.

Auf seinen Masten waren in den Marsen Wirtshäuser eingerichtet, denn der Weg hinauf war so weit, daß die Matrosen unterwegs sich stärken mußten. Wenn sie die Skysegel zu setzen hatten, kamen sie als Graubärte zurück, so gewaltig groß war das Schiff ‚Refanut'.

Als es in den Englischen Kanal einsegelte, streifte es mit seiner Backbordseite an Frankreich und mit der Steuerbordseite an England an. Mit seiner Verschanzung schabte es die ganzen Kreidefelsen bei Dover ab; das kann man heute noch ganz deutlich sehen."

„Refanut"; seit das Holz seinen Namen hatte, schien es noch stärker zu drängen, Form und Schiff zu werden. Back, Poop und Hochdeck ließ Jorg stehen und höhlte den Rumpf darunter aus. Ohne den feinen Stechbeitel wäre er da gar nicht tief genug hineingekommen. Die Wände ließ er in guter Stärke stehen; durch Beklopfen konnte man am Klang heraushören, ob die Innenform genau der Außenform entsprach. Die Maserung der Decks sah genau wie eine gute Beplankung aus. Die Außenhaut bekam einen Anstrich aus schwedischem Holzteer, der einsog und duftete wie ein Tannenwald.

Für die Masten und Rahen fand er ein Stück Teakholz. Es war so hart wie Eisen, Eiche war weich dagegen. Jorg war froh, daß er es über Mittag in Jensens Hobelbank einspannen konnte, um den Stäben mit dem Hobel die erste grobe Mastform zu geben. „Refanut" sollte ein dreimastiges Vollschiff werden, ein altertümlicher Typ, der heute schon ausgestorben ist. Ein schottischer Segler, „Loch Lynnhe", war der letzte dieser Art gewesen.

Erst nach zwei Tagen waren Masten und Klüverbaum fertiggeschnitzt.

Andersson wurde gebeten, die richtigen Stellen zum Einbau der Masten zu zeigen, er tat's bedachtsam, ernst; ihm war alles wichtig, was mit Segelschiffen zusammenhing. „Refanuts" Mittelpunkt und „Refanuts" Schwerpunkt wurden ermessen und ausgewogen. Der Hauptmast sollte zwei Millimeter vor dem Schwerpunkt stehen. In gleich-

mäßigen Abständen dazu wurden die Punkte für Fockmast und Besanmast durch den Zirkel festgelegt. Andersson gab die genaue Proportion der Mastenlängen an; untereinander und im Verhältnis zum Schiff. Die Mastenneigung sollte drei Grad betragen.

Nie hatte Jorg Bohrlöcher gemacht mit soviel Verantwortung im Herzen. Tief und wie festgemauert saßen Masten und Klüverbaum. Jorg beschaute sie, von allen Seiten Peilungen nehmend; für ihn wurde „Refanut" wirklich zum Riesenschiff, wie es ihm so dicht vor Augen stand; gewaltig groß. Eines Tages würde es segeln. Viele Reisen steckten noch in dem alten Holz, Traumreisen, vielleicht auch wirkliche.

Am 13. Dezember, mittags zwölf Uhr, stand „Notre Dame" genau vor der Südspitze Afrikas, wenn auch tausend Meilen entfernt. In diesem Augenblick glitt sie aus dem Atlantischen in den Indischen Ozean, ohne daß das Meer diese menschliche Grenze irgendwie erkennen ließ. Vier von den fünf großen Etappen der Reise lagen hinter ihr. Die erste war der Kampf mit dem ewigen Westwind gewesen, das Herauskreuzen aus der Enge des Kattegatts und weiter bis westlich von Schottland. Damals hatte man mit den Färöerinseln das letzte Land gesichtet. Als zweite Etappe rechneten die Kapitäne die Fahrt von der Mündung des Englischen Kanals bis zum Äquator. Die dritte war der große Bogen im Südostpassat bis vor die südamerikanische Küste. Die vierte war der zweite, riesige Bogen von Südamerika bis vor die Südspitze von Afrika.

Jetzt brach die fünfte, die größte von allen Etappen an, doppelt so groß wie die Entfernung von Westeuropa nach Neuyork. Ein Halbkreis um den Südpol, und zwar ihm möglichst nahe, denn je flacher der Bogen, desto kürzer der Weg; dieser gewaltige, einsame Weg durch mehr als hundertzwanzig Längengrade.

Andersson brachte eine Flasche Aquavit ins Kartenhaus

und wickelte sie väterlich aus ihrem Seidenpapier. Der Steward trug ganz feierlich Gläschen auf einem Tablett. Man stieß an, es war wie bei einer Verlobung. Sie erinnerten sich der alten Wetten über die Dauer der Reise, und Jorg schlug neue Wetten vor. An der Wette war ihm nichts gelegen, aber wissen wollte er, was die anderen glaubten, vor allem was Andersson glaubte, ohne ihn direkt zu fragen. Barbarossa, dieser unglaubliche Optimist, behauptete, die „Archibald Russel" habe für diesen Turn einmal nur neunzehn Tage gebraucht. Er, Barbarossa, würde tanzen in Port Lincoln auf dem Silvesterball. Alf meinte, Barbarossa würde dazu wohl der „Notre Dame" vorausschwimmen müssen um etwa tausend Meilen. Andersson sagte zögernd, ersichtlich ungern: „Um den neunten Januar."

„Am neunzehnten Januar", sagte Jorg. Er glaubte an Anderssons Schätzung und gab absichtlich die zehn Tage dazu, weil er Wetten zu verlieren pflegte. Diesmal wollte er verlieren.

„Am Silvesterabend gehe ich tanzen in Port Lincoln!" Das klang Jorg im Ohr wie eine freudige Fanfare. Den ganzen Tag über meinte er die Nähe von Land zu spüren, so unsinnig das war. In weniger als einem Monat sollte die Reise beendet sein. Festes Land – Briefe – Nachrichten – Blumen – Bäume – Tiere – tolle berauschende Gedanken. Mit einem Sprung erwachte sein Zivilisationsbewußtsein; unheimlich, wieviel man davon in sich trug.

Mit einemmal war er es satt, sich selber seinen Tee zu machen, Wäsche zu waschen, Knöpfe anzunähen.

Am Abend kam der Rückschlag: „Es ist verrückt, wie ich lebe!" In viel zu sicherer Erwartung in vier Wochen an Land zu sein. Dies Schiff ist keine Eisenbahn. Wir sind noch lange nicht am Ende. Die Reise ist bisher so glatt verlaufen. Es ist unmöglich, daß das durchhält. Ich glaube nicht, daß mein starkes Vorgefühl von Gefahr mich täuscht. Es wird etwas geschehen – was?

Neumond brachte Unruhe in die Natur. Aus dunklen Nächten brachen Sturm und Nebel; die schweren Böen setzten immer aus Norden ein; sie heulten, fauchten, tobten in den Masten wie eine riesige Affenherde, die vor einem Waldbrand flieht. Die große Geisterschlacht war wieder im Gang. Auf der Brahmrahe saß Jorg wie in der Gondel eines Freiballons; hier vorn spürte man kaum den fast ganz achterlichen Wind. Gebannt, völlig verzaubert starrte er hinunter in die See. Die Schaumkronen, diese bleichen Flammen, diese gespenstischen Riesenschlangen verfolgten das Schiff, sich windend, sich bäumend. Wie sie angriffen mit ihrem rasenden Zischen und brausend überstürzt wurden von der tobenden, weißen Mähne, die von den Flanken der „Notre Dame" peitschte. Die flappenden Stagsegel ließen Stagen und Masten erzittern. Das machtvolle Klirren, mit dem die Ringe der Stagsegel gegen die Stage schlugen, klang, wie wenn riesige Rosse an ihrem Geschirr sich bäumten.

Klamm, völlig durcheist und aufgewühlt im Innersten kehrte Jorg nach Stunden aus dem Mast zurück. Der Sprung vom Mast an Deck brachte Erschütterung, es war der Sprung vom Überirdischen in die Wirklichkeit hinein. „Nie wieder wirst du Ähnliches erleben", flüsterte er. „Auch Dampfer kämpfen mit dem Meer durch ihre stampfenden Maschinen, durch ihre quirlenden Schrauben, aber es ist keine Magie dabei."

„Notre Dame" segelte prachtvoll, fliegend übers Meer, ein Hexenbesen, der die Meilen wie welke Blätter kehrte. Einundsechzig Meilen legte sie zurück in den Morgenstunden von vier bis acht; zweihundertachtundneunzig in vierundzwanzig Stunden. Andersson und die Steuerleute schienen zu wachsen: mit stolzeren Schritten gingen sie, die Jungens sahen breitschultriger aus, gereckt die Brust. Sie sangen auf den Rahen und ließen den Wind in ihren offenen Mündern singen. Man konnte jauchzen vor Freude: das war Segeln – berauschender, berauschter Flug.

Gegen Morgen ging der Nachtsturm nach Nordwest, die

dicke, regennasse Luft wurde zu Nebel. Vorn auf der Back, wo man sich wie auf dem Kessel einer rasenden Schnellzuglokomotive fühlte, stand ein Ausguck neben dem schwarzen Harmoniumkasten des Nebelhorns. Wenn der Mann sich niederbeugte und die Kurbel drehte – eine Bewegung, vertraut von allen Kindheits-Leierkastenmännern her – ertönte statt der erwarteten Melodie der letzte Seufzer einer sterbenden Seekuh. Das wirkte wie eine Narrenszene in einem Shakespearedrama.

Von Mittag ab wehte es wieder eiskalt durch Mark und Bein bei südwestlichem Wind vom Pol her. Bei dem Südostkurs der „Notre Dame" nahm der Kreuzmast allein die ganze Windkraft auf, und seltsam war es zu sehen, wie seine Segel zum Zerplatzen vollstanden, während die an den andern Masten schlaff herunterhingen. Dann lief „Notre Dame" nur zehn Meilen; hätten alle Segel gezogen, wäre sie vierzehn Meilen gelaufen.

Abends knatterte Regen aufs Ölzeug; Regen von einer Wucht und Menge, daß das Deck wie eine dumpfe Trommel dröhnte, die man mit umhüllten Stöcken rührt. Alles Holzwerk, alles Segeltuch war ausgelaugt; das Teakholz des Kartenhäuschens sah geradezu lila aus. Wasser in Jorgs Kammer, eindringend durch die brüchigen Gummidichtungen der Bullaugen, Wasser glitzernd von den Wänden laufend, Wasser in dunklen Ecken platschend, Wasser im Tabak, Wasser in der Koje, Wasser selbst im Kleiderspind. Eiskälte und klamme Finger; kaum, daß es gelang, die Lampe anzuzünden, die tröstliche, die milde, warme. Und kaum, daß sie brannte: Dunst, dicker Nebel, aufsteigend aus all dem Feuchten. Es war ärgerlich, beim Rasieren stets wieder den Spiegel klarzuwischen.

Drei Tage ging das so: Nachts Sturm aus Norden, abflauend gegen Morgen, drehend nach Nordwest und West und Südwest, endlich sich schlafen legend in blutigem Sonnenuntergang. Dann kam die Ablösung: der

neue Sturm. Um beinahe tausend Meilen war man vorangekommen.

Der vierte Tag brachte nordöstlichen Wind, und scharf an ihm, so dicht es ging, segelte „Notre Dame“ nach Süden. Den Südostkurs konnte sie nicht halten, also segelte sie gerade auf den Südpol zu – ins Nichts. In eine weiße Wand, ins Nichts; mit einer Fahrt, die sich anfühlte wie Fliegen mit zweihundertundfünfzig Stundenkilometern dicht am Boden. Das Nebelhorn hatte sich heiser geschrien, es brachte jetzt vor jedem Sterbeseufzer einen Oberton heraus, der klang, als antworte fern ein anderes Schiff.

Es fiel Jorg auf, daß noch ein zweiter Ausguckmann auf dem Eselshaupt im Fockmast saß. Es fiel ihm auf, daß Andersson unaufhörlich auf dem Hochdeck auf und nieder schritt mit seinem wildesten Gefangenenschritt. Er hatte dabei ein seltsames Lächeln um die Lippen, und seine Augen schauten so groß, so starr. Er sah aus wie ein krankes Kind. Er kam nicht zum Essen.

Nachmittags um zwei sah Jorg Barbarossa mit dem an eine Leine gebundenen Segeltucheimer Meerwasser schöpfen. Er steckte das Thermometer hinein und maß sorgfältig die Wasserwärme. – Sonst pflegte das nur mittags um zwölf zu geschehen.

Jorg ging in die Kajüte, um sich die Seekarte anzusehen. War Land voraus? War man sich der Position des Schiffes so ungewiß? Andersson hatte doch noch gestern mittag die Sonnenhöhe messen können...

Es zeigte sich, daß das im Augenblick brauchbarste Kartenblatt der Kreis um den Südpol herum war. Dies Blatt hatte Jorg noch nicht gesehen. Das Meer war um den Pol herum in verschiedenfarbige Zonen eingeteilt; von Weiß gingen sie allmählich über zu tiefem Blau. Das Weiß bedeutete das ewige Eis des Polgebietes. Eine grauweiße Zone von unregelmäßiger Begrenzung reichte in dieser Gegend bis zum fünfzigsten Breitengrad: „Packeisgrenze“ war an ihren Rand geschrieben. „Notre Dame“ befand sich ungefähr auf sechsundvierzig Breite, also immerhin

noch weit davon entfernt. – Aber auch dies Gebiet war nicht marineblau, sondern mit einem milchigen Blauweiß gedruckt, das hinunterreichte bis zum achtunddreißigsten Breitengrad. Jorg beugte sich über die winzig kleine Schrift: „Eisberggrenze."

Heiter, beglückt über den prachtvollen Fortgang der Fahrt, nur mit dem flüchtigsten Schatten eines Verwunderns war Jorg nach unten gegangen und hatte das Kartenblatt „Südpolarmeer" aufgeschlagen. Jetzt zündete er sich mechanisch eine Zigarette an und saß ganz still, mit gerunzelter Stirn: verändert. Alles war verändert. Er begriff mit einemmal: Eisberge im Nebel. Um volle acht Breitengrade stand „Notre Dame" dem Südpol näher als die Eisberggrenze. Darum der doppelte Ausguck. Darum das Wassermessen. Darum Anderssons ruheloser Gang. Hart überliegend, in wundervollem, sausendem Galopp segelte „Notre Dame" ins Nichts, in eine weiße, blinde Wand, ins Nichts, ins Nichts, und irgendwo in dieser Wand, im weißen Nichts, da segelten die andern. Die Eisberge. Das Nebelhorn brüllte, und der Ton lief ihm mit einemmal eisig den Rücken herab: Wozu das Nebelhorn? – Hier war kein andres Schiff. Und die weiße Flotte des Todes würde „Notre Dame" nicht aus dem Wege gehen.

Als Jorg wieder an Deck kam, fühlte er stark die Atmosphäre um die Menschen dort, und daß er jetzt eins mit ihr war. Es war so still: jedermann war allein, allein mit seinem verzerrten Spiegelbild auf dem nassen Deck, allein mit der geheimen Furcht in seinem Herzen. Die Augen blickten eigentümlich starr in große Weiten. Nur Andersson war nicht allein, er war verwandelt. Vorhin, da hatte er mit sich gekämpft, jetzt strahlte aus ihm eine innere Sicherheit. Im Auf- und Niedergehen wanderten seine Augen über die Masten, über das Deck, liebevoll und väterlich das ganze Schiff umfassend; die Nebelwand bekam nur einen zornig verächtlichen Seitenblick.

Jetzt erkannte man den Unterschied zwischen dem geborenen und gewordenen Seemann. Der Mann, der für die

See geboren war, belebte sich im Kampf, er wuchs und wurde stark; es gab für ihn keinen Abgrund zwischen Tod und Leben, er war ihnen beiden nahe, brüderlich. In den anderen lebte stets das Bewußtsein der Gefahr; in ihr haßten und fürchteten sie das Meer. Auch Josef Conrad war ein Seemann wider Willen, dachte Jorg.

Vielen ging es so, den meisten. Man ging zur See in einem romantischen Jugendstadium. Man wuchs das aus und entdeckte, daß man ein Seemann wider Willen war. Meist gab es dann keine Ausflucht mehr aus dem Beruf.

Sonderbarerweise war diese Klasse von Seeleuten die brauchbarste für die moderne Seefahrt. Weil das Bewußtsein von Gefahr so stark in ihnen lebte, weil sie das Land liebten, den Tod haßten und fest an ihrem Leben hingen, waren sie ordentliche, bürgerliche Seefahrer; sie sorgten für Sicherheit, sie wagten nichts.

Jorg trat neben Andersson: „Wenn Sie drei Monate lang geschlafen hätten, Kapitän, und wachten auf, jetzt, in dieser Stunde – kein Logbuch auf der ‚Notre Dame', kein Anhaltspunkt, wo sie sich befände: würden Sie wissen, in welchem Teil der Welt wir sind?"

Andersson lächelte: „Ich glaube ja. Nordwind mit Nebel, das wäre höchst unwahrscheinlich im Nordatlantik. – Dies Wetter, diese Art des Seegangs, die Albatrosse, die großen, türkisgrünen Flecke im Meer, die zwei Polarschwalben, die uns folgen – nur südlich vom vierzigsten Breitengrad tauchen sie auf – ja, ich würde wohl wissen, wo wir sind. Vielleicht auf zwei, drei Breitengrade genau. Ich würde ein Gefühl von der Gegend in den Knochen haben, eine Erinnerung, eine Witterung – man kann es nicht erklären."

Gegen Abend stieg zeitweise die Nebeldecke bei westlicherem Wind. Durch Viertelstunden betrug die Sicht drei Meilen: das Meer lag grau und leer. Man atmete tief aus, tat aber ganz gleichgültig. Hatte etwa irgend jemand etwas anderes erwartet? Der Ausguck kam von oben, schlug die Hände klatschend gegen die Flanken des Öl-

mantels, um sie zu wärmen und biß dann in die froststarren, blutprickelnden Finger.

Wie aus einem Bann erlöst, wurde man lebhaft, vergnügt und drängte nach Gespräch. Viele Geschichten wurden erzählt: Wie dies Südpolarmeer wegen seiner Nebel doch so schwierig zu vermessen war. Da war die Geschichte der Bouvet-Inseln. Barbarossa las sie ganz entrüstet aus der Segelanweisung vor. 1739 hatte Kapitän Bouvet sie entdeckt, konnte aber wegen Nebel ihre Lage nicht genau bestimmen. Zwei andre Kapitäne besuchten sie nach ihm, Furneaux und Cook. Beide gaben widersprechende Positionen an, weil keine Beobachtung im Nebel möglich war. Dann wurde ein Jahrhundert lang das Dasein dieser Inseln überhaupt bezweifelt, Bouvet sei durch Eisberge getäuscht worden, so sagte man, obwohl immer wieder Walfischfänger und Robbenjäger meldeten, daß sie die Inseln gesehen hätten. Erst 1898 stellte die deutsche Tiefseeexpedition mit der „Valdivia" endgültig die Inseln und ihre Lage fest.

Dort wie auf den andern verschwindend winzigen Inselgruppen im Polarmeer, den Edward-Inseln, Crozet und den Kerguelen, waren Proviantlager errichtet. Es gab viele Schiffbrüche jenseits der gelben Kartenlinie, an der geschrieben stand: „Grenze des Weltverkehrs."

Unvergessen war der Untergang der „Kopenhagen". Sie war eins der schönsten Segelschiffe gewesen; sie hatte Schotten, eine Radiostation, sogar einen Hilfsmotor. – Sie verscholl spurlos in dieser Gegend; siebzig dänische Kadetten waren an Bord. „Eis", meinte Andersson, „wenn einer der großen Laderäume aufgerissen ist, halten die Schotten dem Wasserdruck doch nicht stand. Wahrscheinlich ist sie ganz schnell gesunken. Besser so für die Jungens. Besser als das Verhungern und das langsame Erfrieren, wenn sie sich noch auf den Eisberg gerettet hätten."

Barbarossa erzählte von dem Untergang der „Melbourne" vor fünf Jahren. Es war seine erste Reise gewesen; sechzehn Jahre war er damals alt. Er war am Ru-

der gestanden in einer klaren Nacht mit schwachem Westwind, als von Steuerbordseite her mit gleichem Kurs der Dampfer aufkam. Er holte auf und kam immer näher an die „Melbourne" heran. Er hatte die Ausweichpflicht, aber er wuchs und wuchs, ein breiter, schwarzer Keil, die Spitze auf die „Melbourne" gerichtet. Auf der „Melbourne" gab man Nebelsignale, um ihn aufmerksam zu machen, und dann sah es aus, als sollte alles gut gehen. Der Dampfer passierte und kreuzte den Bug der „Melbourne". Da geschah das Unglaubliche: Der Dampfer schwenkte hart nach Backbord, fast einen halben Kreis beschreibend, und rammte die „Melbourne" im Vorschiff auf ihrer Backbordseite. Der Dampfersteven drang bis zum Fockmast in den Segler ein. Der Fockmast stürzte, die Großmaststenge kam ihm nach: die „Melbourne" sackte mit dem Bug voraus, reißend schnell. „Springt auf den Dampfer", rief der Kapitän. Der ließ seine Maschine rückwärts gehen, um freizukommen von dem sinkenden Schiff, es war zu spät zum Springen. Die Jungens stürzten an die Boote, aber der Steuermann rief ihnen zu: „Springt! – Springt ums Leben!"

Sie sprangen. Elf von sechsundzwanzig ertranken in der eisigen See. Barbarossa trieb fast eine Stunde, bis ihn das Boot des Dampfers fischte.

Als Erklärung für den Zusammenstoß wurde angegeben, der Rudermann des Dampfers habe den Kopf verloren, als er den großen Segler unerwartet dicht passieren sah. – Ja, so gespenstisch wirkten sie, die letzten Segelschiffe, auf eine moderne Dampferbesatzung.

Andersson und Barbarossa rechneten sich die Verluste der letzten Jahre aus. In fünf Jahren hatte Kapitän Peterson nicht weniger als acht von seinen Schiffen verloren.

In der Nacht erwachte Jorg von einem Laut, als schlügen schwere Rammen gegen die Schiffswand an. Die Platten bebten. Er fuhr hoch und tastete hastig hinter das Kopfkissen nach der elektrischen Lampe. Während er das tat, spürte er, wie Schweiß ihm von der Stirn

lief, eiskalt und eisig kalt und feucht war die Luft in der Kammer. Angstschweiß. In zwei Rinnsalen lief er ihm über das Gesicht, wie irre tasteten die Hände nach der Lampe, die sich nicht finden lassen wollte. Der ganze Körper war schlagartig mit Elektrizität geladen. Die gelähmte Schulter steckte genau wie die andre voll Kraft und Sprungbereitschaft, alle Bewegungen waren unglaublich schnell. – Von unten erschütterten neue schwere Stöße das Schiff.

Jetzt leuchtete die Taschenlampe, sekundenlang ruhte der Lichtkegel auf dem wirren Bettzeug, auf den nackten, zum Sprung schon angezogenen Beinen. „Auf Segelschiffen geschehen alle Ereignisse nachts", hatte Andersson gesagt. Herausspringen, an Deck laufen? – Die Lage der „Notre Dame" schien unverändert, die gleiche Schlagseite, nicht mehr, nicht weniger. Sie machte Fahrt. Von Deck her kam kein Laut.

Jorg riß das Bullauge auf, zwängte Kopf und Arm hindurch. Die Berührung des Messingrings am Hals war, als würde eine Drahtschlinge um die Kehle festgezogen. Der Lichtkegel stach in die Tiefe. Weißes bewegte sich, durchflog den Lichtkreis, sausend und dabei sich drehend, wolkig, nebelhaft. Das Eis, das Treibeis war gekommen. Und „Notre Dame" segelte, segelte mit sausender Fahrt, die Steuerbordflanke wie ein abwehrender Rücken vorgewölbt gegen das Eis gekehrt. Und polternd wie große Mühlsteine, knirschend und mahlend mit einem wahnsinnigen, gigantischen Freßgeräusch, preßten die Eisfelder an ihr vorbei.

Er starrte und war dabei am Hals gewürgt. Das war, wie in die Hölle blicken. Das Herz schlug jetzt mit kalter Regelmäßigkeit. Es gab keinen Grund zur Aufregung mehr; die Gefahr war da.

Er war jetzt froh, daß er nicht im ersten Augenblick halb angezogen an Deck gerannt war. Wie lächerlich wäre das gewesen.

Beim Anziehen dachte er an die Möglichkeit der Boote

und an die große Kälte: Zwei Paar Wollstrümpfe. Dickes Unterzeug. Isländer und Jacke. Die beiden Mäntel band er mit einem Gürtel zusammen und hing sie an die Tür. Er steckte mehrere Pakete Zigaretten zu sich.

Die Nacht war so schwarz, daß er sich wie blind an Deck tastete. Die Lampe wollte er nicht benutzen, um die Männer an Deck nicht zu blenden; sie brauchten ihre Augen jetzt mehr als alles andere. Er atmete auf, als er aus dem Türrahmen ins Freie trat, man kam doch wie aus einer Falle dort unten.

Andersson und Alf gingen Seite an Seite mit schnellen Schritten auf und ab; ihr Atem dampfte. Sie sprachen, wie es schien, von ganz gleichgültigen Dingen. Alf lachte, es schien gar nichts Besonderes los zu sein. Die Uhr im Kartenhaus zeigte halb vier Uhr morgens. Als Jorg herankam, merkte er, daß die Augen der beiden prüfend auf ihm ruhten. Also tat er, als hätte er sich nur das Vergnügen eines Morgenspaziergangs machen wollen.

„Das Eis? – Wie lange schon? – Oh; seit ungefähr zwei Stunden“, sagte Andersson leichthin. „Hat es Sie aufgeweckt? – Ja, die Schollen werden stärker; zuerst war der Eisgang leicht.“ Sein Ton war sonderbar gesellschaftlich, künstlich, gar nicht wie er. Jorg ging natürlich vollkommen darauf ein. –

Und doch brannte Licht im Logis der Freiwache. Und doch saßen die Jungens der Freiwache fix und fertig angezogen um die Back. Durch die runden Scheiben der Lichtschächte sah man sie, in ihre Isländer wie in Panzer gehüllt, dicke Ringe von Wolle um den Hals: Die Wollfasern schimmerten im Lampenlicht. Einige unterhielten sich leise, andere hatten schlaftrunken die Köpfe auf den Tisch gelegt, die Gesichter vergraben im Bett der Armmuskeln. Wie Vögel, die ihren Schnabel ins Gefieder stecken.

Die Royalrahen waren herabgefiert; das hätte man sonst nicht getan bei diesem Wind. Als Jorg über sich schaute, sah er dort, wo die Rahe den Mast kreuzte, den Schatten-

riß eines Menschen an den Mast gelehnt. Er schaute nach der Kreuzmastspitze – ein zweiter Schatten dort und vorn ein dritter auf dem Fockmast. Man hielt Ausguck von allen Masten auf der „Notre Dame".

Mit Tagesanbruch wurden die Rettungsboote klargemacht. Man tat, als ob es sich dabei um ein routinemäßiges Überholen handelte. Weder Andersson noch die Steuerleute verloren ein Wort über den wahren Zweck. Die jüngsten unter den Jungens frugen und flüsterten mit großen, angstvollen Augen. Sie bekamen einen Puff in die Rippen von den Kameraden und schwiegen still. Man drängte sich an die Arbeit und versuchte, doch den Eifer nicht zu auffällig zu machen. Die Segeltuchpersennings wurden losgeschnürt, die Stützhölzer polterten an Deck. Das Innere der Boote lag offen wie ein Geburtstagstisch, dem man die Decke weggezogen hat.

In jedes der vier Boote sprangen drei Mann; sie begannen auszuräumen, aufzuräumen. Die Ruder, die Dollen, die Bootsmasten wurden an Deck gelegt. Langsam zog der Tag herauf. Jedesmal, wenn die Menschen sich aus dem Bücken aufrichteten, sahen sie über die Reling der Boote hinweg das Eisfeld. Soweit man sehen konnte, dehnte es sich. Es sah aus, als segelte man in schmaler Rinne über flaches, festes Land. Es gab Flüsse und Kanäle darin, die ganz seltsam ihren Lauf veränderten, aufspaltend und sich schließend. Das Ganze schien gleitend und langsam vorbeizuziehen; mehr wie Lava als wie festes Land. „Notre Dame", jetzt östlich, sogar etwas nördlich segelnd, folgte den offenen Flüssen und Kanälen, soweit sie konnte. Die Sicht war schlecht, eisig und dick die Luft. Die Augen der Männer aber hafteten nicht an den rundgeschliffenen Schollen, die das Meer wie mit Tellern deckten. Langsam wanderten die Augen über den grauen Horizont voraus und nach der Windseite: Hoben sich nicht weiße, scharfe Zacken ab? Tauchte nicht irgendwo

ein blaues Glitzern aus dem Grau, ein kaltes Leuchten, ein Flimmern, die Facette eines Diamanten? – Kein Ruf kam aus den Masten, wo die Ausguckleute saßen. Die weiße Todesflotte hatte ihre Späher vorgeschickt; mahlend, taumelnd, gurgelnd, krachend, fressend umdrängten sie „Notre Dame". Größer und schöner erschien jetzt das Schiff, ergreifend in dem Stolz, wie es mit breiter Brust die Todesboten auseinanderschob. Oh, nie hatte man es so erkannt in seiner Kühnheit, in seiner Erhabenheit, in seinem Kampf. Nie zuvor hatte man es so geliebt.

Nur weiter! Man warf sich in die Arbeit, man sah gar nicht mehr auf, wollte nichts mehr sehen. Man stand in einem Boot, auf einem Schiff im Schiff, doppelt sicher also, und das Ganze war ja nichts als Vorsicht. Man breitete die Bootssegel aus, sie waren steif wie Blech, die Leinwand klebte aneinander und zeigte große, grüne Schimmelflecke; die Steuerleute fluchten. Man hob die Wasserfäßchen aus, roch in das Spundloch – es stank. Fauliges Wasser floß über Deck, man spülte, schüttelte durch, füllte Frischwasser ein bis zum Rand. Ununterbrochen qietschte die Wasserpumpe. Die kleinen Bootskompasse in ihren Kästchen waren grün verspakt, die Kompaßscheiben klebten an den Rändern. Vorsichtig lockerte man sie durch Klopfen, der Motorschörterer ölte die Lager der kardanischen Ringe, die Schiffsjungen putzten Kupfer. Das Hartbrot in den Blechtrommeln bröckelte wie Stein, als man zur Probe mit der Axt ein Stück zerschlug. Barbarossa kaute, spie aus und zuckte die Achseln: nun ja, ein Rettungsboot war schließlich kein erstklassiges Hotel. In wasserdichten Kästen fanden sich Streichhölzer in gefettetes Segeltuch genäht, altmodische Schachteln; sie stammten noch vom Baujahr der „Notre Dame", waren aber vollkommen gut. Jorg zündete sich eine Zigarette damit an und empfand Respekt vor einem so kleinen Hölzchen, das es zu so hohen Jahren gebracht hatte. Es gab auch Flaschen mit Petroleum in Segeltuch genäht, Raketen, Äxte, dick gefettet, die Klingen eingenäht, verzinkte Lufttanks

unter den Duchten, Treibanker, Bootshaken – alles in allem eine erstaunliche Menge an Hilfsmitteln und Gerät. Aber die Boote waren lange nicht zu Wasser gewesen. Im Innern zeigte alle Farbe sich rissig und gesprungen. Die einst verzinkten Eisenbeschläge waren fast durchgerostet, die Reling, mürbe von Trockenfäule, brach. – Vielleicht, daß sie schwammen, vielleicht aber auch liefen sie wie Siebe voll, wenn man sie zu Wasser ließ, oder brachen auseinander beim ersten Anprall an die Bordwand. Barbarossa, um seine Meinung befragt, zuckte die Achseln. Durch neues Holz zum Ausbessern fuhr wiehernd die Säge des Zimmermanns; für ihn gab es hier viel zu tun.

Am schlimmsten sah das kleine Boot aus, die Gig, die man im Hafen zur Verbindung mit dem Land gebrauchte. Es war ein langes, schmales Boot, recht leicht gebaut, mit einem übergroßen Treibersegel ausgerüstet. Es hatte sämtliche Rippen gebrochen, auf beiden Seiten. Zwischen je zwei Rippen hatte der Zimmermann zwar Schienen zur Verstärkung angeschraubt, es war aber dem Boot nicht mehr viel zuzutrauen. Barbarossa beklopfte es mit dem Hammer, sehr vorsichtig, wie ein Arzt den Brustkorb eines Patienten. „Du hast wohl Angst, daß der Hammer gleich durch die Beplankung fliegt?" meinte Jorg anzüglich.

„O nein; das Boot war ohne Tadel. Ein gutes Boot, es segelte elf Meilen. Man mußte bloß aufpassen, weil es so rank war und leicht kenterte. Der kleine Schaden da stammte nur von meiner letzten Verlobung her." Er sagte das etwas verlegen, beschämt.

Jorg vergaß das Eis, hörte nicht mehr das Pochen der Hämmer in den andern Booten. Er war froh, nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören, als die verrückte Geschichte von Barbarossas Verlobung. Nebeneinander kauerten sie in der alten Gig. –

Da war so eine Mary gewesen in Port-Victoria, Südaustralien, mit der hatte sich Barbarossa kurzerhand verlobt in den sechs Wochen, als „Notre Dame" dort draußen auf der Reede vor Anker lag. Sie war die Tochter des

einzigen Hoteliers im Ort, also war die Verlobung ein bedeutendes Ereignis und sollte mit Pracht gefeiert werden. Barbarossa durfte einladen, wen er wollte, alle Kapitäne, alle Steuerleute von den Schiffen „Lawhill“, „Pommern“, „Viking“, „Mozart“ und „Hoguemont“; die halbe Weizenflotte lag vor Port-Victoria. Am Vormittag des Festes stieg Barbarossa, mit Glas, Laterne, Schlüssel ausgerüstet, in den Keller des Hotels, um die Weine für den Abend auszuwählen.

Es wurde Mittag, und er kam nicht wieder. Mary rief in den Kellerschacht, aber es hallte nur ein unverständliches Gebrüll zurück: Er sei noch lange nicht fertig, die Wahl falle so schwer. Nachmittags, kurz bevor die ersten Gäste kamen, schleppte man den schwer bezechten Barbarossa mit vier Mann ans Licht. Mary war außer sich, die Familie tobte. Die Verlobung wurde sofort aufgelöst.

Man legte den jungen Riesen in den Garten, richtete den scharfen Strahl des Gartenschlauchs auf ihn, bis er in einer großen Pfütze lag. Und dann vergaß man ihn. Es gab soviel zu tun, die eingeladenen Gäste wieder wegzuschicken. Als Barbarossa erwachte, war es Nacht um ihn. Er sah die erleuchteten Fenster des Hotels, erkannte seinen Zustand, seine Einsamkeit.

– Aus war der Traum.

Es war nur gut, daß ihn keiner sah, wie er hinunter an den Hafen schlich. Da lag die Gig, mit der er am Morgen so stolz gekommen war. Es wehte ein Norder, so ein halber Sturm, sehr häufig im Spencers Golf. Mit brausender Fahrt segelte Barbarossa in die Nacht, den fernen Ankerlaternen der Schiffe zu. Er war nicht nüchtern, er segelte das ranke Boot zu hart und kenterte. Es war viel Glück bei der Sache, daß er nicht unter das Segel kam. Er kroch auf den Kiel und lag da, festgeklammert die ganze lange Nacht; eiskalt wuschen die Wellen über ihn. Sein einziger Trost war, daß er auf Land zutrieb, auf das andere Ende der Bucht, außer Sicht von Port-Victoria und von den Schiffen.

Als Kapitän Andersson am andern Morgen Barbarossas Abwesenheit bemerkte, war er nicht weiter besorgt. Nach dem Unglück mit der Verlobung ließ sich ja Verschiedenes verstehen. Vielleicht war der Steuermann auf einem der anderen Segler gelandet.

Mittags fuhr Andersson an Land zum Schiffshändler, das taten um diese Tageszeit auch die andern Kapitäne. Man erledigte seine Besorgungen und ging dann zum Frühschoppen in das Hotel. „Hatte zufällig jemand Barbarossa gesehen?“ – Kein Mensch seit vierundzwanzig Stunden. „Aber wo war das Boot, die Gig?“ Die Gig war fort. – „War Barbarossa nüchtern, als er lossegelte?“ – O nein, das konnte man wirklich nicht sagen.

„Der hat den Kahn umgeschmissen und ist abgesoffen, Satan, Satan“, fluchte Kapitän de Kloot vom Hoguemont.

Andersson war tief besorgt; daß es sich so verhielt, war jetzt mehr als wahrscheinlich.

„Schade um den Jungen, war doch ein tüchtiger Seemann, wenn er auch mal zu lange im Keller blieb“, sagte der alte Kapitän Hagestrand vom Viking.

„Ja, der Alkohol. Man kann's ja verstehen, daß der junge Mann über die Stränge schlägt nach hundertdreiundzwanzig Tagen Seefahrt, aber so endet nun ein junges Menschenleben.“ Kapitän Mörn von Lawhill war ein Stück Philosoph. – „Na, trinken wir auf sein Wohlergehen in der nächsten Welt.“

In diesem Augenblick nieste einer in der Tür, der nicht mit zum Kreis gehörte; er nieste mit explosiver Heftigkeit. Alle sahen auf: da stand Barbarossa, noch mit etwas Seetang im Haar. Er hatte sechs Stunden gebraucht, um am Strand entlang zur Stadt zu kommen.

Am Abend waren die Boote so seetüchtig, wie man sie machen konnte. Andersson, Barbarossa und Alf gingen von einem Boot zum andern, überprüften alles, und jeder erklärte „sein“ Boot für das beste. „Im Notfall gehören Sie

zu meinem Boot“, sagte Andersson. Jorg öffnete den Mund, sagte aber nichts; er hatte mit Barbarossa verabredet, daß er in sein Boot kommen würde. Andersson war der beste Seemann an Bord, darüber war kein Zweifel. Aber Andersson hatte kein Glück. In seinen Augen stand der Tod auf See, in Barbarossas lachenden Augen stand Leben.

Man ließ die Boote offen; Regen pladderte auf Deck, es war zu hoffen, daß die ausgetrockneten Bootsplanken sich vollsaugen würden. Der Wind schlief ein; in großen Abständen hörte man das schwere Seufzen, mit dem „Notre Dame“ sich in die Dünung legte. Sonst war es still. Man segelte in offnem Wasser, das Eisfeld hatte einen breiten Kanal geöffnet, der genau den Kurs nach Osten hielt; es war wie ein Wunder.

Allein in der Kajüte, bereitete Jorg das wenige vor, was er tun konnte für den Fall, daß es in die Boote ging. Die Lage seiner Kammer bedrückte ihn; sie war so weit entfernt vom Deck. Man mußte zuerst durch den kleinen Vorraum, wo der Medizinschrank und die Chronometertruhe standen, dann durch die ganze Kajüte, dann durch ein Stück Gang; entweder linker Hand zum Hauptdeck, oder rechter Hand zu der kleinen Treppe nach dem Kartenhaus. Um vier Ecken, durch vier Türen; in weniger als einer Minute war das kaum zu machen. Wenn aber „Notre Dame“ so schnell sank, dann kamen ja auch die Boote nicht mehr zu Wasser. Im Grunde war es gleich, wo man ertrank. Aber lieber doch im offnen Meer als in der Falle. Wäre es ohne Aufsehen möglich gewesen, er hätte die Nächte lieber an Deck verbracht.

Er steckte in eine alte Ledertasche Dinge, die er im Boot mithaben wollte: Tabak und Pfeife. Die Tagebücher in Segeltuch gewickelt. Scheu wie ein Dieb öffnete er den Medizinschrank und holte das Fläschchen mit den Morphiumpulvern heraus. War einmal keine Hoffnung mehr, dann war das gnädiger als der Tod, den das Eismeer in Bereitschaft hielt. Er schloß die Tasche, legte sie auf das Bord des kleinen Eckschrankes neben der Kajütentür. Man

konnte sie von dort im Hinauslaufen mit einem Griff an sich reißen. Die Taschenlampe legte er so in die Koje, daß er sie mit der ersten Bewegung finden mußte. Mehr konnte man nicht tun. Vielleicht war auch das noch lächerlich. Wie schön mußte es sein, ganz dumm zu sein, nichts von der Seefahrt zu verstehen, blind dem Kapitän zu vertrauen wie einem Gott. Unwissenheit war eine große, lebenerhaltende Kraft; eine ebenso große wie Wissen.

Nach dem Abendbrot blieb Andersson in der Kajüte, zum erstenmal seit einer Woche.

Er las in einem Traktat der Seemannsmission, das man ihm in Dublin in die Hand gedrückt hatte. Es war aufgemacht wie ein billiges Magazin: viele Bilder, Scheininserate, anreißerische Überschriften. Es enthielt Formulare mit vorgedruckten Gelübden, die man unterschreiben sollte, Verpflichtungsscheine auf den Himmel.

Kopfschüttelnd wie ein Mann, der die Welt nicht mehr versteht, reichte er Jorg das Heft hinüber, nachdem er eine Stelle mit dem Nagel angerissen hatte. Jorg las:

„Salvation without money
Salvation without price
Salvation without labour
Believing does suffice…“

„Hier wird der Himmel als ein billiger Einkauf dargestellt, ein Gelegenheitskauf aus einem Warenhaus.“

„Sie behaupten, daß Gott der Seefahrt besondere Beachtung schenkt. Sie bringen da eine Statistik: Hundertsechzehnmal spricht die Bibel vom Wind. Hundertzweimal vom Regen. Zweihundertneunzehnmal vom Sturm. Hundertzweiundsechzigmal von den Wolken.“

„Die christlichen Kirchen gebrauchen heute die gleichen Werbemittel wie Warenhäuser und Politiker.“

„Dann sind sie verloren.“

„Sie sind verloren. Sehr wahrscheinlich werden die heutigen Kirchen sterben. Da hilft keine Reformation mehr, die Krankheit sitzt zu tief, ganz an der Wurzel.“

„Was nennen Sie die Wurzel der christlichen Religionen?“

„Die Bibel. Lange Zeit war sie das einzige Buch im Volk. Das gedruckte Wort war gleichbedeutend mit der Wahrheit im Volksgefühl. Heute ertrinken wir in Gedrucktem. Das Gedruckte bedeutet nicht mehr Wahrheit; für viele bedeutet es Lüge. Zuviel Lüge ist gedruckt worden; das wirkt auf die Bibel zurück. Schlimmeres ist ihr geschehen, sie ist erkannt als Menschenwerk, diese Erkenntnis ist nie wieder rückgängig zu machen.“

„Die endlose Auseinandersetzung dieses Jehova mit seinem auserwählten Volk – was geht sie uns an?“

„Was wirkt denn heute noch im Volk von den Büchern der Bibel? – Vor allem die Apokalypse. Die Ahnung einer ungeheuren Katastrophe lebt in den Völkern, darum sind ihre Ohren offen für die dunklen Worte des Propheten Johannes.“

„Glauben Sie, daß Gott die Welt durch Schlachten lenkt, durch Seuchen und allerlei Katastrophen der Natur?“

„Nein. Diese alttestamentliche Art der Weltlenkung ist für unser Empfinden unerträglich. Sie hat den miserabelsten Wirkungsgrad, sie ist ein schreckliches Gewirr von Hebeln, Zahnrädern, Bindfäden, ein ungeheurer Aufwand für lächerlich kleine Endzwecke; kein Wunder, daß diese Maschinerie sich fortwährend verheddert und verblockt. Wenn Jehova einen Wahlspruch hatte, dann hieß der: Warum einfach, wenn's auch kompliziert geht. Diese Regierung leuchtet uns nicht ein, sie ist total unmoralisch. Weil ein König hurt, schickt Gott Pestilenz über das Volk. Die Kirchen machen das Nicht-Einleuchtende nicht besser, indem sie es ‚unerforschlicher Ratschluß‘ nennen.“

„Meinen Sie, darum sind die Kirchen leer?“

„Oh, dafür gibt es unendlich viele Gründe; darüber ist soviel gesagt und geschrieben worden, man kommt da gar nicht durch. Einen Grund habe ich immer vermißt. Er ist ganz äußerlich. Die Kirchen waren früher die schönsten und größten Gebäude, die es gab. Die Festhallen, die

Stadien, die Kinos, die Banken, die Wolkenkratzer sind heute viel größer und prächtiger."

„In Südamerika sah ich ein riesiges Christusbild, Zement, glaube ich, das Kreuz war so hoch wie ein Wolkenkratzer, nachts wurde der Heiland elektrisch angestrahlt. Ich fand das ekelhaft."

„Ja. Das Volk läuft zwar immer in den größten Zirkus, aber davon kommt der Glaube nicht zurück. Im Altertum und im Mittelalter erlebten fast alle Menschen den Anblick von Martern, Foltern, großer körperlicher Pein, und viele erlitten sie selbst. Die Leiden Christi konnten darum von den Menschen viel leichter nachempfunden werden. Heute wird dem Volk solcher Anblick entzogen, das Schmerzerleben wird seltener und gemildert durch unsere Medizin. Man fühlt ihn nicht mehr, den Stachel im eigenen Fleisch beim Anblick des Gekreuzigten. Aber dies Gefühl wird wiederkommen, wenn der nächste Krieg Europa ans Kreuz geschlagen hat. Religionen sterben, Gott lebt."

„Sie glauben an Gott?"

„Gott ist", sagte Jorg.

Von der Back her kam die langgezogene Klage des Nebelhorns. Andersson sprang auf. Sekundenlang stand er ohne Regung, die Beine in den weißen Gummistiefeln wie steinerne Säulen bis zu den Hüften herauf. Nur seine Nasenflügel gingen ein – aus – ein – aus in langsamer Bewegung: sie r o c h e n in den Nebel. – Plötzlich war er zur Tür hinaus mit seinen langen Schritten, unheimlich lautlos durch die Gummisohlen.

Jorg blieb still am Tisch. Andersson konnte handeln; ihm war die Macht gegeben, zu kämpfen mit dem Nebel, mit dem Eis. Wie er zu beneiden war. Es war schwerer, stillzusitzen und zur Koje zu gehen in dieser Nacht.

Er ging zur Koje; schon um mal herauszukommen aus den klammen Seestiefeln, aber er wollte nicht schlafen. Er

wollte nicht im Schlaf überrascht werden, wenn das geschah. Verfluchte Angst; es war nicht möglich, sich über sie hinwegzulügen, sie war da. „Ich habe eben zuviel Phantasie“, sagte der eine Jorg. „Faule Ausrede“, sagte der andere, „wetten, daß die Jungens von der Freiwache wie die Bären schlafen?“

Um wach zu bleiben, machte er sich einen starken Tee. Es war guter, chinesischer Tee, in vierkantige Blechschachteln gepackt, die ein schwarzrotes Drachenmuster trugen. Er hatte kleine, zarte Blätter, einen Duft und einen Geschmack, dessen man nie müde werden konnte. Während Jorg eine große Portion Blätter in ein Stück Verbandgaze band, dachte er an die kaiserlichen Teegärten. Er sah sie vor sich in der blauen, singenden Flamme des Primuskochers, den er jetzt entzündete: sie lagen wie Weingärten an einem Berghang, hoch, so daß die Teesträucher klein blieben, mit wenigen, aber sehr zarten Blättern. Der Teeberg war mit Wall und Graben umringt, Wachtposten standen an den Toren und ließen nur die kaiserlichen Gärtner ein. Im März pflückten sie die kaum entfalteten Blättchen mit behandschuhten Fingern und legten sie in kleine Kästchen aus Reispapier, Blatt für Blatt. Während der Zeit der Ernte durften sie nur Pflanzen essen, die ihren Atem rein erhielten. Dreimal am Tag badeten sie.

Das Wasser kochte, Jorg hielt das Teesäckchen hinein; zischend entwich der überschüssige Luftdruck aus dem Petroleumtank, die Flamme erlosch, das runde Kupferhütchen erglühte in immer tieferem Rot.

Er goß den Kessel in die Thermosflasche ab. Es war gut, etwas zu tun, gut, sich in andere Welten zu versenken. Er packte einen Haufen Bücher neben sein Kopfkissen.

Völkerkunde: Was für ein unerschöpfliches Thema war der Mensch. – Wie unendlich mühevoll kamen die modernen Expeditionen zustande. „Die eigentliche Expedition war für uns eine reine Erholungsreise“, schrieb ein be-

rühmter Forscher, „das Zusammenscharren der Geldmittel war zehnmal so mühsam."

Man brauchte nur die Porträts der Geldgeber anzusehen, um das zu verstehen.

Allmählich wurden die froststarren Hände wieder geschmeidig, das Buch ließ sich besser halten und blättern: – Grab einer Häuptlingstochter aus Zentralborneo. Ihre Kleider und ihre Hüte hingen an den Säulen des Grabmals. Eine gute Idee für das Grabmal einer modernen Frau. Wahrscheinlich würde sie sich im Grabe umdrehen, wenn nach vier Wochen die Hüte anfingen, unmodern zu werden. Im übrigen aber: hätten wir die Sitte noch, den Toten ihr persönlichstes Eigentum mitzugeben, die Grabausstattung einer Modedame von heute würde sich kaum von der einer Pharaonentochter unterscheiden. Die Schmink- und Salbentöpfchen würden so ziemlich die gleichen sein; die Frau war ewig.

Mehr verändert waren die Männer. Statt mit ihrem Roß, ihren Waffen, ihren Sklaven würde man sie heutzutage wohl mit ihrem Automobil bestatten müssen, die Aktenmappe statt des Schwerts im Arm, ein „Traveller-Scheckbuch" in der Hand statt der Münzen für den Fährmann der Unterwelt. Minister würden sich mit ihrem Portefeuille begraben lassen, Geschäftsleute mit einem Telephon, Politiker natürlich mit einem Lautsprecher.

Vielleicht würde uns die groteske Komik unseres Daseins durch eine solche Sitte zu Bewußtsein kommen.

– Tibetanische Gebetsmühlen – turmhohe Maschinen; in ihrem Innern waren 108 Bände Gebete aufgebaut und 209 Bände Kommentare zu den Gebeten. Wenn man sie drehte, dann blätterten die Seiten dieser hölzernen Bücher um und um; der ganze Bibliotheksinhalt flog gen Himmel. Das waren wirklich Hochleistungsmaschinen auf dem Gebiet der Gebetstechnik; vergleichbar unseren Vielfach-Bohrmaschinen oder Schnell-Drehbänken.

Nein, Technisierung war kein Kennzeichen der Industrieländer allein. Das, was wir an der Technik als krank-

haft empfinden, das gab es auch in viel urtümlicheren Daseinsstufen. Die einen machten aus Technik Religion, die anderen Religion zur Technik. Die einen wollten den Himmel auf Erden schaffen durch die Masse der erzeugten Güter, die andern den Himmel erstürmen durch die Masse des Gebets. Das Unterfangen der Tibetaner scheint uns lächerlich; für das Vergebliche unseres eigenen Unterfangens sind wir blind. –

Regen trommelte; die eilenden Schritte der Matrosen rauschten über Jorgs Kopf hinweg. Irgendein Manöver war im Gang, man hörte die heiseren Rufe, wie sie an den Tauen holten. Jeder der großen Blöcke hatte seinen eigenen, fast menschlich artikulierten Ton. Wie Kinder waren sie mit ihrem Kreischen, Stöhnen, Weinen, Wimmern, Schluchzen, Knurren. Jorg kannte jeden einzelnen. Was gab es? – War ein Eisberg in Sicht, manövrierte man, ihm auszuweichen? Verdammte Angst, miserable Angst. Jedesmal, wenn der Ansprung einer Woge dumpf das Schiff erschütterte, dachte man an diese eine dünne Stahlhaut, jetzt blankgewetzt vom Eis, dies einzige, was trennte von dem Untergang.

Er legte die Bücher weg. Aus den Nebeln von Wasserdampf und Zigarettenrauch tauchte die Gestalt der Mutter. Die Gestalt blieb verschwommen, nur ihre Augen waren klar. Er sah sie in den Wassertropfen, die von der Decke hingen, braune Augen mit einem grünlichen Schimmer, scheu und wild, uralte Augen voller Leid und Tränen.

Wie weltfremd sie war! Schon als ganz kleiner Junge hatte er manchmal mehr von den wirklichen Zusammenhängen des Lebens verstanden als sie. Einmal hatte sie ihn bei Sonnenuntergang über den Mühlteich gerudert. Ganz langsam glitt der flache Kahn aus den Schatten der Uferwälder, die geschlossenen Kelche der Seerosen leuchteten wie große Sterne, das Wasser gluckste unter dem flachen Boden des Kahns. Der Kahn war halb mit Schilf gefüllt, das ins Wasser überhing. Er lag auf den knisternden Halmen, die Arme unterm Kopf verschränkt, verzaubert star-

rend in den Sonnenuntergang, die Mutter stand aufrecht am Heck, langsam, lautlos tauchte sie das Ruder, sie sang; mit ihrer leisen, scheuen Stimme sang sie ihm ein Lied. Da, plötzlich, schrie sie auf, erschreckt: eine breite Zunge von Wasser leckte unter dem Schilf hervor, breitete sich über den Boden des Kahns. Sie meinte, der Kahn sei leck und würde gleich sinken, sie ruderte mit aller Kraft, Angst in den Augen, eng der Mund, keuchend ging ihr Atem. In der Verwirrung verlor sie die Richtung, der Kahn glitt in ein dichtes Gewirr von treibenden Schilfwurzeln, Seerosen und Tang; er saß fest. Polternd fiel das Ruder in den Kahn, der dümpelte, wie die Mutter mit wirren Bewegungen, mit verzweifelter Hast die Schlingpflanzen zu lösen suchte. Er aber, so klein er war, sechs oder sieben Jahre, wußte: es war gar nicht gefährlich. Der Kahn war gar nicht leck. Es war das überhängende Schilf, das im Wasser schleifend Nässe sog durch seine noch lebenden Stengel. „Du brauchst keine Angst zu haben, du brauchst gar keine Angst zu haben“, rief er wieder und wieder, beruhigend wie zu einem scheuen Pferd. Er raffte das Schilf aus dem Wasser, der Kahn füllte sich nicht weiter, die Angst wich, sie ruderten zurück, aber es gelang ihm nicht, der Mutter zu erklären, wie das Schilf Wasser sog wie mit tausend kleinen Pumpen.

– Wie rührend war sie in ihrer Hilflosigkeit, ständig in Gefahr, immer bedroht von den Tücken des praktischen Lebens, das sie nicht verstand, mit dem sie kämpfte. Sie behauptete sich im Leben, indem sie ihm entging, so wie ein Wild dem Jäger. Sie entschlüpfte ihr immer, der brutalen Wirklichkeit, mit unerhört weiblichem Instinkt. Oft hatte er als kleiner Junge die laute, zornige Stimme des Vaters die Mutter schelten hören. Er fing dann immer an zu zittern vor Angst, der Vater könne die Mutter schlagen. Dann kroch er in sein Versteck, hinter die große, schwer geschnitzte Anrichte im Eßzimmer. Dort hielt er sich die Ohren zu und starrte auf die Teebüchse. Es war russischer Tee, eine Troika war auf die Büchse gemalt,

ein Schlitten im Winterwald von Wölfen verfolgt. Der Mann im Schlitten stand aufrecht, wild die Peitsche schwingend. Die Frau starrte angstvoll zurück auf die Meute, deren Atem heiß rauchte, der das Mordfeuer aus den Augen schlug. Mit aufgerissenem Rachen sprang ein großer Wolf an den Hals des Deichselpferds. Gleich würden sie zerrissen werden, Menschen und Pferde, gleich würde der Vater die Mutter schlagen. Alle Angst, alle Schrecken des Bildes vereinten sich mit seiner eigenen Angst. Wenn er es nicht mehr aushielt, wenn er vor angehaltenem Atem zu zerspringen meinte, nahm er die Finger aus den Ohren. War die dröhnende Stimme des Vaters verstummt? – Wenn es so war, lief er schnell zur Mutter. Blaß und tränenüberströmt saß sie in ihrem Stuhl. Er umklammerte ihre Beine und bohrte seinen Kopf in ihren Schoß.

Später, als der Vater von ihr gegangen war, lebte sie einsam. Allein mit ihm in einer kleinen Stadt.

Sie lebte von ihrer Kunst. Als er etwas größer war, holte er sie oft abends vom Theater ab. Meist kam er viel zu früh. Der Platz vor dem Theater war noch dunkel und leer. Er stieg zu der Säulenhalle hinauf und spähte in die Wandelgänge. Dumpfe Luft, voll von dem Parfüm der vielen Frauen drinnen. Ganz schwach vernahm man die Musik des letzten Aktes durch die dicken Flügeltüren, und ein Summen kam aus dem Haus wie aus einem Bienenstock. Die Garderobefrauen mit ihren weißen Schürzen saßen schlafend oder strickend bei den grünen Vorhängen der Garderoben, gebrechliche Logenschließer humpelten mit knarrenden Schuhen umher.

Draußen auf dem Theaterplatz flammten die Bogenlampen auf, flackernd, zischend, rosablau, ein Zeichen, daß die Vorstellung bald zu Ende war. Einige Kutschen fuhren vor mit blanken, viereckigen Laternenaugen. Mägde, mit Schals überm Arm, warteten auf ihre Herrinnen und junge Männer auf ihre Mädchen. Schiller und Goethe auf hohem Sockel, mitten auf dem Platz, schimmerten kalt

und metallisch. Schiller, spitznasig, hatte den Blick peinlich ekstatisch nach oben gekehrt. Es war nicht auszumachen, ob er zum Himmel blickte oder zu dem dicken Lorbeerkranz auf seinem Haupt. Goethe blickte ins Leere unter der schweren, gerunzelten Stirn. Er schien weglaufen zu wollen; nur mit Mühe hielt ihn Schiller am Arm zurück. Ein Stadtpolizist, blaue Uniform, Messingknöpfe, Messinghelm und weiße Handschuhe, nahm Aufstellung. Dann kamen die Menschen, in Tropfen, in Rinnsalen, in breitem Strom. In ihren Gesichtern war noch benommene Ergriffenheit, das Erlebnis der Bühne trennte sie von denen auf der Straße.

Wenn es soweit war, ging er um das Theater herum zum „Künstlereingang“. Es war ein dunkler Weg durch einen Hintergarten mit hohen Bäumen. Aus der erleuchteten Tür kamen zuerst die Feuerwehrleute. Sie klimperten mit den Äxten, die an Karabinerhaken von ihren breiten Leibgurten hingen. Jeder einzelne hielt in der Tür und zündete sich die erloschene Zigarre an. In dem Glaskasten unter der Treppe saß der Pförtner, ein schwarzhaariger Mann, der viele Aufträge bekam von denen, die hinausgingen, der viele Pakete entgegennahm von denen, die draußen warteten; auch Blumen. Es kamen die Musiker des Orchesters. Seltsam: sie kamen wie Arbeiter nach ihrem Tagewerk, müde, erlöst, bürgerlich, schwatzhaft. Sie, die Künstler, waren nüchtern, während die Bürger, die der Kunst gelauscht hatten, verklärt aus dem Theater kamen. Überall in dem dunklen Garten flammten Streichhölzer, hohlgemachte Hände wurden durchleuchtet, Gesichter glühten auf. Es kamen die Sänger und Sängerinnen, sie trällerten noch auf der Treppe. Sie waren wie Vögel, die man aus dem Käfig läßt. Sie scherzten und schauspielerten untereinander, als ob sie noch auf der Bühne wären. Jorg waren sie unheimlich, ihr ganzes Dasein schien sich auf einer Bühne abzuspielen. Endlich kam auch die Mutter, den Geigenkasten unterm Arm, erregt noch und gesprächig mit Bekannten.

Draußen, hinter dem Theater, bog die letzte Elektrische quietschend um die Kurve, ein quadratisches Kästchen aus Glas und Mahagoni, unwahrscheinlich kurz und abgehackt. Sie war im Augenblick überfüllt, zornig stampfte der Schaffner auf die Klingel und fuhr ab. Im Zahlkästchen klapperten die Groschen; es war eine Einmanntram. Zwei Linien gab es in der kleinen Stadt, eine rote und eine grüne, nachts trugen sie rote und grüne Laternen an der Stirn. Jorg und seine Mutter brauchten die Rote, die Grüne erschien ihnen als ein unnützes, ja verächtliches Wesen. Natürlich kam immer die Grüne, und die Rote war gerade weggefahren. Da mußten sie zu Fuß nach Hause gehen.

Ihre Schritte hallten in den verödeten Straßen, die Ladenschilder glitzerten im grünen Gaslaternenlicht. Dann kam die lange Allee von alten Linden am Park entlang. Jorg trug die Geige, die Mutter hängte sich bei ihm ein. Die Baumschatten lagerten über dem Kiesweg, es war, als ob man eine lange Leiter durchkletterte. Es dampften die Wiesen im Park, es dufteten die Jasminsträucher. Die Mutter war so müde, ihre Schritte begannen zu schleppen; oft, um sie zu ermuntern, erzählte er ihr Geschichten, dann wurde sie wach und malte ihm phantastische Begebenheiten aus: sie machten zusammen eine Seereise auf einem großen Schiff. Das Schiff ging unter. Würden sie mit ins Rettungsboot gehen? – Nein, auf Rettungsboote war kein Verlaß. Eine Badewanne würden sie sich ausbitten, Jorg müßte den Stöpsel immer fest zuhalten, und Mutter würde rudern. – Wie wäre es wohl, wenn sie statt in einem Haus in einem großen Fabrikschornstein wohnten? Alle Zimmer würden rund sein. Von einem Zimmer zum andern müßten Falltüren gehen. Es würde allerdings mühsam sein, nachts nach dem Theater die lange Feuerleiter hinaufzuklettern, den Geigenkasten unterm Arm.

Wie nahe war man sich gewesen. Wie war es möglich, daß man sich später entfremdete?

Einmal, als er schon ein großer Junge war, größer als sie, hatte sie ihn züchtigen wollen. Da hatte er ihr einfach

die Hände festgehalten. Das vergaß sie nie, und auch er würde nie das Funkeln ihrer Augen vergessen in jenem Augenblick. Ach, unsere Mütter! Solange wir kleine Kinder sind, wollen sie nichts als Mütter sein, stolz und froh. Wenn wir erwachsen, wollen sie uns Freundinnen und Schwestern sein. Wie falsch ist dieser Ehrgeiz! Wir lehnen das ab aus dem Instinkt heraus. Denn eine Mutter kann nicht Schwester, kann nicht Freund sein. Wenn wir das fühlen lassen, und wie könnten wir anders, dann sind die Mütter zutiefst enttäuscht und gekränkt. Der Versuch, den heranwachsenden Kindern nahezubleiben, endet fast immer tragisch, er bricht die Kluft erst auf, die zwischen Alter und Jugend liegt. Oh, wieviel Bitterkeit, wieviel Verzweiflung, wieviel Wahnsinn in der Mutterliebe, die festhalten will, was ihr entwächst. Und das war das Tolle, das nahezu Irrsinnige dieses Ringens um Sohnesliebe: daß die Mütter oft an die Niederlage einer dauernden Entfremdung glaubten, daß sie den Sohn aufgaben im Augenblick, wo er vollkommen bereit war, zu ihnen zurückzukehren. Sie faßten es nicht, daß man sich zuerst losringen mußte von einer Liebe, die fesselte, daß man frei sein mußte, um das Band zwischen Sohn und Mutter zu erneuern. Frauen der Urzeit, die mit eigener Hand die Nabelschnur zerrissen des neuen Lebens, das ihr Leib gebar, fühlten besser als die heutigen das Gesetz der Frau: Leben schenken und ihm Freiheit geben, warten und überdauern und altern zu ihrer gottbestimmten Zeit.

Bevor er Europa verließ, war die Mutter krank gewesen, sehr krank, eine Zeitlang dem Tode nahe. Er hatte sie besucht in dem kleinen, weißen Klinikzimmer. Ihre welken, sommersprossigen Hände hatten so heiß, so krampfhaft die seinen umspannt. So schwach war sie noch, daß sie kaum den Kopf von dem steilen, steifen Kissen heben konnte. Und sie hatte gesagt – Glanz in den Augen, ein wenig errötend wie ein ganz junges Mädchen, das sich auf Schulferien freut: – „Weißt du, jetzt, wenn ich wieder gesund bin, will ich mir ein Faltboot kaufen. Damit will ich die

Donau hinunterfahren, die ganze Donau, bis zum Süden, bis zum Schwarzen Meer. Das wird ganz leicht sein, ich glaube, ich brauche kaum zu paddeln, der Strom trägt mich doch von selbst hinab. Abends will ich mir ein kleines Zelt aufbauen. Und Tee koche ich mir auf meinem Spirituskocher..."

– Und war doch so schwach, daß Jorg sie füttern mußte. Und nie mehr würde sie eine gesunde Frau werden, nie mehr als eine halbe Stunde gehen können. Oh, über ihre wunderbare Phantasie, über ihre unsterbliche Hoffnung. Oh, über den sieghaften Geist, der sich über die Gebrechlichkeit des Körpers erhob. Es öffneten sich die verschütteten Brunnen von tiefster Liebe, von Schmerz, Reue und atemraubender Ehrfurcht vor dem Übermenschlichen.

Die Petroleumlampe brannte trübe; ihr Zylinder war schon grau verrußt.

„Diese Nächte stellen mich auf eine ganz scharfe Probe. Was dabei herauskommt, ist traurig. Ich weiß jetzt, daß ich von oben bis unten voll Feigheit, Lüge, Schwäche und Laster stecke. Meine Fähigkeit zur Einsamkeit habe ich traurig überschätzt. Wenn diese Reise einmal hinter mir liegt, werde ich wohl für immer ein Grauen vor Gefangenschaft behalten. Ich bin wie ein Irrer, der sein Irresein vor der Welt verbirgt – vorläufig noch mit Erfolg. Wenn wenigstens das eine noch gelingt: Haltung bewahren vor dem, was kommt."

Schwächer und schwächer wurde das Lampenlicht, es starb an Nahrung, geisterte bläulich und erlosch. Langsam, langsam wurde es grau hinter dem beschlagenen Bullauge; der neue Tag.

Befreit, beruhigt, weil es Tag war, schlief er ein. Er träumte so lebhaft von Garten und Erntezeit, daß er erwachend einen Südwester für einen großen Strohhut hielt.

Am 16. Dezember, bei Nebel, Nordwind und schwerer Dünung aus Südwest, tönte fast gleichzeitig vom Fockmast,

Großmast, Kreuzmast ein Schrei – gellend, langgezogen: Eisberg! Man sah die winzigen Schattengestalten der Ausguckmänner Arme recken; wie Kompaßnadeln zeigten sie alle in eine Richtung: Luvwärts. Im nächsten Augenblick hörte man das Trappeln vieler Füße die Eisentreppen zum Hochdeck hinauf; jäher Galopp einer erschreckten Herde. Andersson war mit einem Satz auf die Verschanzung in Luv gesprungen und enterte mit unglaublicher Geschwindigkeit am Want auf.

Man sah den Eisberg nicht länger als eine Minute. Die Sonne stand wie eine kleine, blasse Blume in der Nebelwand, sie dehnte sich und schrumpfte in langsamem Pulsschlag mit dem eigentümlichen Wallen des Nebelmeers. Da, als die Aura um den Sonnenkreis sich weitete, erkannte man das fahle Gletscherflimmern, hoch, oh, entsetzlich hoch am Himmel. Ein Schatten segelte vorbei, etwas ganz Ungeheures, kaum abgehoben von der grauen Wand. Gestaltlos war es, nur mit dem unheimlichen Flimmern so furchtbar hoch, so furchtbar nahe, und es atmete, das entsetzliche Gespenst; ein Eishauch wehte über „Notre Dame“, und die Herzen ihrer Menschen zitterten in Todesfrost. Sekundenlang standen sie alle starr, grau im Gesicht, und all diese jungen Gesichter waren alt, ganz alt geworden und krank. Anderssons mächtige Stimme hallte vom Want her über Deck, voll und klar wie eine große Glocke; ihr Nachdröhnen erstarb in dem Trampeln der Füße: Andersson hatte den Bann gebrochen.

Es schrillten die Trillerpfeifen der Steuerleute, die Menschen wimmelten über Deck. – Waren es wirklich nur neunundzwanzig Seelen, die da um ihr Leben kämpften? Die Rahwinden begannen ihren rasenden Lauf, von der Trommel bis zu ihren Fundamenten erzitternd unter der Last der sinkenden Rahen, die jetzt an den Mastschienen abwärtsglitten, Zoll um Zoll. Klatschend flog Tauwerk an Deck von den Koffeenägeln, die Menschentrauben warfen sich hinein, rückwärts zu Boden sinkend, Zähne gebleckt, die Augen starr auf die Taue gerichtet, die auf-

strebend unsichtbar wurden in der Nebelwand. Fock, Großsegel und Bagien wurden aufgegeit, um „Notre Dame" möglichst beweglich zu machen. Die Besansegel wurden eingeholt. Das Brausen an den Flanken wurde schwächer, die Fahrt verminderte sich. Über Deck schollen heiser und wild die fast unmenschlichen Laute, mit denen die Arbeitsgruppen sich spornten und im Takt erhielten. Es klang wie das Knurren, Würgen, Zerren großer Raubtiere über einer Beute. Man war schweißüberströmt, durchtränkt war das schwere Wollzeug, das man auf dem Körper trug. Die Siedehitze der Arbeit kochte die Angst aus den Menschen heraus; sie gesundeten noch in der gleichen Stunde, da diese Krankheit sie befallen hatte. Nach einer Stunde war das Deck leer und wie ausgestorben bis auf die stille, ewige Gestalt des Rudermanns. Beide Wachen waren aufgestiegen in den Nebelhimmel hinein. Wie durch dicken Rauch hindurch sah man sie die Segel reffen. – „Notre Dame" segelte weiter. Nach Australien oder in die Ewigkeit.

Steifbeinig vor Gliederschmerzen, mit einem Atem, der immer noch mit heiserem Pfeifen aus der Lunge rasselte, ging Jorg langsam über Deck nach achtern. Mühsam kroch er über die Reling des kleinen Motorbootes und hockte sich neben sein Schiff „Refanut". Da hatte er auch gesessen, das Schiff im Arm, das Werkzeug auf den Boden des Motorboots gebreitet, als der Alarm gekommen war. Das Motorboot war ein guter, windgeschützter Platz zum Basteln. Er nahm das Messer in die Hand, die aufgerissen war und schmerzte. Die Linke drehte ein Stück Mahagoniholz zwischen den Fingern, die Stelle suchend, wo die Klinge zuletzt eingebissen hatte. Weitermachen, dachte er, um Gottes willen weitermachen. Nicht in den Nebel starren, nicht lauschen. Weitermachen.

Er schnitzte den dritten der drei halbmondförmigen Marse für „Refanut". Es war eine Freude, mit Mahagoni zu arbeiten nach all dem harten Teakholz und Oregon-Pine. Es schnitt sich weich mit einem feinen Knirschen, es ließ sich bohren ohne aufzuplatzen. Mit einer rot-

glühenden Nadel, erhitzt über dem Primus, senkte er die feinen Bohrlöcher in Marse, Masten, Rahen und in die Verschanzung des Rumpfes. Sobald die Nadel über der Flamme aufglomm, mußte man sie schnell mit der Flachzange an die Bohrstelle führen, ehe sie erkaltete. Ein winziger Rauchfaden wirbelte auf, wenn sie ins Holz sich senkte, ein winziger Ring verkohlten Holzes wuchs um den Nadelschaft, ein feiner, würziger Duft stieg aus dem frischgebrannten Loch.

Nur wenn die Nadel sich krummbog oder brach, schaute er auf: da war die weiße Glocke über „Notre Dame" gestülpt, ein Gas, ein tödliches Gas. Nässe troff, Tropfen liefen in glitzernden Schnüren an den Stagen entlang, Tropfen hingen im wolligen Fließ des Isländers. Wie hoch der Eisberg wohl gewesen war? – Höher als die Masten, vielleicht hundert Meter; und zehnmal so tief ragte er unter Wasser, ein unterseeisches Gebirge, das nur seine Spitze sehen ließ. Ein wanderndes Gebirge, das war schon unheimlich genug. Das Furchtbarste aber war die völlige Lautlosigkeit, mit der es segelte. Selten kam einer allein, in Geschwadern pflegten sie zu segeln. Wo waren sie, die andern? Kam nicht ein neuer Eishauch übers Meer? Weitermachen! Eine neue Nadelspitze erglühte in der singenden Flamme. Ein schöner Kupferdraht, ein Rest der früheren Funkstation war prachtvoll zu gebrauchen. Er bog sich willig, er ließ sich hämmern, bohren, feilen, wie man wollte. Aus ihm machte Jorg die Jungfern und die Blöcke für „Refanut". Ein Schiff wie „Notre Dame" hatte davon mehr als zwölfhundert; „Refanut" brachte es auf annähernd dreihundert. Abgeschossene Patronenhülsen mit den Augen der Zündhütchen waren wunderbar als Bullaugen einzusetzen. Zwei andere lieferten die Lampentürme. Der Motorschörterer hieb mit dem Meißel ein Stück aus seinem großen Klumpen Blei; Jorg hämmerte es flach und schnitt daraus die Anker. Mit all ihrem Kupfer und Messing sah „Refanut" so schmuck und sauber aus wie eine altmodische Küche: „Dein Junge wird Messing putzen

müssen", meinte Barbarossa. Er hatte tatsächlich recht. Jorg begann das kleine Schiff zu lieben: „‚Refanut', mein Kind, du rettest mich vor zuviel Phantasie", redete er zu ihm.

„Refanut" bekam vier winzige Rettungsboote aus Mahagoni, die in kupfernen Davits hingen. „Refanut" bekam ein Mahagonikartenhaus, eine Reling aus Messingdraht und ein doppeltes Steuerrad wie „Notre Dame" aus Mahagoni geschnitzt und mit kupfernen Speichen. „Refanut" bekam nur bestes Material.

Eine geflochtene, gewachste Angelschnur gab das „stehende Gut" her, die Wanten und Stage. Beim Aufriggen merkte Jorg erst, wie wenig er von Segelschiffen wußte. Barbarossa verbesserte viele Fehler. In den Grundzügen so einen Mast richtig nachzubauen, erforderte viel Nachdenken, selbst wenn man das Vorbild unmittelbar vor Augen sah.

Der Segelmacher lieferte einen Strang geteertes Segelgarn. „Refanut" fraß es nur so in sich hinein; es war geradezu unglaublich, was ihre kleinen Masten an Tauwerk verschlangen, fünfzig Faden Segelgarn, an die hundert Meter verarbeitete Jorg nur für die wichtigsten Brassen und Falle. Der Zimmermann ritzte eine von den drei Tafeln Leim, die er besaß, mit seinem Messer und drückte Jorg die abgebrochenen Stückchen in die Hand. Es war ein großes Geschenk; keiner durfte es sehen, so arm war das Schiff. Jorg weichte den Leim im Wasserbad; mit einem Pfeifenreiniger als Pinsel bestrich er all die Knoten und Verbindungsstellen. Segelgarn, durch den Leimtopf gezogen und dadurch versteift, gab die Leitersprossen in den Wanten. So etwas zu erfinden machte Freude, auch daß man immer wieder den Werkstoff auftrieb, der gerade nötig war, gegen alles Hoffen und Erwarten.

In einem Waschzuber wurde „Refanut" vom Stapel gelassen. Sie schwamm mit vollkommen ebenem Kiel, sie wirkte schwer, wuchtig und handhabte sich wie ein großes Schiff. Aber sie war noch nicht fertig. –

Jorg riß die Wasserlinie mit dem Bleistift an. Mit Bleimennige bekam „Refanut" einen roten Bauch; das Holz sog Farbe. Das matte kupfrige Rot, das übrig blieb, wirkte schön gegen das kräftige Holzteerbraun des oberen Rumpfes. Mit dem gleichen Mennigrot malte Jorg zu beiden Seiten des Rumpfes den Namen. Das rohe Segelgarn, das rohe, edle Holz der Masten und der Rahen, der Glanz des Kupfers und des Messings waren die anderen Farben.

War sie nun fertig? Jorg wendete sie in den Händen hin und her: etwas Letztes fehlte; und wenn auch „Refanut" als ein Modellschiff keineswegs vollkommen war, dies eine sollte sie besitzen, was kein anderes Kinderschiff der Welt besaß.

Die großen Segelschiffe trugen eine Haifischflosse vorn am Klüverbaum. Auch „Refanut" sollte eine Haifischflosse haben. Jorg kletterte nach vorn, schnitt ein winziges Stück von der Haifischflosse der „Notre Dame"; mit einer heißen Nadel heftete er es „Refanut" wie einen Orden an. Das war am 20. Dezember, am letzten Advent.

Mit schwachem, südwestlichem Wind glitt „Notre Dame" über ein besonntes Meer. Es war leer. Kein Eis, so weit man sehen konnte. Man stand an Deck, blinzelnd vor so viel ungewohntem Licht, bleich, übernächtig und von einer unsagbaren inneren Seligkeit erfüllt. Man lächelte still vor sich hin, fast wie Frauen, die geboren haben. Andersson kam mit dem Sextanten vom Hochdeck, die langen, blonden Bartstoppeln wie eine leuchtende Aura um das hagere Gesicht. Im Kartenhaus beugten Alf und Barbarossa sich über die Logarithmen; sie errechneten die Position. Andersson schien die Sonne mit ins Kartenhaus zu bringen; ein solches Strahlen ging von ihm aus.

„Ich gehe jetzt schlafen", sagte er, „unten gehe ich schlafen. In meiner Kammer." Mit schweren Schritten stieg er die knarrende Treppe hinab.

„Hat er auf deiner Wache mal geschlafen?" fragte Alf.

„Nein; bei dir?"

„Nein."

„Dann ist das heut der neunte Tag, seit er nicht mehr geschlafen hat.“

„Und der erste Tag, wo er überhaupt in seiner Kammer schläft, seit wir in See sind“, sagte Jorg.

Er schrieb seinen Kindern eine Geschichte:

Die Schiffsglocke der Lutine

Jedes Schiff hat zwei Glocken. Die eine hängt über dem Steuerrad, und der Matrose, der am Steuer steht, schlägt mit dem Klöppel die Stunden. Die zweite hängt am vorderen Mast über dem Mastkorb. Nachts hält dort ein Matrose Wache, und wenn die Glocke am Steuer „bim“ sagt, dann sagt die andere „bam“. So antworten sich die Glocken, und so schlagen sie die Stunden Tag und Nacht auf allen Schiffen auf dem Meer. Wenn man weit genug hören kann über alle Meere hinweg, dann würde man tausend und aber tausend Schiffsglocken läuten hören.

Es gibt keinen Menschen, der so weit hören kann, aber es gibt eine alte Schiffsglocke, die kann alle andern Schiffsglocken hören und versteht ihre Sprache.

Was ist das für eine alte Glocke? – Ja, das ist eine sonderbare Geschichte, aber sie ist wahr.

Vor vielen hundert Jahren segelte einmal ein mächtiges Kriegsschiff von England nach Holland. Es hatte hundert Kanonen und tausend Matrosen und trug in seinem Bauch eine schwere Ladung Gold. Das Schiff hieß „Lutine“. Als es schon dicht an der holländischen Küste war, da begann seine Schiffsglocke zu läuten, angstvoll und unaufhörlich; das bedeutete Sturm. Der Sturm warf die „Lutine“ auf eine Untiefe, und die Brandung zerschmetterte ihre Rippen, der Gischt riß die Menschen von den Masten, an die sie sich angeklammert hatten, und der Schiffsrumpf brach auf und sank. Alles ging unter, die hundert Kanonen, die tausend Matrosen, der Admiral und der Kriegsschatz. Auch die Glocke der „Lutine“ ging mit unter.

Da lag sie nun auf dem Grund des Meeres. Das Holz der „Lutine“ zerfiel, die Goldmünzen vergruben sich tief

im Sand, in den Kanonenrohren wohnten die Krebse. Aber die alte Glocke blieb ganz, sie hatte sich nur einen dicken Mantel von Grünspan angezogen. Jedesmal, wenn ein großer Sturm das Meer peitschte, rührten die Wogen sie an, daß ihre Wände leise klangen, und von den Wogen lernte sie die Sprache der Schiffe, die oben auf den Wellen mit dem Sturm kämpften.

Die Sage von dem versunkenen Goldschatz der „Lutine" lebte unter den Menschen fort, und als die alte Glocke dreihundert Jahre auf dem Meeresgrund geträumt hatte, kamen Taucher zu ihr herab, um den Schatz der „Lutine" zu suchen. Sie konnten ihn aber nicht finden, die schweren Kisten waren längst geborsten, die das Gold zusammengehalten hatten, und der Triebsand der Sandbank hatte es verschlungen. So fanden die Taucher nichts als die alte Glocke. Sie banden sie an Stricke und holten sie auf ihr Schiff; das war doch besser als gar nichts.

Als das Schiff der Taucher unverrichteterdinge wieder in den Hafen der großen Stadt London kam, von wo es ausgefahren war, da fing die Glocke der „Lutine" auf einmal an zu läuten, laut und mit schnellen Schlägen, so wie Kirchenglocken läuten, wenn es brennt. Die Leute am Hafen liefen zusammen und staunten, denn da war niemand, der den Klöppel schlug. Es klang so unheimlich, so dumpf und hohl aus der alten Glocke heraus, daß alle Menschen sagten: „Sicher bedeutet das ein Unglück."

Am nächsten Tage luden die Taucher die Glocke der „Lutine" auf einen Wagen und fuhren sie nach der Börsenhalle von London zu den Kaufleuten, die ihnen den Auftrag gegeben hatten, nach dem Schatz der „Lutine" zu suchen. Sie fanden die Kaufleute alle in der Börsenhalle versammelt und sehr niedergeschlagen: Soeben war die Nachricht gekommen, daß eins ihrer wertvollsten Schiffe auf der Themse in Brand geraten und untergegangen sei. Das war zu genau der gleichen Stunde geschehen, als die Glocke der „Lutine" so angstvoll geläutet hatte.

Die Taucher erzählten, was sie gehört und gesehen hat-

ten, und den Kaufleuten erschien die Sache wunderbar genug. Endlich sagte der Älteste: „Die Glocke der ‚Lutine' läutet, sobald ein Schiff untergeht. Wir wollen sie in der Börsenhalle aufhängen, dann wissen wir immer, wenn einem unserer Schiffe auf dem fernen Meere ein Unglück geschieht."

So geschah es: die alte Glocke wurde an einem großen Balken in der Börse aufgehängt, und da hängt sie heute noch und läutet, wenn ein Schiff untergeht.

Was aber die Kaufleute nicht wissen, das ist, daß die alte Glocke die Sprache der Schiffe versteht. Die Schiffsglocken sind die Stimmen der Schiffe; die Glocke der „Lutine" kennt sie alle bei Namen. Alle Schiffsglocken nennen die alte Glocke „Vater", weil sie die älteste von allen ist.

Nachts, wenn die Menschen in der Stadt London schlafen und die alte Glocke einsam unter ihrem dicken Balken in der dunklen Börsenhalle hängt, dann fängt sie leise an zu dröhnen und zu klingen und ruft ihre Kinder:

„‚Dagmar', meine Tochter, ‚Dagmar', wo bist du?"

Es dauert lange, bis ihre Stimme in die große Ferne dringt, aber dann antwortet die Schiffsglocke der „Dagmar", leise klingend und schwingend:

„Vater, ich fahre von Westindien nach Neuyork. Ich bin vollgeladen mit Früchten. In meinem Laderaum hängen in großen Büscheln die Bananen, jeder Busch ist so groß, daß ein Mann ihn kaum tragen kann. Ein großer Laderaum ist voll von Pampelmusen, sie sind doppelt so groß wie Apfelsinen, sie leuchten gelb wie kleine Sonnen und sind voll von dem schönsten klaren Saft. Ein anderer Laderaum ist ganz vollgepackt mit Ananas und einer mit Zitronen. Wir sind in der Straße von Florida, heiß ist die Luft, oben auf meinem Deck liegen die Passagiere mit ihren weißen Kleidern in den Deckstühlen, sie haben große Gläser voll Eisstückchen in den Händen und saugen Fruchtsaft durch Strohhalme. Sie stöhnen alle über die Hitze. Aber in meinem Bauch ist es kühl, angenehm kühl. Die

Eismaschine läuft, ihre Rohre sind dick mit Schnee und Eisnadeln bedeckt; das geschieht, damit die Früchte frisch bleiben. Überall surren die Luftfächer und blasen frische Luft in die Laderäume. Alle Luken sind offen, und Wolken von Ananas- und Zitronenduft steigen daraus empor. Ich finde, daß die Westindienfahrt eine angenehme Reise ist."

Die alte Glocke summte und brummte zufrieden: „Dagmar" ging es also gut, um die brauchte man sich nicht zu sorgen. – „‚Pedro', mein Sohn, ‚Pedro', wo bist du?"

Nach einer Weile antwortete die Schiffsglocke des „Pedro":

„Ach, Vater, ich muß mich recht sehr plagen. Ich schwimme zwischen Mexiko und England beladen mit Rohöl. Es steigt in Mexiko aus tiefen Brunnen aus der Erde, und in England macht man Benzin, Petroleum und Asphalt daraus. Es ist ein schweres schwarzes Zeug, das Rohöl und riecht häßlich. Keiner darf rauchen an Bord, damit kein Feuer ausbricht, darüber schimpfen sie alle sehr. Ruhe gibt es überhaupt nicht für uns Tankdampfer. Kaum sind wir in England, da wird das Erdöl mit großen Schläuchen aus meinen Tanks herausgepumpt, in ein paar Stunden bin ich leer. Und gleich gehen wir dann wieder in See und fahren nach Mexiko. Da drüben geht es noch schneller; in zwei Stunden wird mir der ganze Bauch vollgepumpt – hin und her, und her und hin zwischen England und Mexiko, immer derselbe langweilige Weg."

„‚Pedro' schimpft", brummte die alte Glocke. „Aber das macht nichts. Erdöl muß sein, womit sollten sonst die Motorschiffe und die Autos fahren? Jetzt will ich mal sehen, wo ‚Björn' steckt."

Die Schiffsglocke von „Björn" kam aus großer Ferne und klang ganz aufgeregt: „Wir sind auf der Jagd, Vater, auf der Walfischjagd unten im Südmeer. Gerade hat unser Ausguck einen Wal gesichtet. Wir steuern auf ihn zu. Sein schwarzer Rücken steigt auf, breit wie ein Unterseeboot. Er bläst Wasser aus, wie ein Springbrunnen.

Vorn auf der Back steht der Schütze und richtet die Kanone mit der Harpune auf den Wal. Jetzt knallt es – die Harpune saust, die lange Leine zischt durch die Luft: Der Walfisch ist getroffen! Er taucht, er schwimmt tief unter Wasser. Er zieht an der Leine. Oh, er ist furchtbar stark. Meine Schraube läuft rückwärts mit voller Kraft, trotzdem zieht er mich vorwärts; er ist stärker als tausend Pferde. Aber bald wird er erlahmen, dann bin ich stärker und ziehe ihn an der Leine zu mir heran. Dann ist er tot, und wir blasen seinen Bauch mit Luft auf, damit er nicht versinkt und schleppen ihn zu unserer schwimmenden Trankocherei, da wird ihm der Tran ausgekocht."

„Gut, gut", brummte die alte Glocke, „‚Björn' ist auf der Jagd, da will ich nicht stören. – ‚Moonta', mein Kind, wo bist du?"

„Bam – bam – bam", läutete die Schiffsglocke der „Moonta". „Ich bin unterwegs nach Chile. Ich habe eine lebendige Fracht, dreihundert ostfriesische Kühe. Auf meinem Deck hat man ihnen Ställe gebaut, damit sie frische Seeluft haben. Es sind gute Kühe, schön, schwarz-weiß gefleckt und sanft. Ich habe Futter für sie im Bauch. Heu, Rüben und Stroh, und die Matrosen haben so viel Milch und Butter, wie sie gar nicht trinken und essen können. Aber die Kühe sind traurig, weil sie so eng eingesperrt sind und nicht auf die Weide können. Wenn wir Sturm haben und die großen Wogen mit ihren weißen Mähnen über meine Flanken brechen, dann muhen sie vor Angst und stolpern und fallen hin, denn sie haben keine Seebeine wie die Matrosen. Gestern hat eine Kuh ein Kälbchen geboren, mitten auf dem Meer. Das wird ein richtiges Seekälbchen werden, wenn das mal groß ist, hat es sicher keine Angst vor der See.

Bald kommen wir nach Chile, wo die großen Weiden sind, da können die Kühe bis zum Bauch im hohen Gras stehen und brauchen sich nicht mal zu bücken, wenn sie fressen wollen."

Am liebsten aber spricht die alte Glocke mit den großen

Segelschiffen, weil sie selbst auf einem Segelschiff war, als sie jung war. Es gibt nur noch ganz wenig große Segelschiffe, und ihre Glocken antworten aus großer Ferne. Eins ist gerade bei Kap Hoorn, da, wo zwei Meere sich begegnen und wo die großen Stürme sind:

„Ich kämpfe, alter Vater", läutet die Schiffsglocke von „Privall"; „ich kämpfe mit einem Orkan. Fast alle meine Segel sind zerrissen und weggeweht. Der Hagel peitscht, und ich bin ganz mit einer Eiskruste überzogen. Die Matrosen hängen auf meinen Rahen, mit aller Kraft halten sie sich fest, damit der Sturm sie nicht herunterweht. Die Segel, die sie bergen müssen, sind hart gefroren, die Finger der Männer bluten, seit zehn Stunden liegen sie auf den Rahen, aber sie halten aus. Die Felsen von Kap Hoorn ragen aus dem Meer, sie sind nahe, gefährlich nahe."

„Halte aus, halte aus, ‚Privall'", dröhnt die alte Glocke. „Der Orkan wird vorübergehen. Die Felsen von Kap Hoorn werden dich nicht zerschmettern, ich weiß es. – ‚Notre Dame' wo bist du, ‚Notre Dame' von den Wogen?"

Aber diesmal hört die alte Glocke statt der Schiffsglocke von ‚Notre Dame' ein dumpfes Nebelhorn:

„Bu – u – u – u, alter Vater. Ich segle im Nebel, weit, weit im Südmeer zwischen Afrika und Australien – bu – u – u – u. In jedem meiner vier Masten sitzt ein Matrose und schaut in die dicke graue Nebelwand hinein. Denn hier ist das Reich der Eisberge. Vom Südpol her treibt sie der Wind über das Meer, weiße Berge, dreimal so hoch wie mein höchster Mast. Wir können sie nicht sehen, jeden Augenblick können wir gegen einen Eisberg anrennen, dann sind wir verloren."

„‚Notre Dame', alte ‚Notre Dame'", dröhnt die Glocke der „Lutine", „mehr als dreißig Jahre fährst du nun schon auf dem Meer: du hast doch keine Angst?"

„Nein, Angst habe ich nicht. Ich bin alt, es ist schöner für mich im Meer zu sterben und unterzugehen, als daß man mich auf einer Abwrackwerft abschlachtet wie ein altes Pferd. Aber der Kapitän geht unruhig an Deck auf

und ab und starrt in den Nebel, und da sind Männer an Bord, die zu Hause Frauen und Kinder haben."

„Sie kommen alle sicher nach Australien und sicher in die Heimat zurück. Glaube mir, ‚Notre Dame', ich weiß es."

So spricht die alte Glocke in London nachts mit ihren Glockenkindern. Wenn aber ein Schiff untergeht, dann läutet sie so angstvoll und so traurig, daß die Kaufleute von London zusammenlaufen, und dann wissen sie: ein Schiff kommt nicht wieder.

Mit einemmal erschien das Leben wieder ganz gesichert. Man war ein anderer Mensch und das Zivilisationsbewußtsein erwachte und empörte sich. Es war wie ein Rückfall in die Zeit vor der Reise.

Durch einen Zusammenstoß im Nebel unterzugehen, das erschien Jorg jetzt ebenso sinnlos, wie am Tag des Waffenstillstandes von einer Kugel getroffen zu werden. Beim Abendbrot malte er Andersson all die Hilfsmittel aus, die die Technik gegen die Nebelgefahr besaß. In den befahrenen Gewässern Europas, im Englischen Kanal lagen schon heute die Funkbarken, ihre Signale leiteten die Schiffe, die eine Funkstation besaßen; im dicksten Nebel wurden sie wie von den Stimmen unsichtbarer Geister geführt. Von Sandy Hook bis nach Neuyork hinauf lagen Funkkabel auf dem Meeresgrund; an ihnen entlang wurden die Schiffe bei unsichtigem Wetter wie auf Straßen mit getrennten Fahrbahnen geführt, sie konnten sich nicht verirren, konnten keinem großen Schiff auf Gegenkurs begegnen. Das war eine Seefahrt, die wie auf Schienen lief.

Es gab infrarote Strahlen, mit ihnen konnte man durch Nebel hindurch photographieren, konnte sichtbar machen, was in der Fahrtrichtung lag. Man hatte elektrische Verfahren, elektrische Wellen, die vom Schiff ausstrahlend die Nebeltröpfchen niederschlugen. In ein paar Jahren würde jedes große Schiff einen Tunnel von Klarheit durch die Nebelwände brechen können.

Andersson lächelte: „Was hat ein Kapitän dann noch zu tun?“

Jorg schaute verblüfft: „Nicht mehr sehr viel.“

Andersson nickte: „Seine Kommandobrücke liegt 10, 12 Stockwerke über dem Meer; er ist dem Meer so fern wie ein Leuchtturmwärter in seinem Turm. Wenn er mit seiner Stimme die Enden seines Schiffs erreichen will, gebraucht er ein Telephon, mit der Maschine verbindet ihn ein Telegraph. Er ist von Hunderten von Apparaten umgeben, Meßinstrumenten, elektrischen Knöpfen. Er ist mit der Natur und mit seinem Schiff immer weniger direkt verbunden, immer mehr auf dem Umweg durch die Apparate. Sein Dasein bekommt etwas Unwirkliches. Er scheint ein großer Herr und ist doch nur ein Beamter. Er befördert Tausende von Menschen, hat die Verantwortung für ungeheure Werte und ist doch der Sklave eines Fahrplans, führt eine Mammutlokomotive über See. Wirkliche Seemannschaft wird nur noch im äußersten Notfall gebraucht. Dann aber, wenn alle Apparate versagen, dann zeigt es sich, daß die Menschen hilfloser geworden sind als früher, daß ihre seelische Tragkraft abgenommen hat, daß sie der Naturgewalt um so fassungsloser gegenüberstehen, je mehr sie der Technik vertrauten. Was die großen Schiffskatastrophen der Neuzeit so furchtbar gemacht hat, das ist die Panik der Menschen an Bord.

Das war richtig, Jorg wußte es. Es war nur eins von den Vorzeichen der unfaßbaren Katastrophen, die einmal über die Menschheit kommen mußten, wenn die Technik versagte. Er schämte sich seiner billigen Versuche, sich zu befreien von ausgestandener Angst, indem er mit den Waffen einer Technik prahlte, die er nicht erfunden hatte. Er hatte kein Recht, sich gleichzusetzen mit der Technik seiner Zeit: Andersson ging an Deck, Jorg schlug den Seeatlas auf: einige hundert Seemeilen voraus lagen die Crocet-Inseln; ein schwieriges Fahrwasser, und hinter ihnen, zwischen dem 50. und dem 65. Längengrad, leckte die weiße Zunge der Treibeiszone weit nach Norden, zwölf Breitengrade nördlicher

als der Standort von „Notre Dame". Fast hundert Längengrade lagen noch zwischen ihr und dem Spencers Golf.

Nein, die Reise war noch lange nicht zu Ende. Unsinnig und vermessen war es, den Tag der Ankunft zu berechnen.

Er ging auf sein Achterdeck, das er wie ein Eigentum betrachtete. Er begann den rasenden Abendmarsch: sieben Schritte hin, sieben Schritte zurück, mit einer kurzen, wütenden Wendung an der Reling, diese Raserei hinter dem Gitter, mit der Gefangene gestaute Gedanken und Gefühle aus sich vertreiben wollen. Die Albatrosse segelten über Berge von flüssigem Silber; sie streiften sie fast mit ihren bebenden, tastenden Flügelspitzen. Die Wolkenbank im Westen wuchs in den Zenit, und es schien Jorg, als nähme sie die Gestalt der heimatlichen Berge an. Merkwürdig, wie stark die Stimmung der Adventszeit zu spüren war.

Jetzt würden sie zu Hause Pakete packen: knisterndes Seidenpapier mit goldenen Sternchen, rote und grüne Seidenbänder, ein kleiner Tannenzweig unter die Schleife gesteckt.

Hatten sie schon einen Weihnachtsbaum? Hatten sie ihn vielleicht selbst aus dem Wald geholt? Wie würde er aussehen, wie würden sie ihn schmücken?

In den großen Städten Europas waren die Straßen jetzt Zauberhöhlen, strahlend von Licht, unterirdische Paläste der Nacht, erfüllt von dem schwarzen, schattenhaften Gewimmel der Menschen. Wie sie eilten, wie sie hasteten und wie dabei jeder allein war mit seinen Gedanken an die Menschen, denen er Freude bereiten wollte. Zu keiner anderen Zeit sah man so viele Menschen unbewußt mit sich selber sprechen, in die Weite starren mit großen, glänzenden Augen. Wie die Pakete ihnen baumelnd an den Händen hingen, ein lautloses Weihnachts-Glockenspiel! Was trugen sie nicht alles in den Armen, Schätze, mühsam erobert und geborgen, der Härte des Lebenskampfes entrissen und nun flüchteten sie mit ihnen in jene kleinen Nester ihres privaten Daseins; ein rührender Anblick, wie kleine Vögel, die ihren Jungen Futter bringen.

Die Ränder der Bürgersteige waren umsäumt von den

fliegenden Händlern. Mit weitgereckten Armen reichten sie ihre Mimosensträuße, ihr Tannengrün, gefärbte Strohblumen und Lametta in die Menge, und auf den kalten, nassen Bürgersteigen tanzte uhrwerkgetriebenes Kinderspielzeug. Verwirrend, sinnbetörend war die Pracht der Schaufenster, sie glitzerten wie Juwelen, die menschlichen Schatten umdrängten sie wie Insekten das Licht, unwiderstehlich angelockt. Wohin sollte man blicken, was sollte man wählen unter soviel Schönem und oh, wie bitter fühlte man die Kargheit des Geldes. Auf allen Plätzen standen die Weihnachtsbäume. Es war, als sei der Wald selbst in die Stadt gewandert. Mit Strohseilen waren die Bäume zusammengebunden, man empfand Mitleid mit ihnen wie mit Gefesselten, erlösen wollte man sie aus ihren Banden. Wie frisch sie dufteten. Die Händler in ihren dicken Filzschuhen stampften umher, breiteten Bäume aus, schüttelten Zweige zurecht, in weißen Säulen kam ihr Atem. Schnee fiel aus schwerem, niedrigem Himmel, die Flocken glitten funkelnd durch die Kugeln des Laternenlichtes. Weiße Kappen trugen die Dächer der Autos, die hochstöckigen Autobusse glitten rutschend zu ihren Haltestellen durch den zermahlenen, gelblichen Schneebrei des Asphalts. Alle Laute dämpfte dieser fallende Schnee, das Verkehrsgebrause grollte nur wie ein unterirdischer Strom, aber aus unsichtbaren Höhen klangen die Glocken der Kirchen, lauter und feierlicher als sonst.

Die Wolkenbank im Westen war so hoch gestiegen, daß man sie nun beim besten Willen nicht mehr für den Heuberg halten konnte. Jorg erwachte aus seinem Traum. Die Hälfte des Lebens auf der „Notre Dame“ war Traum. Man lebte mehr im Traum als in der Wirklichkeit; es ging wohl allen so.

Am Montag begann auf der „Notre Dame“ das große Deckscheuern, das man schon lange vorbereitet hatte, mit Sand und Stein. Die Scheuersteine waren an Bord gemacht aus Zement und gesiebtem Ballastsand, der Zimmermann hatte sie gegossen, wobei er alte Kisten als Formen be-

nutzte. Die Kunst der Mischung bestand darin, daß der Zement den Sand nur eben zusammenhielt, daß aber beim Scheuern die scharfkantigen Sandkörner fortwährend herausbröckelten.

Bei strömendem Regen, naß von oben und unter ihrem Ölzeug schwitzend, lagen die Jungens auf den Knien. Das ganze Gewicht des Oberkörpers preßten sie auf die Steine und schoben sie mit beiden Händen hin und her über die verwitterten Deckplanken, die vollgesogen waren mit Teer und Öl und Schmutz. Es dauerte lange, bis auf einem schmalen Streifen die weiße Holzfaser zutage trat. Die jungen Steuerleute arbeiteten an der Spitze ihrer Wache, sie gaben das Tempo an, sehr schnell, verbissen, mit Wut; es war schwer, diese eintönigste unter allen seemännischen Arbeiten in einen Sport zu verwandeln. Die einzige Erleichterung des langen Kniens waren niedrige Fußbänke, Klötze, zwischen denen Segeltuch gespannt war, so daß die Knie etwas gefedert lagen. Der Regen erleichterte die Arbeit, er spülte die gelösten Schmutzschichten, mit dem Scheuersand vermischt, in die Wasserrinnen; mit Schlauch und Besen half man ihm nach. Zum erstenmal verstand Jorg die bittere Ironie des Namens „Holy stones" – „Heilige Steine", da man ja vor ihnen kniete. Man hatte auch eine Maschine zum Deckscheuern. Sie bestand aus einem eisernen Rahmen, der einen zentnerschweren Stein umschloß. Bewegliche Hebel waren diesem Rahmen angelenkt, zwei Mann schoben damit den Stein, sie brauchten nicht zu knien. Die Maschine war von einem englischen Schiffsarzt erfunden worden, der den vielen Knieverletzungen damit abhelfen wollte. Aber mit den großen Steinen kam man nicht in die Ecken und Winkel des Decks hinein. Dort, wo die Planken rein und weiß leuchteten, sah „Notre Dame" aus wie ein ganz neues Schiff; man ging über diese Stellen ganz vorsichtig, auf den Zehenspitzen, wie ein Bauer über Parkett.

Nachmittags riß Barbarossa die Tür zur Kajüte auf: „Schweinsfische!"

Eine große Schule prachtvoller Tiere spielte vor dem Bug. Sie schienen größer und stärker als jene, die man auf der nördlichen Halbkugel trifft. Ihre blauweiße Zeichnung lief wellenförmig an ihren Flanken entlang. Einige Weibchen trugen ihre Jungen auf dem Rücken, Jorg beobachtete, wie die Jungen, an der Haut der Mütter festgesaugt, jedes Mal, wenn das Muttertier im Sprung auftauchte, ihre Stellung wechselten. Während des Flugs glitten sie an der Haut der Mutter nach vorn und saugten sich von neuem fest, es war ganz unbegreiflich, daß sie von der aalglatten Fläche nicht heruntergllitten. Zum erstenmal griff Jorg selbst nach der Harpune, mitgerissen vom Jagdeifer, von einer Gier nach frischem Fleisch, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Die Handhabung der Harpune forderte große Kraftanstrengung. Mit beiden Händen war es kaum möglich, sie zielsicher zu halten gegen den rasenden Winddruck. Die Beute in der Tiefe, das Toben der Bugwelle, aus deren Schaum die großen Fische sprangen, die aneifernden Rufe der Matrosen, machten das Herz wild. Beim zweiten Schuß traf die Harpune. Der Fisch verschwand im Schaum, die Leine wurde achteraus gerissen. Vier Mann holten sie auf, Hand über Hand. Als der Fisch auftauchte, sah Jorg mit Staunen, fast mit Schrecken, daß die Harpune durch und durch gegangen war; am Bauch des Fisches hingen Eingeweide heraus. Als er mit dem Schwanz voraus an Deck geheißt war, steckte noch alles Leben in ihm. Einen Augenblick lag er still, sog schnarchend die Luft ein; wie ein Ventil öffnete und schloß sich das Atemloch oben am Kopf. Dann begann er zu toben, schlug wild mit dem Schwanz, dumpf gegen die Planken trommelnd. Der Segelmacher war mit einem Sprung neben ihm, die Zähne gefletscht, das Messer in der Hand. Der schöne Mensch sah plötzlich wie ein Wilder aus. Er rannte das Messer dem Tier seitlich unter die Brustflosse, drehte es mehrmals um wie einen Bohrer. Ein heißer Blutstrom sprudelte heraus, floß über die Back. Ein wildes Beben durchlief den Tierkörper, das Deck

dröhnte unter den rasenden Zuckungen, die Leute an der Leine ließen los, konnten nicht mehr festhalten. Im Strom seines eigenen Blutes glitt der Fisch über die Planken, unter dem Schlag der Schwanzflosse spritzte das Blut. Lachend und schreiend flüchteten die Matrosen. Dann war er tot. Man band ein Tauende um die Schwanzwurzel und heißte das Tier hoch mit einem Flaschenzug. Es war viel größer als ein Mann und doppelt so schwer. Barbarossa schnitt unterhalb der Schwanzflosse die Haut ringsum durch, dann fuhr sein Messer knirschend abwärts zum Kopf, einmal den Rücken entlang, einmal auf der Bauchseite. Viel Blut floß über Deck. Dann griff er hoch, umklammerte mit beiden Händen den Rand der gelösten Haut und begann sie herunterzureißen. Seine Finger glitten ab von glitschigem Fett, da stieß er Löcher in den Rand der Haut, zog Kabelgarn hindurch, mehrere Männer packten die Enden und rissen daran. Die Haut mitsamt ihrer zolldicken Fettschicht löste sich vom Fleisch mit einem Knirschen, wie wenn man Rohseide zerreißt. Es sah aus, als würde da ein schwerer Mantel ausgezogen. Das schwarzrote Fleisch, von weißen Sehnen gestreift, dampfte in der Kälte und bebte, als ob das Tier noch lebendig sei. Als man daranging mit Beilen den Kopf des Fisches abzuschlagen, kam der schwere Körper ins Pendeln, die Schläge fielen ungeschickt. Als die großen Adern getroffen wurden, sprangen sie wie Brunnen. Es war fast atemberaubend, welche Fülle von heißem, lebendigem Leben in dem Tier steckte.

Zentnerschwer wog die gelöste Haut; die Fettseite nach oben, schleifte man sie über Deck, und sofort stürzten sich die Jungens darauf mit ihren Messern und begannen das Fett loszuschneiden. Quer über den weißen Bauch liefen zwei bogenförmige, gezahnte Narben, der Abdruck eines Haigebisses; aber der Biß war abgeglitten. Die Haut war unglaublich glatt und wie widerspenstiger, elastischer Gummi anzufühlen. Das Fett war durchscheinend, gallertig und so von Öl getränkt, daß unter jedem Fingerdruck die Tropfen sprangen.

Der Motorschörterer machte Feuer in seiner Feldschmiede, ein großer, eiserner Kessel wurde aufgesetzt. Der Speck, in Würfel zerschnitten, wurde hineingeworfen. Er brodelte und zischte, ein starker, aromatischer Duft stieg auf, keineswegs unangenehm. Barbarossa schnitt riesige Muskelbündel los und reichte sie dem Koch, der sie in ein Faß mit Salzwasser warf. Wie bei einem Schlachtfest, an dem alle ihren Anteil haben, schleppten jetzt die Matrosen ihre Seestiefel herbei, um sie mit Fett zu tränken. Der Schiffsjunge, Abrahamson, brachte ein Paar Seestiefel zum Vorschein, die er von seinem Großvater geerbt hatte. Bisher hatte er sie nicht benutzen können, weil sie hart waren wie Gußeisen. Alle lachten, denn sie reichten ihm bis an die Hüften. Man fand sie mit alten Zeitungen ausgestopft. Als man sich aber hungrig nach Neuigkeiten über die gelben Blätter beugte, fand man, daß sie aus dem Jahre 1894 stammten. Der Motorschörterer rührte mit einer Latte in dem Topf, das Fett färbte sich dunkel, beinahe schwarz. Man tauchte Wergbündel in den Topf, man rieb und knetete das Leder der Seestiefel, das hungrig, beinahe unersättlich saugte und trank. Es war ein ganz anderes Gehen in den geschmierten Stiefeln, wie Samt war das Leder, man scheuerte sich nicht mehr die Gelenke wund.

Jorg hatte sich die Hälfte der Haut als seinen Anteil ausgebeten; Fett war jetzt genug für alle da. Er spannte das schwere Fließ mit Nägeln auf ein paar Lukendeckel und begann das Fett loszuschneiden. Man mußte mit kleinen, feinen Messerschnitten arbeiten, um die Haut nicht zu verletzen. Da, wo die Fettdrüsen Haut und Fett verbanden, schnitt man leicht in das bläuliche Leder ein. Das pure Öl tropfte und bildete kleine Teiche auf der Haut; auf die Dauer war der Geruch doch übel. Die untere Fettschicht kratzte er mit einem Rostschaber ab, dem er zuvor am Schleifstein eine scharfe Schneide gegeben hatte. Die Arbeit dauerte einen ganzen Tag. Die zolldicke Speckschicht wollte niemand mehr haben, sie wog vielleicht noch

zwanzig Pfund. Jorg warf sie über Bord. Sofort stießen die Albatrosse schreiend darauf hinab, und mit Staunen sah Jorg, wie der erste Albatros das schwere Stück mit dem Schnabel aus dem Wasser hob, ohne dabei merklich einzusinken.

Vom Koch erbat er sich Salz, rieb die Haut gut ein und band sie in Fetzen von altem Segeltuch. Aus den Ärmeln des Isländers ließ das Fett sich auswringen wie Wasser. Er würde diese Haut nach Hause bringen, und ein Weihnachtsgeschenk für Helen würde es sein. Man würde sie gerben, ein wundervolles, weiches Leder, halb blau, halb weiß. Was konnte man daraus machen? – Eine Jacke, Schuhe, Gürtel? – Merkwürdig war das doch, wie man um die Weihnachtszeit den Drang empfand Geschenke zu machen, obwohl man doch wußte, daß sie nicht ankommen würden.

Bisher hatte Jorg noch nicht gewußt, was er aus seinem Bündel von Bambuslatten machen sollte. Im Augenblick, als er die Albatrosse beneidete um die Freiheit ihres Fluges, wurde ihm plötzlich klar: ein Flugzeug müßte er bauen, ein Ding, das sich befreien konnte aus der Gefangenschaft, das man entsenden konnte in den Himmel, beflügeln mit der eigenen Phantasie und in die Heimat schicken.

Er spaltete die Bambusstäbe zu dünnen Streifen. Sie sprangen unter leichtem Druck der Messerklinge, jedesmal, wenn der Stahl durch einen Bambusknoten fuhr, knallte das Rohr wie ein Schuß. Die Bambusoberfläche war hart wie Glas, die Ränder gezackt wie eine feine Säge; Wunden, die sie in die Hände schnitten, eiterten leicht und heilten schwer. Von hunderten dünner Stäbe umgeben, hockte er wie ein Storch im Storchennest. Alf und Barbarossa fragten, was denn das alles bedeuten sollte, aber Jorg tat sehr geheimnisvoll, er wußte selber noch nicht, wie die Sache anzupacken war. Die Form der Albatrosflügel hatte er lange beobachtet, sie waren das Modell,

und es hing ja auch fast ständig vor seinen Augen in der Luft. Es war aber unmöglich, so lange und so schmale Schwingen von so dünnem Profil in Bambus nachzubilden. Sie hätten keine Festigkeit besessen, er mußte das Profil dicker machen.

Aus millimeterdünnen Streifen Bambusrinde bog er die Spanten zurecht, viele brachen. Es ging besser, wenn man das Holz mit heißem Wasser tränkte, am besten über Dampf. Er setzte den Teekessel auf den Primus und zog die Stäbe langsam über den aufwallenden Dampf. Das Holz färbte sich dunkler, man spürte, wie es sich vollsog mit Feuchtigkeit und Wärme, wie es weich wurde zwischen den Fingern. Es ließ sich jetzt zu ganz engen Ringen biegen und zu der Tropfengestalt der Spanten, ohne zu zerbrechen. Wellenförmig gebogene Bambusstreifen gaben die Querversteifung der Spanten her. Die Spantform war auf ein Brett gezeichnet, mit Nägeln besetzt, in diese Form wurde der Spant geklemmt. Die Verbindungsstellen wurden verleimt, mit Segelgarn umwunden, die Knoten mit Leim durchtränkt. So ein Spant hatte nur ein paar Gramm Gewicht, zeigte aber erstaunliche Festigkeit. Als 26 Spantenpaare fertig waren in den verschiedenen Größen, setzte er den Flügel zusammen. Stäbe von zweieinhalb Meter Länge, aber nur fünf Millimeter Durchmesser, wurden in die Form des Albatrosflügels gebogen, dann wurden die Spanten übergestreift. Leim verklebte die Finger, das Segelgarn schnitt beim straffen Anziehen tief in die Haut. Der Flügel wuchs und bekam große Festigkeit. Alf und Barbarossa hockten auf ihrer Freiwache lange Stunden neben Jorg im Motorboot; allmählich begriffen sie, was da entstand. Sie staunten und waren voller Respekt, denn von Flugzeugen verstanden sie nichts, zum erstenmal konnten sie nicht eingreifen, konnten es nicht besser machen als Jorg. Sie wogen den Flügel in ihren großen Händen und lachten, weil sie das leichte Gewicht kaum spüren konnten. Sie erprobten die Festigkeit; Barbarossa traf oft umständlich Anstalten, sich auf den Flügel zu setzen. Jorg

war keinen Augenblick in Sorge: er stellte einfach das aufgeklappte Taschenmesser neben dem Flugzeug auf Deck, die Spitze drohend gegen Barbarossas Hinterteil gerichtet. Alf schliff jeden Tag Jorgs Messer, die Klinge war schon ganz dünn. Der Flugzeugrumpf entstand aus breiten Streifen Bambusrinde über ovalen Rippenbögen.

Woraus sollte man die Bespannung machen? Segeltuch war viel zu dick. Barbarossa bot sein Bettlaken an, aber auch das war noch zu grob. Jorg besaß zwei weißseidene Hemden; er wendete sie hin und her, zog sie probeweise über die Flügelenden. Sie konnten gerade reichen. Es wäre zwar schön gewesen damit in Australien an Land zu gehen, aber das Flugzeug war wichtiger. Mit schmerzbewegten Gesichtern schauten Alf und Barbarossa zu, wie er die Hemden zerschnitt. Die Spanten wurden mit sehr heißem Leim schnell überstrichen und ehe er erkalten konnte bespannt. Der Stoff warf Falten, die Steuerleute bezweifelten, daß er je glatt werden könnte. Jorg bat sich eine Konservendose voll Firnis aus; als die Seide damit durchtränkt war, spannte sie sich straff und durchscheinend wie ein Trommelfell über das Gerippe.

Das Flugzeug war so groß, daß man es nur sehr vorsichtig mit der Schmalseite gegen den Wind über Deck tragen konnte. Manchmal griff der Wind mit solcher Kraft unter die Flügel, daß man es kaum festhalten konnte. Als es fertig war, ließ es sich schwer unterbringen, es füllte fast die ganze Kammer aus und war überall im Weg. Andersson erlaubte, daß Jorg das Flugzeug an Schnüren unter die Decke der Kajüte hing. Es schwang und schaukelte leise, als sei es lebendig, als würde es auffliegen, von den Fesseln befreit.

Das war am Vorabend des 24. Dezember; ein Tag, an dem man die Wanten wie die Gitterstäbe eines Gefängnisses sah und die Wand des Horizonts wie eine Zuchthausmauer.

Stürmischer Nordwind wehte und wuchs gegen Sonnenuntergang an Kraft, bis er „Notre Dame“ zwei Royalsegel

in Fetzen blies. In bleichem Sonnenlicht rollten die Seen heran wie gießende Stürze geschmolzenen Metalls, selbst ihr Brausen hatte einen metallischen Klang; von nassem Salzhauch übersprüht, schimmerten Masten und Rahen, als seien sie mit Leuchtfarbe angemalt. Es konnte wohl keinen schöneren Anblick auf der Erde geben.

Mit der Bewegung einer riesigen Schlange wand sich der Schiffsleib durch die Silberberge. Der Klüverbaum schwang von einer Seite auf die andere wie ein suchender Rüssel. Wenn die Seen schräg unter dem Kiel hindurchrollten, gierte das Schiff; es war nicht möglich, es auf dem Kurs zu halten. Der Klüverbaum schoß in die Wellentäler wie ein Speer, dann war es, als stürze man von einem Flugzeug ab. Wenn er sich aufschwang in den Himmel, fühlte man sich wie ein Stein auf einer Schleuder, abschnellend ins Nichts. Die Bugwelle tobte wie ein Vulkan: ein traumhafter Nachtflug begann über das dunkelnde Meer. Triefnaß und schlotternd vor Kälte ging Jorg endlich unter Deck. Das Flugzeug in der Kajüte war jetzt ganz durchscheinend im Lampenlicht, ein Röntgenbild. In seinem Schwanken und Beben verzeichnete es wie ein Erdbebenmesser den Anprall der Wogen draußen. Da setzte Jorg sich hin und schrieb an seine Kinder:

Das Albatros-Flugzeug

„Himmel!" sagte der Vater zu sich selber, „jetzt ist gleich Weihnachten und ich kann meinen Kindern gar keine Geschenke schicken. Ich bin so weit weg von ihnen auf dem Meer, beinahe schon am andern Ende der Welt. Da ist kein Briefkasten auf ‚Notre Dame' und keine Post geht ab."

Da kam eines Morgens der Steuermann zum Vater gelaufen und war ganz aufgeregt:

„Kommen Sie doch mal, wir sind in einen großen Schwarm von Albatrossen geraten!"

So war es auch, die Luft war fast schwarz von Albatrossen, die beinahe die allergrößten Vögel auf der Erde

sind. Wenn sie ihre Flügel ausspannen, sind sie doppelt so groß wie ein Mensch, und fliegen können sie besser als jedes Flugzeug.

Einige von den Albatrossen trieben auch auf dem Meer, und als die Matrosen das sahen, warfen sie ihre Angeln aus, dann schwammen die Albatrosse zu den Speckstücken und blieben mit ihren krummen Schnäbeln an der Angel hängen. Einer nach dem andern wurde auf das Schiff gezogen, und weil es da zu eng war zwischen all den Tauen, als daß sie ihre großen Schwingen hätten regen können, gaben sie sich gefangen und zahm.

Als der Vater das sah, hatte er eine gute Idee. „Nehmt den größten Albatros", sagte er zu ein paar Matrosen, „und haltet ihn gut fest, ich will an seinen Flügeln Maß nehmen, wie man ein Flugzeug baut, das soll für meine Kinder zu Weihnachten sein."

Da packten die Matrosen zu und hielten den Albatros fest, so sehr er auch mit seinem starken Schnabel um sich biß. Der Vater ging um ihn herum mit einem Zentimetermaß und zeichnete sich genau auf, wie er ein Flugzeug bauen müßte. „So, jetzt bin ich fertig", sagte er, „jetzt könnt ihr ihn fliegen lassen. Vielen Dank, mein lieber Albatros."

Der Albatros war aber noch sehr ärgerlich über diese Behandlung und schimpfte fürchterlich mit seiner heiseren Stimme. Selbst als die Matrosen ihn in die Luft geworfen hatten, daß er seine Schwingen ausbreiten konnte, flog er noch eine ganze Weile laut schimpfend um das Schiff herum: „Unverschämtheit! Unerhört! Skandal! Freiheitsberaubung!"

Aber der Vater ließ ihn ruhig schimpfen. Er ging zum Zimmermann und holte sich Holz, Leim und viele kleine Nägel, er ging zum Segelmacher und holte sich Nadel und Faden. Dann baute er das Flugzeug, und es wurde genau so groß und sah genau so aus wie ein Albatros. Es war so eingerichtet, daß es immer mit dem Wind nach Hause segeln sollte.

„Es ist wirklich höchste Zeit", sagte der Vater, „denn morgen ist Weihnachten, und es ist ein so schrecklich weiter Weg nach Hause. Hoffentlich helfen alle Winde mit." Er steckte noch ein Briefchen in das kleine Flugzeug und malte viele Küsse hinein, die konnte es leicht tragen, denn sie wogen ja nichts.

Als endlich alles fertig war, kletterte er mit dem Flugzeug auf den höchsten Mast, richtete es nach der Heimat und gab ihm einen guten Schwung: „Nun flieg zu meinen Kindern, so schnell du irgend kannst."

Das Albatros-Flugzeug schwang sich in die Luft, höher und höher. Der Vater starrte ihm nach, bis es ein ganz kleiner Punkt geworden war, und endlich verschwand es ganz in der Ferne.

Ob es wohl ankommt? dachte der Vater. Ach, hoffentlich habe ich alles richtig eingestellt.

Er hatte wirklich alles ganz gut gemacht: zuerst traf das kleine Flugzeug einen Wind, der hieß „Südostpassat".

„Flieg unter meinen großen Wolken", sagte der Südostpassat. „Meine Wolken haben den Aufwind unter sich, der trägt dich; ein gutes Stück bringe ich dich der Heimat zu."

Da segelte das Flugzeug unter den mächtigen weißen Wolken schnell und immer schneller in den warmen freundlichen Südostpassatwind.

Es war schon über den Äquator geflogen, der die Erde in zwei Hälften teilt, da wurde der Südostpassat schwächer und schwächer, sein Windatem ging ihm aus, und die großen Wolken fingen an, sich in lauter kleine Fetzen aufzulösen.

„Ich kann nicht mehr", seufzte der Südostpassat, „mir geht die Puste aus. Versuche noch eine Weile geradeaus zu fliegen. Wenn du Glück hast, triffst du rechtzeitig meinen Bruder, den ‚Nordostpassat'; grüße ihn schön von mir und bitte ihn, daß er dich weiterträgt."

Jetzt flog das kleine Flugzeug im Gleitflug weiter, und weil kein Wind es mehr trug, kam es näher und näher dem Meer, das dunstig vor Hitze unter ihm lag, ein flimmern-

der Spiegel aus Blei. Da bekam es große Angst, daß es auf dem Meer notlanden müßte, seine Flügelspitzen zitterten, und es sah schon unten in der Tiefe die Haifische schwimmen, sie sperrten ihre großen Mäuler auf und schnappten nach Beute. Wenn ich das Meer berühre, dann bin ich verloren, dachte das kleine Flugzeug, dann komme ich niemals an, ich habe ja nicht einmal Schwimmer, mit denen ich mich auf dem Wasser halten könnte.

Jetzt schwebte es schon dicht über den Wellen, die warfen ihm in ihrem Tanz kleine, schwache Stöße von Wind zu, mit denen konnte es sich eben schwebend erhalten, so dicht über dem Wasser, daß die Wellenspritzer ihm die Flügel netzten. Lange geht das so nicht mehr weiter, dachte das Flugzeug, es fühlte, wie seine Schwingen sich voll Wasser sogen und schwer wurden. Da sah es weit hinten am Horizont neue, große Wolken am Himmel, die sehr schnell flogen, und bald fühlte es einen sanften Zug, der es nach oben trug. Es schwebte empor, glücklich, daß es dem Meer noch einmal entronnen war, und hängte sich fest unter den Bauch der größten Wolke. Von ihr wurde es getragen wie von starken Armen. „Wo bin ich?“ fragte das Flugzeug.

„Du bist im Nordostpassat“, säuselte die Wolke, „ich trage dich, und wir segeln der Heimat zu.“

Zusammen schwebten sie über das Meer, über Schiffe und über Inseln, die wie grüne Edelsteine im weißen Ring der Brandung im Meer lagen. Es war herrlich, so zu segeln, und sie kamen schnell voran.

Aber nach einer Weile wurde der Nordostpassat unruhig, er kam in Stößen, manchmal stürmisch und manchmal schwach; das kleine Flugzeug taumelte wie ein Schmetterling und mußte alle seine Flugkunst aufbieten. „Ich muß dich nun verlassen“, brauste die Stimme der Wolke, „hier endet mein Reich. Fliege weiter nach Norden, dann kommst du in das Gebiet der westlichen Winde. Grüße sie von mir und sag ihnen, sie sollen dich in die Heimat tragen.“

Das Flugzeug flog nun über die Kanarischen Inseln, wo die Spitzen der Berge in der Morgendämmerung durch die Nebeldecken starrten, und es dauerte gar nicht lange, da fühlte es sich von der Seite gepackt und wie ein welkes Blatt durch die Luft gewirbelt. Um ein Haar hätte es das Gleichgewicht verloren und wäre ins Meer gestürzt.

Das war der Westwind! Ein wilder Kerl! Er stürmte, er sauste und brauste, und das kleine Flugzeug wurde beinahe schwindelig von der Schnelligkeit, mit der es getrieben wurde. Unter ihm schäumte das Meer mit großen Wogen, die weiße Mähnen hatten, und die Schiffe wurden wie Bälle auf und nieder geworfen.

„Wenn ich bloß nicht ins Trudeln komme und abstürze!" rief das kleine Flugzeug. „Dann ist alles aus, dann komme ich niemals bei den Kindern an."

„Hi–hi–hi!" pfiff der Westwind, „du mußt eben steuern können! Rücksicht kann ich nicht nehmen. Sieh die große Wolkenherde, die ich vor mir hertreiben muß. Weißt du wozu? – Damit die Menschen Schnee haben zu Weihnachten. Heute abend ist nämlich Weihnachten, und zu Weihnachten gehört Schnee. Alle meine Wolken werden zu Schneeflocken, wenn wir in die Kälte kommen. Paß gut auf und halte dein Steuer fest!"

Das tat das kleine Flugzeug auch so gut es konnte und spannte seine Flügel mit aller Kraft, um dem Winddruck standzuhalten. Der Westwind blies aus vollen Backen, daß alles nur so sauste, aber das Flugzeug wurde nun nicht mehr schwindelig. Es flog über einen weißen Streifen unten in der Tiefe, ein Donnern stieg von da auf, das war die Brandung, die sich schäumend an der spanischen Küste brach. Dann kam ein schwarzes Land mit kahlen Felsenbergen, und in großer Ferne ragte ein Gebirge auf, ganz mit Schnee bedeckt.

„Steig so hoch wie du kannst", sauste der Westwind, „wir fliegen jetzt über die Pyrenäen nach Frankreich."

Das kleine Flugzeug schraubte sich so hoch, wie es noch nie geflogen war durch die dunklen Massen der Wolken

hindurch in die klare dünne Luft hoch über den Wolken; und das war gut, denn viele Wolken stießen an die Schneeberge und barsten, und der Schnee stob aus ihnen wie aus einem zerrissenen Federbett, so kalt war es schon geworden.

Sie waren schon über ganz Frankreich geflogen, da wurde der Westwind schwächer und konnte seine Wolkenherde nur noch mühsam vorwärtstreiben. „Mir wird ganz schwach", stöhnte er, „ich habe mich ausgeweht. Aber nun hast du es nicht mehr weit, da drüben ist schon der Rhein."

Richtig, da lag ein breites silbernes Band unten auf der Erde, viele Schiffe fuhren auf ihm, und viele Städte breiteten sich an seinen Ufern.

„Ja, aber wie soll ich denn nun meine Kinder finden?" fragte das kleine Flugzeug ganz verzweifelt.

„Weiß ich nicht", heulte der Westwind. „Frage den Ostwind, nur grüße ihn nicht von mir; wir sind zwar Brüder, aber wir können uns nicht vertragen. – Da kommt er schon, adieu, ich haue ab!"

Das Flugzeug fühlte, wie ein neuer Wind eiskalt um seine Flügel wehte, das war ein harter, rauher Wind, der Ostwind! Kein Wunder, daß der sich mit dem Westwind nicht vertragen konnte.

„Fliegen wir jetzt zu meinen Kindern?" fragte das kleine Flugzeug.

„Zu Ihren Kindern, nein, mein Lieber, da fliegen Sie in falscher Richtung", polterte die rauhe Stimme des Ostwinds, „konträr entgegengesetzt, total konträr." Er war ganz stolz auf das Wort, denn er war bis nach Frankreich gekommen, und da hatte er viele Fremdwörter aufgeschnappt.

„Ich muß aber heute noch zu meinen Kindern. Heute ist Weihnachten, und ich bin ein Geschenk."

„So–so–so, Sie sind also ein Geschenk. Ja, da werden Sie sich aber sehr anstrengen müssen, wenn Sie noch rechtzeitig ankommen wollen, es wird ja schon dunkel", sagte der Ostwind.

„Können Sie mir nicht wenigstens den Weg beschreiben?“ bat das kleine Flugzeug.

„Nein, aber ich habe eine Idee: Sehen Sie dort hinten die Lichter in der Luft?“

„Ja, ein rotes und ein grünes, sie fliegen sehr schnell.“

„Das ist das Postflugzeug nach München, es bringt die letzte Weihnachtspost. Hängen Sie sich doch hinten an! Das heißt, wenn Sie die nötige Courage dazu haben!“

Das Postflugzeug war riesig, zwanzigmal so groß wie das kleine Kinderflugzeug, und mit seinen drei starken Motoren brauste es dahin, schneller als der Wind.

Ich muß es schaffen, tot oder lebendig! dachte das kleine Flugzeug.

Zum Glück war das Postflugzeug noch nicht ganz herangekommen, da stieß das kleine Flugzeug wie eine Schwalbe zu ihm herunter, um ein Haar wäre es mit dem großen zusammengestoßen, aber gerade noch rechtzeitig fing das kleine sich ab, so daß es genau hinter dem Schwanz des großen herflog. Da war ein gewaltiger Luftsog, der riß das kleine Flugzeug einfach mit, es brauchte sich gar nicht anzustrengen. Die Passagiere und Piloten merkten nichts, die saßen ja in ihren geschlossenen Kabinen und konnten nicht rückwärts gucken.

Bald kam eine große Stadt in Sicht mit vielen, vielen Lichtern, denn es war jetzt schon ganz dunkel geworden. Das Postflugzeug kreiste in Spiralen über dem Flugplatz. Jetzt weiß ich schon Bescheid, dachte das kleine Flugzeug. Von München ab hat mir der Vater den Weg beschrieben. Ich fliege einfach der Autobahn nach, die sieht aus der Luft aus wie ein breites weißes Band – da ist sie ja schon, und da hinten sind die Schneeberge, wo die Kinder wohnen.

Endlich schwebte es über dem Dorf, aber da konnte es das Haus nicht finden, denn alle Dächer waren dick mit Schnee bedeckt und sahen ganz anders aus, als der Vater sie beschrieben hatte.

„Ich muß nach dem Weihnachtsbaum suchen“, sagte sich

das kleine Flugzeug, „nach dem richtigen Weihnachtsbaum, den der Vater mir geschildert hat. Er muß klein sein wie ein Kind, ganz dick aufgeplustert von Zweigen, und gelbe Kerzen muß er haben, und in den Zweigen müssen goldene, silberne, rote und grüne Kugeln hängen und viele kleine Vögel aus Glas."

Es flog nun an allen Häusern vorbei und schaute in alle Fenster, wo die Weihnachtsbäume brannten und wo die Kinder Weihnachtslieder sangen. Und richtig: in dem letzten Haus, ganz oben am Berg, da war der richtige Weihnachtsbaum und die richtigen Kinder, alles genau, wie der Vater es beschrieben hatte.

Es ist wirklich gut, daß ich sie endlich gefunden habe, dachte das kleine Flugzeug, ich bin schon ganz vereist und müde bin ich auch.

Zum Glück war der Schnee auf dem Altan so dick, daß es ganz sanft landen konnte. Mit einem leichten Bums stieß die Spitze eben noch gegen die Balkontür an.

Nanu, dachten die Kinder, was ist denn das? Und sie liefen auf den Altan, und da war es: das Weihnachtsgeschenk vom andern Ende der Welt.

Am 24. Dezember, mittags um zwölf, machte „Notre Dame" ihrer Besatzung das erste Weihnachtsgeschenk. Sie hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden 309 Seemeilen zurückgelegt. Man hatte Südenwind, Sonne, und es war sehr kalt.

Nach dem Essen ging Jorg voller Spannung zu seiner Brauerei in den Feuerlöschpützen oben auf dem Kartenhaus. Die Flüssigkeit hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit Bier, sie war trübgelb. An den Rändern und am Boden der hölzernen Eimer hatte sich eine weißliche Masse abgesetzt, die Strohwische waren von Schimmel überzogen. Er versuchte das „Bier"; es schmeckte ungefähr wie Buttermilch. Es enthielt auch Alkohol, was ja eigentlich die Hauptsache war. Aber es war nicht das Bier seiner Träume.

Er trug eine der Pützen in die Messe der Steuerleute; beim Einschenken mußte man sehr vorsichtig sein, denn der Bodensatz löste sich auf. Alf und Barbarossa schnupperten, nahmen auch tapfer einen Schluck – und spien aus: „Satan, Satan!" Koch und Steward schüttelten sich. Es waren meist einsilbige Worte, die sie äußerten; wiedergeben konnte man sie nicht. Das „Bier" blieb zu Jorgs alleiniger Verfügung. Er fand den säuerlichen, sauberen Geschmack erfrischend und beschloß, es als Medizin zu gebrauchen.

Zwischen diesem Punkt der Welt und der Heimat bestand ein Zeitunterschied von neun Stunden, aber Jorg wollte nicht daran denken. Vielleicht brauchten die Gedanken an zu Hause auch neun Stunden zu ihrem Flug. Seine Geschenke waren fertig, er spürte die gute Müdigkeit vieler Arbeit und schlief ein.

Als der Steward ihn weckte, war es fünf Uhr, fast schon Dämmerung: „Er sollte zur Bescherung kommen." Er rieb sich die Augen, was sollte das, was hatte er mit der Weihnachtsbescherung zu tun? Es war unmöglich, daß sich für ihn ein Paket an Bord befand. Sehr zögernd stieg er zum Vordeck.

Die Jungens standen da, alle frisch gewaschen, rasiert, in ihren besten Anzügen, die Kragen der Hemden über die Jackenaufschläge gebreitet. Sie hatten schöne Frisuren, und ihre Backen glänzten, von Handtüchern blankgerieben. Manchen erkannte man kaum wieder. Neben Luk II stand Andersson in seiner Lederjacke und hatte einen Haufen von kleinen Paketen neben sich aufgetürmt. Der Zimmermann hatte ihm Haar und Bart frisch zurechtgestutzt. Sein Hals rieb sich unruhig an einem steifen Kragen, unwirsch wie ein Pferd ein schlecht sitzendes Kummet hin und her wirft. Wie er nun Namen auf Namen aufrief, klang seine Stimme genau so befehlsgewohnt wie sonst, aber die harten, blauen Augen hatten einen eigentümlich milden Glanz. Wie ein strenger und im Innersten gütiger Vater aller wirkte er. Die aufgerufenen Jungens traten vor, jeder

nahm sein Paket. Ungläubig hörte Jorg, wie zuletzt sein eigener Name aufgerufen wurde. Auch er bekam ein Paket. Es war in grünes Seidenpapier gewickelt, unter dem Band steckte ein Zettel: „Fröhlich Jul!“ Die Jungens hatten gewartet, bis der letzte Mann sein Päckchen erhalten hatte, jetzt packten sie alle aus. Die gedämpften Jubelrufe in der weichen, schwedischen Sprache waren wie der Morgengesang erwachender Vögel in einem Wald. Das gelöste Papier flatterte im Wind, mit kleinen, glücklichen Lauten zeigte man sich gegenseitig den Inhalt. Der eine fand ein Hemd, das mußte er sofort anziehen, ob es auch paßte. Ein gewürfelter Kopfkissenbezug – man zog ihn über den Kopf wie eine große Mütze. Ein Isländer; gleich wurde er angemessen. In jedem Paket war irgendein Kleidungsstück, dazu Schreibpapier, eine Schokoladentafel, ein Toilettengegenstand, ein Kamm, eine Zahnbürste oder ein Stück Seife. Päckchen finnischer Zigaretten mit schwarzem Tabak und dunklem Papier – sie wurden „Finnische Abdullah“ genannt und pflegten zu erlöschen, wenn man nicht fortwährend an ihnen sog. Die Sachen waren zwischen Zeitschriften verpackt, vorjährige Nummern illustrierter Blätter, aber für „Notre Dame“ waren sie immer noch neu. Wie jung war diese Besatzung, Kinder, große Kinder, und wie die Kinder freuten sie sich.

In einer Ecke mit dem Steward und mit dem strahlenden Barbarossa zusammen packte Jorg aus. Er hatte ein paar wollene Handschuhe und einen kleinen Kamm in einer marmorierten Zelluloidhülse neben den Zigaretten und der Schokoladentafel. Ganz innen lag ein Zettelchen: „Dem unbekannten Seemann wünscht fröhlich Jul und glückliches Neues Jahr Gudrun Appelgreen.“

Gudrun Appelgreen! Was für ein Name, was für ein rührendes Geschenk. Alle diese Pakete waren von Mädchen der Alandsinseln gemacht für den „unbekannten Seemann“. Die Hemden, die Kopfkissenbezüge hatten sie selbst genäht, die Isländer gestrickt, die Kojenvorhänge

mit Bildern bestickt. Die Zettelchen der unbekannten Mädchen lasen die Jungens heimlich, bargen sie in der Tasche. Das war der Anfang für manchen Roman.

„Ja, so heiraten viele von uns“, sagte Barbarossa, „man bekommt ein Paket von einem unbekannten Mädchen. Wenn man nach Hause kommt, muß man sich natürlich bei ihr bedanken, das ist doch klar. Man geht mit ihr zum Tanz. – Wenn sie hübsch ist. – Ja, und dann, wenn sie warten will, bis wir heiraten können, dann feiert man Verlobung.“

„Sind sie so treu, die Mädchen bei euch zu Hause?“

„O ja, sie warten schon; nur nicht die aus Mariehamn, da kommen im Sommer schon zu viele Fremde hin.“

Beschämt, daß er nicht wie die anderen seinen besten Anzug angezogen hatte, ging Jorg in die Kammer, bereitete ein Luxusbad aus zwei Liter heißem und zwei Liter kaltem Wasser, zog dann den blauen Anzug mit Schlips und Kragen an und kam sich darin wie verkleidet vor.

Es gab ein frühes Abendessen. Für die Steuerleute und für den Steward war diesmal in der Kajüte gedeckt. Der Zimmermann hatte einen hölzernen Leuchter für fünf Lichte gemacht und auf den Tisch gestellt. Jorg holte noch zwei Lichte aus seinem eigenen Vorrat und klebte sie auf den Kamin rechts und links von dem Schiff „Refanut“. „Refanut“ sollte auch ihr Weihnachten haben. Die rauhen Fäden des Segelgarns hatten einen eigentümlichen Schimmer im Kerzenschein, es lag eine Aura um das kleine Schiff. Das Flugzeug an der Decke war ganz durchleuchtet. In den Flammen der Kerzen sah Jorg den Weihnachtsbaum zu Hause; der Schimmer an der Kerze war doch derselbe auf der ganzen Welt. Eine Welle von Glück und Traurigkeit stieg auf; er war froh, als die andern hereinkamen.

Es war ganz feierlich um den Tisch mit dem sauberen, weißen Tischtuch, mit der ungewohnt großen Zahl der Teller, mit den vielen Schüsseln. Sehr lebendig schauten die Augen des Reeders Peterson aus dem Bild an der

Wand hervor. Es war, als sei der Mann in den Kreis der Seeleute getreten, die jetzt wartend hinter ihren Stühlen standen. Es knarrte die Treppe, die vom Kartenhaus hinunterführte. Mit seinen ausholenden Schritten trat Andersson an die Spitze der Tafel. Er faltete die Hände über der Lehne des Stuhls, auf dem so viele Kapitäne vor ihm gesessen hatten. Die schweren, gewaltigen Hände auf dem dunklen Mahagoniholz waren wie die Hände eines Priesters auf dem Altar. Das große Haupt sank, und mit ihm senkten sich alle Köpfe. Andersson betete. Zum erstenmal erlebte Jorg eine religiöse Handlung an Bord der „Notre Dame". Die Worte verstand er nicht, es waren ganz wenige, sie stiegen leise und langsam aus den Tiefen der breiten Brust. Als sie zu Ende waren, vernahm man sehr laut das Sausen des Windes, das Brausen der See.

Die Männer räusperten sich, die Schuhe schurrten; man nahm Platz, lächelte sich zu, etwas verlegen vor der Feierlichkeit, die man in sich spürte. Die kleinen Gläschen, so ungewohnt zierlich, klirrten leise, als Andersson den ersten Aquavit einschenkte. Man hielt die Gläser in der Hand, um nichts zu verschütten und wartete, bis der Kapitän trank. Man blickte im Kreis und spürte, wie gut befreundet man miteinander war. Es fehlte nur der Dritte Steuermann, er hielt die Wache an Deck, man dachte an ihn.

Der Steward rutschte unruhig auf seinem Stuhl, es drängte ihn, zu bedienen. Aber das wurde nicht geduldet, er mußte sitzenbleiben, ja er bekam als erster die Schüsseln zugereicht. Der Mann hatte gezaubert, er hatte ein schwedisches Büfett geschaffen aus dem Nichts. Es gab einen Fleischsalat, einen Fischsalat, sogar einen Gemüsesalat. Der zweite Gang war Stockfisch mit Kartoffeln. Im Proviantraum hatte der Koch ein vergessenes Faß Sauerkraut entdeckt und geöffnet, für die Schweden war das eine ungewohnte Speise. Als alle meinten, nun sei das Ende des Festmahls gekommen, da gab es noch Milchreis und als Nachtisch Ananas in Scheiben, zuletzt Kaffee. Der Steward hatte aus Schnaps und Kakao einen süßen

Likör gebraut, er schmeckte schauerlich, aber alle tranken davon, um ihn nicht zu beleidigen. Als alles abgeräumt war, trank man Schwedenpunsch, Andersson verteilte Zigarren, und Jorg setzte die Whiskyflasche mit dem Apothekerzettel „Weihnachten" auf den Tisch.

Es wurde schwedisch und englisch gesprochen; englisch, damit auch Jorg etwas von der Unterhaltung verstand. Als man auf das Wohl der Menschen in der Heimat trank, meinte Alf mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Ach, vielleicht halten sie uns schon für tot, wie damals die Jungens von der ‚Parma'."

Die „Parma" war vor ein paar Jahren, wie immer im Spätherbst, nach Australien ausgelaufen. Sechs Wochen später trieb die Leiche eines Matrosen mit einem Rettungsring der „Parma" an die schottische Küste. Zeitungen meldeten, daß „Parma" wahrscheinlich im Novembersturm gesunken sei. Die Frauen, die Mütter, die Mädchen der Parmabesatzung weinten; nichts wurde weiter von dem Schiff gehört und nach fünf Monaten war alle Hoffnung aufgegeben. – Da kam nach 165 Tagen ein Telegramm aus Australien: „Parma glücklich angekommen." Sie hatte wohl ab und zu einen Dampfer gesichtet, aber das Melden durch die Funkstation des Dampfers an den Reeder hätte Geld gekostet. So war man ein halbes Jahr herumgespenstert.

Barbarossa hob sein Glas gegen das Bild des Reeders an der Wand: „Auf daß uns Kapitän Peterson bald einen Dampfer kauft!"

Keiner antwortete. Alf und Steward schlugen die Augen nieder. Andersson lehnte sich zurück, stemmte beide Fäuste gegen die Tischkante, als ob er den ganzen Tisch mit allen, die daran saßen, von sich abschieben wollte. Peinliches Schweigen, das Bild des Reeders Peterson schaute streng. Man spürte, wie die Geister geschieden waren. Alf, Barbarossa und Steward waren von der Partei der Dampfer. Vorn im Matrosenlogis und mittschiffs der Koch, der Segelmacher, der Motorschörterer, sie waren

alle von der Partei der Dampfer. Andersson, vom Tisch abgestemmt, sah mit einemmal so entrückt aus, abgesondert, allein. Die Wände der Kajüte schienen Kälte auszuströmen, es war, als ob das Schiff sich von den Menschen in ihm löste. Die Gestalt Anderssons aber war so sehr Teil der „Notre Dame“, daß sie wie der Stumpf eines Mastbaums in der Kajüte wirkte.

Um die Kluft zwischen den Menschen zu überbrücken, fragte Jorg jeden einzelnen nach der Zahl seiner Weihnachten auf See. Andersson hatte zwölf, Barbarossa fünf, und Barbarossa war doch erst zweiundzwanzig Jahre. Alf hatte drei, der Steward sechs, und für Jorg war es das dritte Weihnachten auf See.

Man erinnerte sich der früheren Feste. Jorg hatte einmal als ganz junger Mensch an diesem Tag den ärmsten aller Menschen kennengelernt. Das war ein alter Heizer. Der Mann sah aus, als sei er aus Wellblech und Draht zusammengeschlagen, ins Feuer geworfen und krummgebogen und verzogen wieder herausgekommen. Wie eine Verlängerung der Heizerschaufel war dieser Leib, nur noch Funktion, er hatte auch kaum etwas Menschliches mehr. Auch das Gehirn des Mannes war von der Glut der Kesselfeuer ausgetrocknet, es besaß keinen menschlichen Gedanken mehr. Das Ledergesicht war leblos, die Augen schienen blind und gebleicht wie die eines alten Hundes. Aber irgendwo im Innersten dieses zusammengestampften Menschen kochte eine rasende, tierische Wut. Zuweilen brach sie vor, dann schlug er alles um sich kurz und klein. Die Weisheit seines Alters bestand darin, daß er wußte, wie diese Wut vulkanisch aus ihm brach, wenn er andere Menschen freudig und glücklich sah. Darum wollte er nichts mehr von Glück und Freude wissen auf der Welt. Zwei Stunden vor der Weihnachtsbescherung ging er zum Proviantmeister und verlangte einen Kasten Bier. Der Proviantmeister kannte den Mann, er gab ihm das Bier. Als Lärm und Fröhlichkeit begannen, lag der Alte sinnlos betrunken in der Koje. So machte er es auch in jedem

Hafen. „Ich habe die ganze Welt gesehen, ich will nichts mehr sehen von der Welt“, sagte er.

Andersson hatte seit zwölf Jahren keinen richtigen Schnee mehr gesehen – Schneestürme bei Kap Hoorn, ja, aber nicht die Schneedecke auf dem Land, wo mit klingelnden Glöckchen die Schlitten fuhren.

In einer Bö legte „Notre Dame“ sich plötzlich schräger als bisher. Die Gläser rutschten übers Tischtuch, man griff hastig danach. Das Fest war aus. Die Flammen der Kerzen standen in sonderbarem Winkel, als hätte man die Kerzen geknickt. Andersson blies sie sorgsam aus. Man ging an Deck.

Wie ein Bergsteiger am Steilhang wanderte Jorg mit dem Dritten Steuermann, jedesmal vorbei an dem mattglühenden Auge des Kompaß. Der Dritte hatte eine Handvoll Haselnüsse in der Tasche, und Jorg hatte die Whiskyflasche; sie teilten miteinander. Die Nüsse waren klein, hatten aber einen sehr süßen Kern, alle Süßigkeit der kargen Erde der Alandsinseln. Mit seinen paar englischen Brocken brachte der Steuermann es fertig, von dem großen Haselnußstrauch vor seinem Häuschen zu erzählen, so daß man ihn vor sich sah.

Jorg ging zu den Jungens ins Logis. Auf der Back standen die Portweinflaschen, die er ihnen von Andersson erobert hatte. Es war billiger Portwein, verfälscht und schauerlich süß, aber ein großer Erfolg bei diesen halben Kindern, für die vor kurzem noch Bonbons das Schönste gewesen waren. Der Koch hatte in der Kambüse ein loderndes Feuer entfacht, gute Wärme strahlte von da aus. Sämtliche Grammophone liefen, und man vernahm wahnsinnige, nie zuvor gehörte Töne. Um Himmels willen, was war denn das? Jorg kannte doch längst alle Grammophonplatten an Bord. – Die Jungens waren eben der alten Melodien müde, da hatten sie neben das Loch im Mittelpunkt der Grammophonplatte ein zweites Loch gebohrt. Jetzt liefen die Platten nicht mehr rund, die Nadel schlug, durch Fliehkraft entstanden phantastische Verzerrungen, Wiener Walzer wurden wildeste Jazzmusik.

Ganz eigentümlich nüchtern und bedrückt war der erste Feiertag. Es war etwas geschehen, es ließ sich schwer in Worten fassen: es war eine Grenze überschritten, das Ende der Reise war in Sicht. Das Gefühl von der Unendlichkeit der Fahrt verflüchtigte sich. „Notre Dame“ hatte jetzt die Hälfte des Weges zwischen Südafrika und Australien hinter sich gebracht. In zwölf bis vierzehn Tagen konnte man damit rechnen, anzukommen. Würde ich heute mit der Luftpostlinie von Europa nach Australien abfliegen, ich würde zur selben Zeit dort ankommen wie „Notre Dame“, dachte Jorg. Was für ein toller Gedanke! Es ist, als zählten die fünfundsiebzig Tage Seefahrt gar nicht mehr, die hinter uns liegen. Sie sind verlorene Zeit nach dem Maßstab, den die Technik anlegt. Sie sind überflüssig geworden, diese fünfundsiebzig Tage, und wir sind überflüssige Menschen. Segeln, sechzehntausend Seemeilen weit, von einem Ende der Welt zum andern, mit einem leeren Schiff, ohne Güter zu befördern, ohne nutzbringende Leistung, das ist lächerlich in der Auffassung unserer Zeit.

Das Ideal unserer Zeit ist alles, was Wesensähnlichkeit mit einer Uhr besitzt. Alles, was gleichmäßig läuft, zuverlässig, unabhängig von Zufällen. Bewußt werden auch Uhren-Menschen von dieser Zeit herangezüchtet, bewußt verdrängen wir alles Elementare des Gefühls, alles, was den gleichmäßigen Ablauf der Lebensuhren stören könnte. Darum fördert man heute ja auch die geschlechtliche Freiheit: man wünscht keine unkontrollierbaren Stauungen von Gefühlen. Dies Uhrenideal ist flach und groß. Ungeheuer flach und ungeheuer groß, es ist wie die Wüste.

Man preist die Ordnung und beruft sich dabei auf den Himmel selbst: den Lauf der Gestirne, die Ordnung des Kosmos.

Der Kosmos, auf den man sich da beruft, dieser Maßstab aller Ordnung, ist ohne Zweifel eine große Sache. Es steckt nur eine wahnsinnige Ironie darin, daß man eine Ordnung bewundert, die nach menschlichen Begriffen

allerhöchste Unordnung ist. Streben nicht die Sonnensysteme auseinander? Sind sie nicht wie die Flugsplitter einer explodierten Granate? Will sich nicht jeder Stern von jedem befreien? „Die Sterne am Himmel streben auseinander wie die Kugeln eines geplatzten Schrapnells", sagen heute viele Gelehrte.

Wir haben die Relativität aller Dinge entdeckt und – oh, wie unglücklich macht uns dies Wissen. Wir sehen die Welt mit Facettenaugen, gleichzeitig aus den verschiedensten Gesichtswinkeln. Die Größten unter den heute Lebenden schauen mit Augen, die wie wundervoll geschliffene Prismen sind.

Auf dem Vordeck gingen einzelne Matrosen auf und ab. Jeder hielt den Kopf gesenkt, jeder war mit sich allein. Gestern hatte keiner von den Jungens Heimweh gezeigt; da waren sie beisammen, und selbst die Fünfzehnjährigen besaßen genug Männlichkeit, ihr Heimweh zu unterdrücken. Jetzt, wo auch keine Arbeit sie zusammenhielt, sahen sie ganz krank aus vor Sehnsucht.

Auf einem Dampfer kennt man weder das Glück noch die Qual des Lebens auf den Segelschiffen. Ein Dampfer läuft wie ein Uhrwerk, er ist fast unempfindlich gegen Wind und Wetter. Seine Technik ebnet die Gefühle seiner Menschen ein. Früher waren fast alle Menschen „Segler". Wind und Woge des Gefühls waren ihre Triebkräfte. Heute gibt es nur noch wenige Menschensegler. Die ganze Menschheitstonnage hat Maschinen im Bauch. Die Technik hat uns unsere Götter getötet. Das Telephon hat die Feinnervigkeit des inneren Ohrs in uns zerstört. Man ruft einander durch den Draht nicht mehr mit Herz, mit Sehnsucht, mit der inneren Stimme.

Wir reisen zu schnell, die äußere Verbindung ist zu leicht. Es verkümmern unsere geheimsten Gaben: zu zaubern, das heißt, die Welt uns erscheinen zu lassen durch die bloße Kraft der Phantasie.

Auf den Teerbändern unserer Straßen sausen wir durch die Natur. Aber wo sind die Geister der Kindertage, wo

leben noch elbische Wesen in Baum und Bach? Wer ist denn heute noch draußen in der Nacht ohne ein elektrisches Licht? Wer sieht noch das Heer des wilden Jägers, wem begegnen noch Geister?

Wo sind denn noch Menschen, die Großes unternehmen, Wagnisse und Gefahren, weil ihnen im Traum eine Botschaft kam, weil ihnen eine Vision erschien, weil ein Stern vom Himmel fiel oder eine Wolke bedeutsame Gestalt annahm? – Wir scheinen allesamt zum Rationalismus verurteilt. Die großen Räusche des Geistes werden uns nicht mehr zuteil. Als Ersatz gibt man uns Spiele, Alkohol und Drogen.

Ja, das Ende der Reise war in Sicht, aber noch war das Urzeitdasein übermächtig stark; oft schien es Jorg, als sei das ganze feste Land unwirklich, als gäbe es nichts auf der Welt als das Meer und dies eine Schiff.

Es folgten flaue Tage, an denen „Notre Dame" nur hundertsiebzig oder hundertachtzig Meilen lief, und das in einer Gegend, wo man eher zuviel als zuwenig Wind erwartet hätte. Sie wechselten mit wilden Nächten, stürmischen Winden aus Nordwest, die in Regenböen umsprangen nach Südwesten mit einer Plötzlichkeit, wie sie Jorg noch nie erlebt hatte. Die Mannschaft kam aus dem Brassen gar nicht mehr heraus. Man wurde unwirsch über die Tücken der Winde und platzte fast vor Ungeduld. In den Kreuzseen rollte „Notre Dame", als ob sie sich die Masten aus dem Leib schütteln wollte. „Typisches Australwetter", meinte Andersson.

Jorg geschahen allerhand kleine Unfälle, die verbitterten. Das Wasserglas zerbrach in seinem Halter. Der schlecht verschraubte Tank des Primuskochers goß im Kollern sein Petroleum aus; alles stank. In der Koje hin und her geworfen, schreckte Jorg oft aus schwerem Traum mit einem Schrei. Dann stand die graue Dämmerung hinter dem salzverkrusteten Bullauge, der Schatten eines Al-

batros glitt blitzschnell über das dunkle Meer. Er riß das Bullauge auf und starrte, noch von dem Grauen der Träume erfüllt, in den fliegenden Schaum, in das Rasen der See an den verwitterten Flanken.

Es kam wohl von der langen Enthaltsamkeit, daß man immer wieder von Frauen träumte, die man im Wachen längst vergessen hatte. Man sah sie wieder wie in der Zeit des erwachenden Geschlechts, als man die Frauen mehr mit der Phantasie erahnte. Ganz wundervoll stellte man sie sich vor, überwältigend große Körper, umarmend, nackt und weich. Die Wirklichkeit war dagegen immer eine armselige Enttäuschung. Die Frauen, die den Lebensweg eines Mannes von einigen dreißig Jahren durchzogen hatten, sie waren in diesen Nächten alle wieder da. Sie waren eine Last; es gab ja einige, die man „auf dem Gewissen hatte". Was man getan hatte, folgte einem nach. Es gab kein Entrinnen. Man hat mehr auf sich geladen, als man im Grunde tragen kann, dachte Jorg. Das ist der Grund, warum man in Kindern ein Gewissen entwickeln sollte. Man muß ihnen diese Last ersparen, diese Qual.

Bei den meisten Menschen von Jorgs Generation war das in der Jugend versäumt. Er erinnerte sich eines Gesprächs, das er vor einigen Jahren mit dem Vater hatte, der ein harter, unbeugsamer Mann gewesen war sein ganzes Leben lang und ein Anhänger Darwins. „Warum kämpfst du so sehr um dein Kind", hatte der Vater gesagt. „Selbst der Fuchs, das kluge Tier, kümmert sich nicht um seine Jungen." – Das war in Berlin gewesen, genau um diese Zeit, nach Weihnachten. Auf dem Büfett im Eßzimmer stand noch der Weihnachtsbaum, einer von denen, die man in den eleganten Blumenläden kaufen kann, fix und fertig geschmückt mit großen, versilberten Tannenzapfen, mit künstlichem Schnee bepudert, mit roten Seidenbändern durchflochten. Ein Dutzend Sektflaschen standen davor mit dem kalten Geglitzer ihrer silbernen Hälse als einziges Geschenk. Unsagbare Einsamkeit umfing den alten Mann, der viele Frauen gehabt

hatte, und der nun von allen verlassen war; auch von den Kindern. So hatte er es gewollt. Im Glasschrank standen die Jagdgewehre, die er mit seinen müden Augen nicht mehr benutzen konnte, ihre brünierten Läufe schimmerten bläulich. An den Wänden hingen die gebleichten Schädel erlegter Tiere, ihre Stirnen trugen Jahreszahlen. Das war die Beute, das Endergebnis eines langen Lebens, totes Gebein ringsum und tote Liebe in einem erfrorenen Herzen, und zwischen Mensch und Wand die unsichtbaren Spinnweben der Erinnerung.

Wer von einer solchen Rasse stammte, der ging auf die verzweifelte Suche nach Gott, die so bezeichnend war für Jorgs Generation. Wo ist die Säule, die nicht wankt? Man war schwach; alle Menschen, die man kannte, waren schwach. Man suchte Stärke, man brauchte etwas, um sich daran festzuhalten. – Und das war das Furchtbare, was diese Generation des Krieges und der Revolutionen erlebte: daß alles, woran sie sich festhalten wollte, ihr zusammenstürzte. Daß alle Menschen, an die sie glaubte, die sie für groß hielt und für stark, ihr klein wurden und schwach.

Diese Generation konnte sich weder an einen politischen Glauben klammern, noch an irgendeine überkommene Form von Religion. Wenn überhaupt, dann rettete man sich nur unmittelbar zu Gott und nur nach einem totalen Schiffbruch. Wem das gelang, der lebte auf der Insel Gott wie Robinson auf seiner Insel, allein. Gott war nicht der alltägliche Umgang, nicht der Gebrauchsgegenstand, zu dem die Religionen ihn machen wollten. Man begegnete ihm nur in seltenen und großen Stunden. Darum konnte der Glaube an Gott niemals über die Nöte des Alltags hinweghelfen. Man erniedrigte Gott, wenn man ihn als Ausflucht in der eigenen, kleinen Not mißbrauchte.

Wenn nach der langen Qual der Nächte endlich der Tag anbrach, dann spürte Jorg, daß mit ihm doch eine große Wandlung geschehen war. Er war vertraut geworden mit dem Meer, mit dem Größten, was es in der

Natur gab. Im Anfang war es ihm fremd, ja furchtbar erschienen. Jetzt konnte er über die Wogen schauen wie in ein Schicksal, das man zu tragen hat, mit Gleichmut, völlig gefaßt.

Was lag daran, wenn das Meer die „Notre Dame“ und ihn verschlang? Er hatte den Glauben, daß es ein anderes Leben gab. Daß es ihm gegönnt sein würde, den Menschen, die er liebte, zuweilen nahe zu sein. Es konnte ihm im Grunde nicht mehr viel geschehen. Er wollte nur nicht in Kleinmut sterben und in Niedrigkeit.

Das alte Jahr ging müde und still zu Ende. Es wehte eine sanfte Brise, die See war beinahe glatt. „Notre Dame“ rührte sich nicht und glitt lautlos bis auf das leise Rauschen im Wasser und das leise Weinen des Windes in den Masten. Der letzte Glanz des Tages lag blauschimmernd auf dem regennassen Deck. Voraus lagerte eine bergeschwere Wolkenbank, graurosa; im Westen aber war der Himmel klar: Licht hinter „Notre Dame“ und vor ihr Finsternis.

Mittags hatte das Schiff den 116. Längengrad passiert, die Höhe von Kap Leeuwien, die Westspitze Australiens. Wenn auch noch 800 Seemeilen von der Küste entfernt, die Höhe von Australien hatte „Notre Dame“ erreicht.

In der Heimat läuteten jetzt die Neujahrsglocken. Man öffnete die Fenster der warmen Stuben und ließ das alte Jahr entweichen in die frische Kälte der Winternacht. Zischend und knatternd stiegen Raketen über die Dächer, Feuerwerksterne sprühten von den Balkonen, Punschgläser stießen aneinander, es roch nach heißen Krapfen mit Pflaumenmus gefüllt. In den Straßen knatterten die Feuerschwärmer der Gassenjungen. Die Hafenstädte waren erfüllt von dem tiefen Baßdröhnen der Schiffssirenen, die Menschen liefen aus den Häusern auf die Straße, Luftballons taumelten im Schein der Gaslaternen. Papp-Pritschen knallten auf Rücken, in gegenläufigen Strömen schoben

sich die Menschenmassen zwischen den Häuserwänden. In der Betäubung ihrer Trunkenheit suchten sie Vergessen; zu vergessen, daß das Leben wiederum kürzer geworden war, daß nach einer langen Reihe von armseligen Alltagen nun die gleiche Reihe von neuem begann, nur mit dem Vorzeichen einer anderen Zahl.

Auf dem Meer gibt es kein Neujahrsfest. Das Meer ist ewig, Jahre bedeuten ihm nichts.

Mit Mühe und Not, unter Erschöpfung der letzten Vorräte aus dem Weinschrank gegenüber der Kompaßtruhe hatte Jorg zwei Flaschen Aquavit und eine Flasche Portwein erstanden. Er schickte den Jungens den Aquavit, denn es war eine kalte Nacht, dem Koch und dem Steward den Portwein. Er wanderte mit Barbarossa über das Hochdeck. Barbarossa erzählte von der alten „Pampa“ und von Kapitän Madsen: „Oh, das war ein schlechter Mensch. Er verkaufte seiner Mannschaft soviel Schnaps, wie die Jungens nur haben wollten – mit hundert Prozent Aufschlag. Und dann verdiente er noch einmal das Doppelte daran. Wenn nämlich ein Junge aus Trunkenheit zur Arbeit untauglich war, zog ihm Madsen einen ganzen Wochenlohn von der Heuer ab. Das konnte er tun nach dem finnischen Seemannsgesetz. Erst verführte er seine Mannschaft, und dann bestrafte er sie dafür. In der Neujahrsnacht waren sie alle so betrunken gewesen, daß Barbarossa, der jüngste Steuermann an Bord, die ganze Nacht allein am Ruder stehen mußte, mit der gezogenen Pistole in der Hand, denn die Jungens wollten den Schnapsvorrat plündern. Nein, das war keine schöne Neujahrsnacht.“

Jorg dachte an jenen alten Kapitän in einem Roman Joseph Conrads, der den Chininvorrat seines Schiffs verkauft hatte, um zu irgendeinem üblen Weib zu gehen. Kapitän Madsens Handel war ebenso gemein, die größte Infamie, die ein Kapitän gegen seine Leute begehen kann.

„Auf die Seife schlug Madsen das Fünffache des regelrechten Preises auf. Wir weigerten uns schließlich, uns zu waschen, da begnügte er sich mit dem dreifachen Preis.

Bei Kapitän Andersson bekommen wir den Tabak für die Hälfte dessen, was wir Kapitän Madsen zahlen mußten. – Und all dies Geld verhurte er mit dem Weib, das in Australien an Bord der ‚Pampa' kam. Er trug seinen Ehering, den Ehering seiner rechtmäßigen Frau daheim, und verlangte, daß seine Mannschaft die Australierin als ‚Frau Kapitän' anredete, obwohl sie doch alle seine Frau zu Hause kannten. Oh, was war er gemein! Einmal hatte jemand nach dem Deckwaschen ein Streichholz an Deck geworfen. Da pfiff Kapitän Madsen beide Wachen zusammen; er ließ die Schwergutthalje an der Großrahe aufbringen, schwere, stundenlange Arbeit, die nur von beiden Wachen gemacht werden kann. Dann ließ er ein starkes Strop bringen, und nach allen Regeln der Kunst wurde das Streichholz angeschlagen, aufgehievt und mit der Rahe über Bord geschwenkt. So war Kapitän Madsen."

Um Mitternacht setzte völlige Flaute ein, die Sterne funkelten. Da war besonders ein stark strahlender, riesengroßer Stern im Westen zwischen schwarzen Wolken. Jorg fühlte, wie dieser Stern ihn anstarrte mit seinem weißen Feuer, ihm graute davor. Ihm war, als sähe er Schneekristalle flimmern um das stille, einsame Haus daheim. Er fühlte, wie von dort aus eine Welle von Liebe ausstrahlte, und als eine seltsame Wärme ihn umfing. Er verdiente sie nicht, diese Liebe, er erschauerte vor den Untiefen den eigenen Herzens.

Andersson kam an Deck. „Schlecht fängt es an, das neue Jahr", sagte Andersson. Er starrte aufwärts zu den nachtschwarzen Türmen der Segel, die flappten und schlugen wie die letzten müden Flügelschläge großer Vögel, bevor sie die Schwingen einziehen auf ihrem nächtlichen Ruheplatz. „Ich habe auf eine Rekordreise gehofft, aber ich habe kein Glück. Ich werde wohl niemals Glück haben. Heute abend habe ich in ‚Nautical Magazine' gelesen, daß ein englischer Admiral um seine Entlassung nachsuchte mit der Begründung, er habe kein Glück. Er führte seine ganze Laufbahn an mit den Seeschlachten, in denen er

gekämpft hat, als Beweis dafür. Ich kann das gut verstehen. Es gibt aber zwei Gründe, warum Menschen kein Glück haben. Es kann sein, daß das Schicksal sie verfolgt ohne Gründe, die in ihrer Person liegen, und es kann sein, daß sie linkisch sind, durch ihre Absonderlichkeit behindert. Ist eigentlich an mir soviel Wunderliches, soviel Linkisches? Oder warum habe ich kein Glück? Ich glaube, diese langen Reisen haben mich ganz absonderlich gemacht, ich passe nicht mehr in die normale Welt. Es gibt wohl kein Mittel dagegen."

Jorg schwieg; es war so. Andersson war ein Mensch, der sich in seinem Jahrhundert geirrt hatte; er war um mindestens hundert Jahre zu spät geboren worden. Was konnte man einem solchen Manne sagen? Je weniger er sich seiner selbst bewußt wurde, desto besser war es für ihn.

Ein leises, zartes Pfeifen kam aus dem nachtschwarzen Meer, ganz nahe beim Schiff: „Hören Sie? – Pinguine! – Ein Zeichen, daß wir nicht mehr weit von der Küste sind. Man hört sie eher, als man sie sieht."

Die Luft war so unglaublich ruhig, daß man sich wunderte ein Kielwasser zu sehen, zum Zeichen, daß das Schiff noch vorwärts glitt.

„Kapitän, wie wird das sein, wenn wir vor Port Lincoln ankern im Spencers-Golf; wie kommt man da an Land?"

Andersson lachte: „Zuerst kann es uns passieren bei dem vorherrschenden Südwestwind, daß wir tagelang kreuzen, vielleicht wochenlang in Sichtweite des Landes und doch nicht hineinkommen in den Spencers-Golf. Wenn alles gut geht, dann liegen wir da sieben Meilen draußen vor Port Lincoln. So unglücklich ist dieser Ankergrund, daß eine Insel uns der Stadt verbirgt. Man kann uns von Land aus nicht sehen, wir selber dürfen aber kein Boot aussetzen und an Land fahren, bevor wir nicht von den Behörden abgefertigt sind. Der Arzt muß zuerst an Bord kommen und der Hafenmeister. Nun gibt es ein einziges

Haus im Port Lincoln, das so weit außerhalb der Stadt liegt, daß es unseren Ankerplatz sichten kann. Alles Weitere ist Glückssache; sieht einer von den Bewohnern dieses Hauses zufällig die ‚Notre Dame', und ist er gutmütig und gutwillig, dann wird er den Hafenmeister benachrichtigen. Der kommt dann mit dem Doktor in seinem Motorboot zu uns heraus. – Wenn das Wetter es erlaubt; es steht meist eine schwere Schwell in den Golf hinein. Und wenn er gerade Zeit und Lust hat."

„Könnten wir nicht einen Kanonenschlag abfeuern, um uns bemerkbar zu machen?"

„Nein, das ist ein Notsignal, die Leute an Land würden glauben, wir seien havariert."

„Werden unsere Briefe in Port Lincoln auf uns warten?"

„Nein, unsere Briefe sind alle an Kapitän Petersons Agenten in Adelaide adressiert. Erst auf die Nachricht, daß das Schiff angekommen ist, schickt der Agent die Briefe ab; wir werden also noch drei, vier Tage nach der Ankunft auf unsere Post warten müssen."

Seit Tagen hatte Jorg an nichts anderes mehr gedacht als an die Briefe, von denen er gehofft hatte, daß sie ihn in Port Lincoln erwarteten. Das Meer lehrt warten.

Nachts um zwei, als er in der Koje lag und sein Licht gelöscht hatte, schaute er noch einmal über die See. Da sah er einen leuchtenden Vogel. – Ein Irrtum war kaum möglich; die Augen waren schon an die Dunkelheit gewöhnt, die See war still, es konnte kein Meerleuchten sein. Es konnte auch unmöglich ein fliegender Funke aus dem Kambüsenschornstein sein, denn das Feuer war längst gelöscht. Es war auch kein fliegender Zigarettenstummel, denn das Ding oder das Tier flog lange Zeit waagerecht über dem Meer, und es hatte ein grünliches Licht. Es mußte schon ein großer Vogel sein, der Flügelschatten hob sich klar gegen den dämmernden Himmel ab; nach einigen Sekunden senkte er sich in ein Tal der Dünung und entschwand dem Blick.

Er fürchtete sich vor dem Schlaf, denn seine Träume waren furchtbar. Es war im Grunde genommen immer der gleiche Traum: Die Menschheit hatte eingesehen, daß das vermaßte Menschenleben völlig wertlos sei. Die Maschinen hatten zuerst den Massenmenschen geschaffen, und dann hatten sie ihn überflüssig gemacht. Die Maschinen waren so vollkommen geworden, daß sie den Menschen zu ihrer Bedienung nicht mehr brauchten. Der Massenmensch aber hatte an Menschentum, an Seele und an Geist so viel verloren, daß er keinen menschlichen Rang mehr behaupten konnte. An Leistung stand er unter der Maschine, an Rang unter dem Menschen; er war überflüssig geworden, man begann ihn zu vernichten. Es begannen Kriege ohne den Namen „Krieg". Sie wurden weder ausdrücklich erklärt noch ausdrücklich geführt, sie waren nur ganz wenigen Menschen bewußt. Maschinen hatten ja von jeher Menschenleben vernichtet, das Automobil als Beispiel, schon im großen Maßstab mehrere hundert Leben am Tag. Ohne daß die Menschen sich deshalb besonders aufgeregt hätten. Nun – in Jorgs Träumen – war es so weit, daß das Eigenleben der Maschinen übermächtig wurde, daß sie, wie von einem dumpfen Drang getrieben, die Menschen auszurotten begannen, die früher ihre Herren gewesen waren.

Oft fuhr er – im Traum – in einem von Menschen vollgestopften elektrischen Zug durch eine im höchsten Maße technisierte Landschaft. Im Sausen der Fahrt sah er schwarze Massen von Arbeitern zur Schicht in die Fabriken ziehen. Er wußte, diese Arbeiter waren überflüssig, es war nur noch der Schein einer Beschäftigung, die man ihnen in den Fabriken gab. In Wirklichkeit waren sie überflüssig, die Maschinen taten die Arbeit allein. Flugzeuge streiften niedrig unter grauem Himmel, tauchten in Wolken ein, man vernahm nur noch ihr leises Surren. Dünner, feiner Nebelregen ging streifig nieder über den marschierenden Kolonnen, und plötzlich sah Jorg, wie eine von den schwarzen Menschenschlangen in der Be-

wegung stockte und niedersank, genau wie ein Schwaden von Gras, durch das die Sense fährt. Jeder einzelne Mann warf kurz die Arme hoch, fiel nieder, als seien ihm die Beine abgehauen. Im Fall riß er den nächsten mit, so pflanzte das Niedersinken sich durch die Kolonne fort. An einen Halteriemen geklammert, stand Jorg im Mittelgang des sausenden, rüttelnden Waggons, er hörte die Stimme seines Nachbarn; der Mann sprach mit einem leichten Bedauern, wie man es etwa äußert, wenn ein Fußballspieler seinen Ball verfehlt: „Ach, wie schade, jetzt haben die Flieger das flüssige Ungeziefergift in der verkehrten Richtung ausgestreut. Wahrscheinlich hat der Wind die Richtung gewechselt. Schade; es müssen mindestens ein paar tausend Menschen sein, die nun dran glauben mußten."

Sie fuhren an einer Stadt vorbei. Sie lag an einem Fluß, glitzernd im Frühlicht von Glas und Zement. Über die Ebene, jenseits des Stromes, wälzte sich eine ungeheure Maschine heran. Sie war um ein Vielfaches höher als das höchste Haus der Stadt, sie glitt auf Raupen und glich überhaupt einem ungeheuren, vielgliedrigen Wurm. Mit einem blinden Tasten bewegte sie sich vorwärts, sie fiel in den Fluß, der aufschäumend über seine Ufer trat. Halb unter Wasser kroch sie vorwärts, unbeirrt. Sie erklomm das jenseitige Ufer, sie wälzte sich über die Stadt. Mauern barsten, Häuser stürzten ein. Man sah Menschengewimmel durch die Straßen zucken in irrsinniger Hast, ganz ähnlich, wie wenn ein schwerer Fuß in einen Ameisenhaufen tritt. Die Maschine rollte vorwärts und rückwärts, hin und her über die Stadt, systematisch wie ein Pflug über einen Acker geht. Sie zermalmte die Häuser und die Menschen unter sich. „Ach, wie schade", kam wiederum die Stimme des Nachbarn. „Diese Stadt sollte allerdings niedergewalzt werden. Man hat wohl vergessen, die Einwohner vorher zu benachrichtigen."

Der Zug durchfuhr eine Kurve. Da zeigte sich, daß er nach einem neuen Prinzip konstruiert war; die Wände

der Waggons waren harmonikaartig wie die Verbindung der früheren D-Zug-Wagen untereinander. Sie bogen sich in der Kurve. Die Sitze waren zwischen den Fächern der Harmonikawände angeordnet, die Menschen, die dort saßen, wurden in der Kurve zerquetscht. Das geschah so einfach, wie man Raupen zerdrückt. Ein schwaches Wimmern vernahm man, fast übertönt vom Quietschen der Räder an den Schienen, Eingeweide traten heraus wie Zahnpasta, wenn man auf die Tube drückt. Dann fielen die schlaffen Leiber zusammen. Aber es entstand keine Panik im Zug, es wurde kein Aufhebens davon gemacht: „Schade!" sagte die Stimme. „Was für ein Pech!"

Jorg rannte – im Traum – über spätherbstliche, nasse Felder in einer Industrielandschaft. Er rannte mit dem Ungeschick und mit der Verzweiflung eines Menschen, der gewohnt ist, nur über Asphalt zu gehen. Er war auf der Flucht vor den unheimlichen Maschinentieren, die wie riesige Raupen schattenhaft am Horizont über diese Landschaft krochen, alles zermalmend, alles vernichtend. Helen war bei ihm und die Kinder. Er trug Elke im Arm, sie hatte die Arme um seinen Hals geworfen und weinte leise, den Kopf an seine Brust gedrückt. Helen trug Jan, der fest schlafend in ihren Armen hing. Im Rennen sah er Helens Augen von einer irrsinnigen Angst erfüllt, er selbst war fast sinnlos vor Angst. Man konnte nicht wissen, ob nicht die Flieger schon ihr Gift gestreut hatten. Vielleicht war das Wasser Gift, durch das sie planschend wateten. Vielleicht würde es im nächsten Augenblick das Leder ihrer Schuhe zernagen, ihnen die Füße wegfressen. Sie würden sinken, und die Kinder würden einsinken in das Gift. Vielleicht war schon die Luft vergiftet, die sie atmeten, und würde ihre Lungen zerfressen. Sie rannten keuchend, sie bargen sich zitternd in einem Abzugskanal, und eines der Maschinenungeheuer glitt mit dumpfem Donner, Erde zermalmend, Steine zerbröckelnd, über sie hinweg. Sie erreichten die Ruinen eines antiken Tempels, der seltsamerweise mitten in der Industrielandschaft stand.

Sie flüchteten die marmornen Stufen hinauf, Deckung suchend hinter Säulen. Maschinengewehrfeuer durchharkte die Luft, man sah die Stahlhelme von Soldaten sich über wassergefüllte Gräben heben. Aber die Geschosse erreichten den Tempel nicht. Vor seinen Säulen, vor seinen Stufen versprühten sie wie Wasserstrahlen vor einer starken Glut. Helen hatte auf der Flucht die Schuhe verloren, ihre seidenen Strümpfe waren durchgelaufen. Mit langsamer Bewegung streifte sie das schwarze Gewebe ab, ihre Füße bluteten. Die Maschinen zermalmten die Gräben, in denen die Soldaten lagen. Endlich war alles Leben in der Landschaft tot, das Dröhnen der Maschinen entfernte sich, ihre Schatten tauchten unter den Horizont. Gras wuchs mit unbegreiflicher Schnelligkeit, Bäume schossen aus dem zermalmten Boden und überwucherten die zertrümmerten Städte. Ein Schwarm von kleinen Vögeln fiel in die Säulen des Tempels ein und begann zu singen. Der Himmel wurde klar, gereinigt von den schwirrenden Schatten der Flugzeuge. Heiße, südliche Sonne brannte heilend auf die gequälte Erde nieder. Elke hörte auf zu weinen, sie löste sich aus Jorgs Armen und begann Blumen zu pflücken, die aus den Steinritzen des Tempels wucherten. Jan erwachte aus seinem Schlaf und tastete nach Helens Brust. Jorg sah in Helens Augen, die unter Tränen lächelten. Sie waren die einzigen Menschen, die letzten Menschen und die ersten Menschen auf der Welt.

Am Morgen des 1. Januar fing die Mannschaft einen Pinguin. Dieser menschlichste unter allen Vögeln schwamm neugierig neben und hinter „Notre Dame“ her, die immerhin 4 bis 5 Meilen in der Stunde lief. Er schwamm bald über, bald unter Wasser und gebrauchte seine Flügelstummel als Ruder. Jedesmal wenn er auftauchte, spähte er voll Neugier nach den Menschen an Bord. Schließlich warf der Motorschörterer halb aus Spaß die Harpune. Er hatte das Glück oder das Unglück, einen Flügel des

Pinguins zu durchbohren, er heißte das Tier an Bord, fast unverletzt. Wie ein kleines dickes Männchen stand der Pinguin an Deck, verblüfft und wütend. Er schlug und schnappte nach allem, was ihm in den Weg kam. Jorg bekam einen Schlag mit dem Flügel gegen das Bein, spürte ihn sehr schmerzhaft durch den dicken Seestiefel hindurch.

Die Mannschaft beriet, was mit dem Pinguin geschehen sollte. Es hatte nun lange Zeit nichts anderes als Salzfleisch gegeben; man beschloß, ihn zu töten. Jorg ging unter Deck, er wollte es nicht mit ansehen, wie man diesen kleinen Menschen, diesen komischen Zwerg, erschlug. – Er hatte erstaunlich viel Fleisch, das ganze Tier war nichts als Muskel, es reichte für alle, es schmeckte gut und nicht nach Fisch.

In den nächsten Tagen wurde das Motorboot, die Gig und die Gangway gemalt. Vorn auf der Back wurde der Kran aufgeriggt zum Hochheißen der Anker; es wurden alle Vorbereitungen für den Hafen getroffen.

Jorg half beim Malen mit, aber diese frühen Vorbereitungen auf den Hafen gefielen ihm nicht, er war abergläubisch, es konnte noch zuviel dazwischenkommen. Bald gab es keinen Ort mehr auf dem ganzen Schiff, wo man sich aufhalten konnte. In allen Kammern wurde gescheuert, geschrubbt, gewienert, poliert und gemalt. Überall roch es nach Bohnerwachs, nach Seife und frischer Farbe. Sämtliche Wäscheleinen hingen voller Wäsche, man brauchte nicht mehr so sehr mit dem Wasser zu sparen. Alle Luken waren bedeckt mit Matratzen, Kissen und Decken zum Auslüften. Die Anzüge baumelten in der Sonne, vom Wind um und um gedreht. Man musterte sie kritisch, man bürstete und rieb sie. Das einzige Bügeleisen wurde ausgeliehen von Mann zu Mann, es wurde überhaupt nicht mehr kalt. Hüte tauchten plötzlich auf, sie wurden gepreßt, Hutbänder wurden gewaschen. Der Schimmel wurde von den Schuhen gerieben, neue Sohlen wurden genäht.

All diese Vorbereitungen hatten etwas sehr Rührendes. Sie wirkten wie Szenen aus dem unvergeßlichen Film

„Goldrausch" von Chaplin – wie er da in seinem kleinen Blockhaus die Vorbereitungen traf für den Besuch des Mädchens, das er liebte. Wie er Spitzendeckchen schnitt aus Papier und unter die Teller legte. – Ja, und dann lachte das Mädchen ihn aus, den armen Kerl.

So ähnlich war es auch mit den Jungens von der „Notre Dame". Sie richteten ihre Sachen auf das schönste her, sie waren so stolz darauf, wie fein, wie sauber alles wurde. Und es würde ihnen gehen, wie es dem Seemann immer geht: er kommt an Land, und wie vom Blitz getroffen merkt er, wie armselig, wie altmodisch seine schönen Sachen sind. So ganz anders ist die Lebenshaltung der Menschen an Land. Aber das hindert den Seemann nie, es immer von neuem zu versuchen; er lebt im Traum.

Barbarossa rasierte sich den Vollbart. Seine eigene Mutter hätte ihn nicht wiedererkannt. Weiß und rosig tauchte die ungebräunte Haut unter dem Barthaar auf. Mehr denn je sah er wie ein sechsjähriger Junge aus, er, der im Bart so würdevoll und prächtig gewesen war wie ein Admiral. Er selbst war sehr verlegen. Sein scheues Grinsen machte ihn womöglich noch kindlicher.

Jorg wurde von der allgemeinen Bewegung angesteckt. Er wusch seine Isländer; Kilogramme von Dreck und Schaffett kamen dabei heraus. Es ist jammerschade, einen Isländer zu waschen, er verliert die Hälfte seiner Fähigkeit, Wärme zu spenden, wenn das tierische Öl einmal aus der rohen Wolle entfernt ist. Aber es mußte sein. Ohne Rücksicht auf den Wasservorrat pumpte er sich vier Eimer Wasser zusammen für die große Wäsche. Er besaß noch einige Hemden und Taschentücher, die nach den Regeln der Kunst in der Heimat gewaschen und geplättet waren; so ausgerüstet, konnte er Australien mit Zuversicht entgegensehen.

Er reinigte die Schreibmaschine, sie saß voller Rost. Dabei fiel ihm ein, daß er doch noch einmal seinen Kindern schreiben müßte, eine Geschichte, in der etwas von der Lehre dieser Reise enthalten war. Er schrieb:

Die Maschine, die alles machen konnte

Es waren einmal zwei Kinder, ein Mädchen Elke und ein Junge Jan, die waren sieben und vier Jahre alt. Sie spielten am liebsten mit Autos, mit Flugzeugen, mit Lokomotiven und mit Dampfschiffen. Am allerliebsten hätten sie ein richtiges großes Auto gehabt, ein Schiff, mit dem man selber fahren konnte, ein Flugzeug, mit dem man selber fliegen konnte. Aber sie waren noch nicht geschickt genug mit ihrem Handwerkskasten, sie hatten auch nicht das Holz, das Eisen, die Leinwand und den vielen Leim, die man braucht für so große Sachen. Vor allen Dingen aber waren sie viel zu ungeduldig. Es dauerte ihnen zu lange, wenn sie sich selber etwas machen sollten, und darum wurde nichts Rechtes daraus.

„Vater“, sagten die Kinder immer, „wir wünschen uns eine Maschine, mit der man alles machen kann.“

„Ich glaube, so eine Maschine gibt es nicht“, sagte der Vater.

„Aber wenn es nun doch so eine gibt, willst du sie uns dann schenken?“

Der Vater versprach es: Ja, wenn er irgendwo so eine Maschine fände, aber er glaubte das nicht.

Nun geschah es, daß der Vater auf seinen Reisen wirklich einmal so eine Maschine fand. Wo? – Natürlich in Amerika. Sie kostete eine schwere Menge Geld, aber der Vater kaufte sie dem Mann ab, der sie erfunden hatte, denn er hatte es ja seinen Kindern versprochen.

Als Weihnachten kam, konnte man die Maschine gar nicht auf den Weihnachtstisch stellen, sie war viel zu schwer und zu groß. Sie wurde mit einem riesigen Lastauto angefahren und in die Scheune gesetzt, im Haus war gar kein Platz dafür. „Nun müssen wir eben das Kinderzimmer in der Scheune haben“, sagte der Vater.

Die Kinder konnten es kaum erwarten, bis die Maschine ausgepackt und aufgebaut war. Sie waren schrecklich neugierig und hatten sich schon allerhand Sachen ausgedacht, die die Maschine ihnen machen sollte.

Die Maschine, die alles machen konnte, sah ungefähr aus wie ein sehr großes Klavier. Vorn auf den Tasten standen Buchstaben wie bei einer Schreibmaschine, und hinten hatte sie ein großes offnes Maul, da kamen die fertigen Sachen heraus.

Zuerst las der Vater den Kindern die Gebrauchsanweisung vor. Sie war ganz einfach, man mußte bloß richtig buchstabieren können. „Wir wollen mit etwas anfangen, was nicht zu schwer ist", sagte der Vater. „Später, wenn ihr gelernt habt, mit der Maschine umzugehen, könnt ihr allein damit spielen, jetzt mache ich es euch erst mal vor." Und er fragte seinen kleinen Jan: „Was wünschst du dir?"

„Fußball!"

„Schön." Der Vater drückte nun nacheinander auf die Tasten mit den Buchstaben: F-U-S-S-B-A-L-L. Da begann es im Bauch der Maschine zu rasseln und zu rumoren, und es dauerte gar nicht lange, da flog ein wunderschöner Fußball aus dem Maul der Maschine heraus.

„Hurra!" rief der kleine Jan, fing den Ball auf und spielte gleich damit. Er hätte wohl den ganzen Tag weiter gespielt und die nächsten Tage auch, aber die Kinder wollten ja erst ausprobieren, ob die Maschine wirklich alles machen könnte.

„Was wünschst du dir zuerst?" fragte der Vater Elke; „es muß etwas Einfaches sein, die Maschine ist noch nicht eingelaufen."

„Tennisschläger!"

Wieder drückte der Vater auf die Tasten: T-E-N-N-I-S-S-C-H-L-Ä-G-E-R. Die Maschine rumorte, und in kürzester Zeit sprang ein nagelneuer Tennisschläger heraus.

„Fein, jetzt können wir Ball spielen!" rief Elke, holte ihren Ball und fing gleich an, ihn an die Mauer zu werfen und zurückzuschlagen. Sie hätte sicher den ganzen Tag gespielt und sich gefreut, aber da war nun eben die „Maschine, die alles machen konnte", und die Kinder hatten sie noch lange nicht ausprobiert.

„So“, sagte der Vater, „jetzt wißt ihr, wie man's macht, jetzt könnt ihr alleine weiterspielen.“ Und er ging weg.

Der kleine Jan gab gleich dem neuen Fußball einen Tritt, daß er weit in den Garten flog und ins hohe Gras rollte; Elke ließ den Tennisschläger fallen, – sie hatten ja nun die „Maschine, die alles machen konnte“ und wollten alle die Sachen haben, die sie sich ausgedacht hatten.

„Jetzt mache ich mir mal ein Auto!“ rief Jan und drückte ganz richtig die Tasten: A-U-T-O. Diesmal dauerte es etwas länger, und es schwirrte und brauste in der Maschine, als arbeitete da drinnen eine ganze Fabrik. Plötzlich aber, als die Kinder schon gar nicht mehr glauben wollten, daß etwas herauskäme, hörten sie eine Autohupe: „Trali-Trala!“, und heraus aus dem Maul fuhr ein entzückendes kleines Auto mit einem richtigen kleinen Motor und gerade groß genug, daß zwei Kinder darin fahren konnten.

Die Kinder jubelten, der Vater und die Mutter kamen angelaufen und staunten. Jan setzte sich ans Steuer, und sie fuhren auf allen Gartenwegen herum, fast so schnell wie ein großes Auto.

Nachdem sie aber eine halbe Stunde so gespielt hatten, fiel ihnen ein, daß sie sich ja noch viel mehr machen konnten, und sie fingen wieder an, ihre Wünsche in die Tasten zu tippen.

„Lokomotive“, buchstabierte Jan, und nach einer Weile kam eine richtige Dampflokomotive mit einem schrillen Pfiff aus dem Loch gefahren. Sie war so groß, daß die Kinder auf dem Kohlentender sitzen und den Dampfkessel heizen konnten.

„Ich möchte Schlafwagen fahren!“ rief Elke und buchstabierte: „Schlafwagen.“

Tatsächlich kam ein Schlafwagen, genau wie die großen Schlafwagen der Eisenbahnen sind, nur kleiner und mit Kinderbetten, so daß die Kinder darin schlafen konnten, richtig übereinander, mit einer kleinen Leiter zu dem oberen Bett. Es gab auch elektrisches Licht drinnen und

einen Waschtisch, und einsteigen konnte man, indem man das Dach hochklappte.

Jetzt machten sie sich noch einen Speisewagen, wo ein kleiner Tisch für sie gedeckt war, und wo man in einer kleinen Küche richtig kochen konnte mit einem elektrischen Herd. Sie machten sich Schienen und Weichen, Signale und Tunnels, einen Bahnhof, und bald hatten sie eine vollständige Eisenbahn beisammen. Sie fuhr schnaufend und pustend um die Bäume und um die Blumenbeete herum, sie pfiff wild und hielt auf dem Bahnhof an. Die Kinder saßen mal auf der Lokomotive, mal im Speisewagen, oder sie taten so, als schliefen sie im Schlafwagen. Die Eltern standen vor der Eisenbahn ganz verwundert, was die Maschine alles machen konnte. – Das Auto, der Fußball und der Tennisschläger waren natürlich vergessen.

„So, nun ist aber Schluß für heute", sagte der Vater, „es wird dunkel, ihr müßt aufräumen."

Das war aber eine schwere Arbeit! Die Kinder hatten große Mühe, den Eisenbahnzug in die Scheune zu rangieren, Jan mußte das Feuer unter der Lokomotive löschen und den heißen Dampf ablassen. „Man kommt gar nicht zum Spielen", murrte er, „wenn man immer alle Sachen aufräumen muß. Es schadet doch nichts, wenn die Spielsachen im Garten stehen. Wenn sie verrostet sind, dann machen wir uns eben neue. Wir haben ja die ‚Maschine, die alles machen kann'."

Und richtig: immer, wenn die Eltern mal nicht aufpaßten, blieben die schönen Spielsachen im Garten stehen, und der Regen fiel auf sie, daß sie verrosteten und ganz verdorben wurden. Die Kinder spielten auch gar nicht mehr mit den Sachen, sie spielten nur noch mit der „Maschine, die alles machen konnte" und ließen sie arbeiten. Wenn dann die Sachen herauskamen, schauten sie sie nur einen Augenblick an und warfen sie gleich weg. Sie hatten ja schon viel zu viele Sachen, und alles war ihnen langweilig.

Der Vater schüttelte den Kopf und war ganz traurig. Er hatte nämlich gedacht, daß seine Kinder nun sehr glücklich sein würden, wo sie sich alles machen konnten, er sah aber, daß sie statt dessen immer unzufriedener wurden, gar nicht mehr richtig spielten und sich bloß immer zankten.

Sie zankten sich nun wirklich den ganzen Tag, denn beide wollten immer gleichzeitig sich Sachen von der Maschine machen lassen und die Tasten mit den Buchstaben drücken. Bald war es so weit, daß, wenn ein Kind die Tasten drückte, das andere auch auf andere Tasten drückte. Elke zum Beispiel wünschte sich eine Puppenstube und hatte gerade die erste Hälfte von dem Wort getippt: P-U-P-P-E-N- „Nein, ich bin dran!" rief Jan, „ich wünsche mir Skier!" Und er drückte schnell die Tasten: S-K-I-E-R.

Die Maschine rumorte, und heraus aus dem Loch sprangen ganz kleine Puppenskier, die natürlich keins von den Kindern brauchen konnte.

Aber es sollte noch viel schlimmer kommen: Jan wünschte sich ein Segelflugzeug, aber er verschrieb sich, wie er auf die Tasten tippte und buchstabierte: Kegelflugzeug. Wie er nun mit diesem Flugzeug fliegen wollte, kegelte es natürlich in der Luft, und er fiel auf die Nase.

Schließlich fiel ihnen gar nichts mehr ein, was sie sich wünschen sollten, sie hatten ja schon alles. Da mengten sie einfach die Namen von Spielsachen durcheinander und tippten die Buchstaben in die „Maschine, die alles machen konnte". Zum Beispiel: „Brummkreisel" und „Zinnsoldaten". Die Maschine stöhnte furchtbar, und heraus sprangen Zinnsoldaten, die sich wie Brummkreisel um sich selber drehten. Oder sie wünschten sich zugleich: „Kanonen" und „Stelzen". – Heraus kam ein ganz abscheuliches Ding, eine Kanone, die auf Stelzen im Garten herumstolperte und bei jedem Schritt schoß. Man durfte ihr gar nicht zu nahe kommen. Die Kinder waren froh, als sie schließlich in den Bach fiel und ertrank.

„Ach, es ist doch furchtbar langweilig, wenn man alles schon hat“, seufzte Jan.

„Man weiß gar nicht mehr, was man sich wünschen soll“, maulte Elke.

„Vielleicht gibt es noch Sachen auf der Welt, die wir nicht haben. – Weißt du was? Wir wünschen uns einfach: ‚Alles auf der Welt‘, dann werden wir ja sehen, was uns noch gefehlt hat.“

„Ja, das ist mal eine gute Idee“, sagte das Mädchen, und gleich buchstabierte sie auf der „Maschine, die alles machen konnte“: A-L-L-E-S–A-U-F–D-E-R–W-E-L-T.

Da rauschte und brauste es in der Maschine so laut, daß die Kinder Angst bekamen und wegliefen. Und das war gut, denn im nächsten Augenblick gab es einen furchtbaren Knall: die „Maschine, die alles machen konnte“, zersprang in hunderttausend Stücke.

„So“, sagte der Vater, „nun hat es geschnappt. Das ist die Strafe für eure Unzufriedenheit, und daß ihr nie genug Spielsachen haben konntet. Jetzt wird der ganze Garten gründlich aufgeräumt.“

Das taten die Kinder auch und hatten tagelang zu tun, bis sie all die verrosteten Eisenbahnen, die verbogenen Autos, die zerfetzten Flugzeuge, die Schiffe und all das andere Spielzeug gesammelt hatten. Die ganze Scheune war voll davon.

„Jetzt holst du deinen Handwerkskasten“, sagte der Vater zu Jan, „und du, Elke, holst die Ölkanne und Lappen.“

Da zeigte er den Kindern, wie man kaputtes Spielzeug wieder ganz machte und wie man Rost abwischt mit Öl. Zum Glück war aus der geplatzten Maschine noch eine Menge Holz, Draht, Leinwand und Leim herausgekommen, so daß sie alles hatten, was man zum Reparieren braucht.

Jetzt mußten die Kinder richtig arbeiten und schuften, um alles heil zu machen. Aber es war sonderbar: im Anfang hatten sie gar keine Lust dazu gehabt, aber dann, als

sie sahen, wie die Spielsachen wieder schön wurden, machte es ihnen richtigen Spaß. Sie langweilten sich nicht mehr und waren nicht mehr unzufrieden. Nach ein paar Wochen war alles fertig.

„Jetzt ist die Ordnung wieder hergestellt", sagte der Vater, „aber noch nicht ganz: das ist viel zuviel Spielzeug für zwei Kinder, damit kann man allen Kindern im Dorf Freude machen. Jetzt laden wir mal die größte Eisenbahn mit all den Sachen voll und fahren los."

Das taten sie auch, und zwanzig große Güterwagen wurden voll geladen, es blieb nur ganz wenig übrig.

„Mach Dampf auf in der Lokomotive", sagte der Vater zu Jan, „jetzt fahren wir zu den Bauernkindern."

So geschah es, und alle Leute im Dorf staunten, als der lange Zug der Kindereisenbahn an ihnen vorbeifuhr. Jan saß wie ein Reiter über dem Kessel der Lokomotive, und Elke bediente die Dampfpfeife. In jedem Bauernhof koppelten sie einen Waggon voll Spielsachen ab, und alle Kinder freuten sich. Das war es, was die „Maschine, die alles machen konnte", nicht gekonnt hatte: Freude machen.

Es wurde schönes Wetter – zu schönes Wetter. Mit der lächerlichen Geschwindigkeit eines Fußgängers rückte „Notre Dame" weiter nach Australien vor. Am 6. Januar fehlten ihr nur noch hundert Seemeilen bis zu Kangeroo-Island an der Mündung von Spencers-Golf. Mit etwas Herz in der Brise hätte man das Feuer von Kangeroo-Island noch in dieser Nacht sichten müssen, aber abends legte der Wind sich schlafen. „Notre Dame" trieb, und es sah aus, als sollte sie nie nach Australien kommen. Es war sommerlich warm. Wahrscheinlich fuhren jetzt viele Bewohner von Adelaide an die See, badeten und sehnten sich nach einem Hauch von frischer Brise. Aber nicht so wie die Menschen auf der „Notre Dame".

Die Nacht war so still, daß man unwillkürlich gedämpft sprach, ganz leise weinte das Takelwerk, wie Kinder wei-

nen im Schlaf. Andersson ging mit nackten Füßen über Deck, vollkommen lautlos, aber mit einem Schwung, mit einer Wut, als wollte er das Schiff mit sich vorwärts reißen. Vorwärts, nur vorwärts! Dies Stilliegen so dicht vor dem Ziel war eine Pein. Er erzählte von Schiffen, die wochenlang getrieben waren in Sichtweite des Hafens, der ihnen doch unerreichbar blieb. Schlepper waren gekommen, hatten ihre Hilfe angeboten, zum Einschleppen über das letzte Dutzend Meilen: „Nur fünfzehn Pfund, Kapitän!" – Aber das war schon zu teuer. Andersson erzählte von den ewigen Westwinden an der Straße von Gibraltar und von ihren Tücken. Einmal hatte sich ein englischer Konvoi im Hafen von Gibraltar gesammelt, um geschlossen nach England zu gehen. Die Kapitäne saßen an Land beim Punsch. Ein günstiger Nordwind sprang auf, das Signal zum Ankerlichten wurde gegeben, die Kapitäne eilten an Bord. Nur der alte O'Groat blieb sitzen: „Segelt ihr man schon, ich trinke meinen Punsch in Ruhe aus; einer muß ja doch der letzte sein." – Als O'Groat's Schiff als letztes in die Meerenge einlief, sprang der Wind wieder nach Westen um. Die andern Schiffe hatten sich gerade noch freigesegelt, O'Groat blieb im Mittelmeer gefangen. – Der Konvoi segelte nach England, die Schiffe löschten und luden und segelten wieder nach dem Mittelmeer. Als sie sieben Wochen später vor dem Westwind her durch die Straße von Gibraltar brausten, da kreuzte der alte O'Groat immer noch vor der Meerenge hin und her.

Jorg war viel zu erregt, um zu schlafen. Er spürte die Ungeduld des Städters auf dem Land, der erfährt, daß es da sonntags keine Post gibt.

Übermorgen, wenn alles gut ging, konnte man ein Telegramm abschicken, überübermorgen konnte man vielleicht schon Post haben. Die Ungeduld war lächerlich, aber er konnte sie nicht mehr bezähmen. Ihm war, als spürte er die Stadt Adelaide über hundert Meilen Meer, die Lichter, die Autos, das Brausen des Verkehrs.

Er las über Australien. Was war das für ein seltsames

und widerspruchsvolles Land! Eine Tierwelt, wie sie in anderen Erdteilen seit Millionen Jahren ausgestorben war. Beutel- und Kloakentiere, der „tasmanische Teufel" – schon die Namen waren widerwärtig und abscheulich, die Wesen selber abstoßend, ein Schauder ging von ihnen aus, ein Anhauch aus dem tiefen Keller der Urzeit, aus dem einmal auch der Mensch heraufgestiegen war. Ohne Australien hätten wir kein lebendiges Bild von der Tierwelt im Tertiär. Ohne den Australier keine lebendige Vorstellung vom Leben des Steinzeitmenschen.

Das Wasser in Australien! Es war das widerspruchsvollste Wasser auf der Welt. Australische Flüsse waren kräftig an der Quelle, aber anders als die unsrigen wuchsen die meisten nicht, wurden vielmehr schwächer und schwächer und versickerten schließlich im Sand. Es war überhaupt kein Verlaß auf dieses Wasser, bei Dürre trockneten selbst die stärksten Quellen, die tiefsten Wasserlöcher ein. Der ganze Kontinent schien im Austrocknen begriffen; ein unheimlicher Vorgang.

Die Tierwelt hatte sich angepaßt: Frösche, Schnecken, Fische vergruben sich in Schlamm, wenn die Dürre kam, und lebten. – Lebten auf rätselhafte Weise in ihren Grabkammern, Monate, Jahre. Bis dann in einem einzigen Tag nach unendlichen Güssen die Wüste sich begrünte und alles Leben erwachte, kurz und in höchster Potenz. Kaum waren die Wasserlöcher gefüllt, da wuchsen die Tiere rapide, sie zeugten, gebaren und gingen zugrunde, alles im Zeitraum von Wochen.

Spinnen bevölkerten die trockne Steppe, ihre Netze spannten sie von Busch zu Busch, so zahlreich, so fest, daß ein Pferd sich kaum durch sie hindurcharbeiten konnte. Es gab Honigameisen, die den Honig in lebendigen Behältern sammelten. Die Arbeiterameisen fütterten ihre Stammesgenossen im Bau, bis deren Hinterleiber unheimlich schwollen von aufgespeichertem Honig, bis schließlich Kopf und Vorderleib nur noch als winziges Anhängsel an der lebenden Wabe hing.

Die Australier waren wohl der älteste Typ unter den heute lebenden Menschen der Erde. Eine Wüstenrasse, eine Hungerrasse; aber der Hunger hatte nicht bis zur körperlichen Degeneration geführt. Der Knochenbau war außerordentlich zart, Hände und Füße sehr schmal, die Rückenwirbel kleiner als bei anderen Rassen, darum war die Wirbelsäule schlangenhaft beweglich. Langgliedrig waren die Körper, wohlgeformt, die Glieder von einer tierischen Eleganz. Aber die Gesichter waren abstoßend häßlich, ganz verzerrt, wahrscheinlich eine Folge der starken Sonnenblendung. Es zeigten sich primitive Züge, die Frauen hatten eine Hautfalte zwischen den Brüsten, ein animalischer Zug, der ihnen Ähnlichkeit gab mit einem tierischen Gesäuge. Die Männer mit ihren starken Bärten sahen wie häßliche alte Propheten aus, religiöse Fanatiker, Wüsteneinsiedler.

Es gab Bilder, wie ein ganzer Stamm um einen Sterbenden herum hockte, ganz eng gedrängt, mit allen Gliedern ineinander verklammert, ein Hügel von Leibern. Da war ein Stammesgefühl, das schon den Übergang zu dem der Tiere bildete. Man hing sich aneinander in Furcht und in Schmerz, weil man die gleiche Körperwärme hatte, den gleichen Geruch. Man hielt den Sterbenden ganz fest, wollte ihn im Leben festhalten, ganz buchstäblich. Man kroch zu einem Klumpen zusammen, Schutz suchend, Trost suchend, Wärme suchend.

Die Religion dieser schweifenden Horden war ein Animismus. Alle Natur war ihnen beseelt, zauberisch, mystisch. Anders war wohl auch das Leben in der hungrigen Wüste, in der steinernen Öde, in der ungeheuren Einsamkeit nicht zu ertragen.

Die Wüste war belebt durch einen Ahnenkult, der zurückgriff bis zu den ersten Anfängen des Geschlechts. Gewandert waren die Ahnen; die alten Männer des Stammes kannten ganz genau ihre Wege und Taten. Dort hatte ein Urahn ein Känguruh erlegt; an jenem Wasserloch war eine große Schlange zu ihm gekrochen, an jenem Berg hatte

er mit Feinden gekämpft. Die Ahnen besiedelten die Öde mit Menschlichkeit auf eine geistige Art. Der Wilde war überall von den Geistern der Ahnen umgeben, er war nie allein. Zahllos war die Schar der Ahnen, denn in jedem Baum, in jedem Hügel, in jedem Wasserloch hatten sie „Geisterkinder" hinterlassen.

– Als einzige unter den lebenden Menschen kannten die Australier nicht den Zusammenhang zwischen Zeugung und Empfängnis. Sie glaubten, daß die Zeugung die Empfängnis nur vorbereite und daß die wahren Väter aller Kinder die Ahnen seien.

Wie waren die ersten Menschen entstanden? – In fernen „Traumzeiten"; da waren die Menschen noch nicht fertig, sie waren nur „vorgeformt". Die Erde war mit Salzwasser bedeckt, das allmählich nach Norden vertrieben wurde. An den Ufern dieses Wassers lebten die „Inapertwa", die unvollständigen ersten Menschen. Sie lagen zusammengekrümmt, so daß man nur die Umrisse ihrer Körper erkennen konnte. Einige wuchsen aus Eidechsen, andere aus Ratten, aus Zwergpapageien, aus Bäumen. Sie wuchsen aus jenen Wesen, die noch heute die „Totems" der Städte sind.

In diesem Zustand der Welt erschienen zwei Wesen: „Ungambikula", das bedeutet: „die aus dem Nichts Geschaffenen". Sie gingen zu den halbgeformten Menschen. Mit Schnitten ihrer Steinmesser lösten sie ihnen Arme und Beine; mit je vier Einschnitten machten sie ihnen Finger und Zehen. Sie bohrten ihnen mit dem Finger Löcher in die Nase. Ein Schnitt auf jeder Seite öffnete die Augenlider, ein langer Schnitt schuf den Mund. Dann klappten sie die Kinnlade ein paarmal auf und zu, damit sie beweglich würde: fertig waren die ersten Menschen.

Alle Traditionen wurden von Mund zu Mund weitergegeben zusammen mit geheiligten Gegenständen, die von den Ahnen kamen. Ungeheuer vielfältig und kompliziert waren die Zeremonien. Sie füllten einen guten Teil des Lebens aus, besonders in Zeiten, wenn es genügend Nahrung gab. Tänze und Pantomimen dauerten wochen- und

monatelang. Gewisse Tänze, gewisse Pantomimen waren persönliches Eigentum von einzelnen. Man verfügte darüber genau wie über gegenständlichen Besitz: man beschenkte einander mit Zeremonien. So ein Geschenk wurde höher eingeschätzt als jeder andere Besitz.

Die Frauen waren selbstverständlich ausgeschlossen von den übernatürlichen Dingen, die die Männer betrieben, geheim, verborgen in einem trocknen Flußlauf oder im Busch. Die Frauen hörten nur das Summen der Schwirrhölzer, die Stimmen der Geister. Sehr gruselig ward ihnen zumute. Wenn Knaben reiften und ihre Mannbarkeitsproben bestanden hatten, dann drückten ihnen die Alten, die Zauberer, die Schwirrhölzer in die Hand: ein Grinsen der Vertraulichkeit ging dann von Mann zu Mann. Als Kinder hatten die Knaben gezittert, wenn sie im Frauenlager von fern die Geisterstimmen schwirren hörten, jetzt hielten sie den Zauber selber in der Hand. Mit einem Schlage gewann man eine ungeheure Überlegenheit über das Weibervolk.

Einige weise Gesetze hatten sie: der Mann hatte seine Schwiegermutter zu meiden und sie ihn.

Der Mann konnte seiner Frau ein Schweigegebot auferlegen, und das tat er denn auch; oft gleich auf ein ganzes Jahr. Es war nicht weiter tragisch, sie schwatzten weiter, die Frauen, ganz vergnügt, nur taten sie es mit einer Zeichensprache. Heulen und Schreien blieb in jedem Fall erlaubt. Diesen Chor brauchte man als Begleitmusik der Feiern, und irgendein Ventil für ihre bedrängten Gefühle mußte man der Frau ja schließlich lassen.

Ein Weißer nahm einen Australneger einmal ins Kino mit. Der Wilde sah einen Mickymaus-Film, trug ihn geistig zu seinem Stamm und verwandelte ihn zu einem Zeremonietanz, der zum Haupttanz dieses Stammes wurde.

Die Wissenschaft war gerade noch zurechtgekommen, um die letzten Steinzeitmenschen auf unserer Erde zu erleben. In den wenigen Jahren, seit die Forscher Spencer und Gillen das Leben der Australneger beschrieben und in

Bildern festhielten, sind diese Menschen mit einem Sprung in die Eisenzeit hinübergesetzt; sie sterben an ihr wie an einer Seuche.

Es hatte Mitternacht geglast; ein neuer Tag, vielleicht der letzte. Jorg richtete sich in der Koje auf. An dem Querbalken, der unter der Decke durch die Kammer lief, hing die kleine Galerie der Bilder von zu Hause. Seit Weihnachten hatte er Nacht für Nacht unter jedes Bild ein kleines Kreuz gemacht, zum Zeichen, daß wieder ein Tag der Reise vergangen sei. Elf Kreuze waren schon gemacht. Nur ein Bild war noch unangekreuzt in der unteren Reihe. Er lauschte lange, ob das kaum spürbare Atmen der See sich nicht verstärken wollte, ob nicht das kaum hörbare Rauschen wüchse an den Flanken der „Notre Dame". – Mitten im angespannten Lauschen schlief er ein.

Er erwachte davon, daß der Schein einer Taschenlampe grell auf sein Gesicht fiel. Er riß die Augen auf, zwinkerte geblendet; der Lichtkegel senkte sich, Schatten sprangen gegen die Decke auf, das Seitenbrett der Koje bog sich unter der Umklammerung einer starken Faust.

– Barbarossa stand da. Jorg sah das große Kindergesicht von unten rötlich beschienen. Es strahlte, es hatte eine Aura von blondem Flaum um sich, die weißen Zähne schimmerten, und wie erstickt von Jubel kam die Stimme: „Leuchtfeuer in Sicht!"

„Nein! – Ist nicht wahr!" Jorgs Herz begann zu hämmern wie ein angeworfener Motor; mit einem Ruck warf er die Bettdecke zurück: „Ist es wahr? Du lügst nicht?"

Barbarossa lachte nur. Er nahm den Zylinder von Jorgs Lampe ab und hielt ein Streichholz an den Docht. Da merkte Jorg, daß es Ernst war; er rief Barbarosas nach: „Was für ein Feuer, wie weit?" Der war aber schon längst zur Tür hinaus. Benommen, verwirrt fuhr Jorg automatisch in die Kleider; ein Schuhband war verknotet, wollte sich nicht lösen lassen, er zerriß es mit einem wütenden Ruck. Träumte er noch? – Es schien ihm ganz

wahrscheinlich, als er durch die dunkle Kajüte stolperte. Erst an Deck, in der kalten, frischen Nachtluft, als er die Sterne am Himmel flimmern sah, wußte er: er war wach.

Mit drei Sprüngen war er auf dem Hochdeck. Er sah Andersson und Barbarossa im Kartenhaus über Seekarten gebeugt. „Notre Dame" lief platt vor dem Wind, wie festgemauert die Mastentürme. Sie lief so leicht, so schwebend wie ein langbeiniges Kind, ein dreizehnjähriges Mädchen, das jubelnd über eine Wiese läuft, beide Hände voller Blumen. Und da, recht voraus, genau vor dem Klüverbaum, zuckte ein winziger Lichtstrahl am Horizont. Es war ein blasses, ein kleines Feuer, sehr einsam, ganz verloren in der Unendlichkeit der Nacht, ein Fünkchen, armselig, gar nicht zu vergleichen mit den Flammenschwertern, die vor den Küsten Europas fechten gegen die Nacht. Jorg klammerte sich an die Reling. Feierlich war ihm zumut. Ein weiches, unendlich glückliches Gefühl durchlief ihn, Anbetung, Dankbarkeit, Zärtlichkeit für dies blaue Fünkchen, das zuckte, Puls, Herzschlag der Zivilisation. Es gibt keinen deutlicheren Ausdruck für die Hilfsbereitschaft der Menschen untereinander, für die Solidarität der Menschheit, für ihre Humanität, als so ein Leuchtfeuer an entlegener Küste.

Andersson kam aus dem Kartenhaus, das Nachtglas in der Hand; er reichte es Jorg: „Das Feuer von Thistle Island, achtzehn Meilen westlich von Kangaroo-Island; um halb drei kam es in Sicht."

Zum erstenmal vernahm Jorg die Stimme des Kapitäns, von Glück durchzittert; sie klang so aus der tiefsten Brust heraus, beseligt wie die Stimme eines Mannes, der endlich das Jawort seiner Geliebten erhalten hat.

Obwohl die Hälfte der Mannschaft schlief, verbreitete sich eine festliche Stimmung über das ganze Schiff. Man hatte den Koch geweckt; der Kambüsenschornstein begann zu rauchen, der Geruch von frisch gebrühtem Kaffee zog über Deck. Um vier Uhr früh, bei Wachwechsel, blieb die abgelöste Wache an Deck. Man hörte die hellen Stimmen

der Jungens wie das Zwitschern erwachender Vögel im ersten Grau der Vordämmerung. Sie brachten ihr Grammophon an Deck, die süße Stimme der Ulla Lundquist ertönte zum aberhundertstenmal, doch ganz frisch, ganz neu. Wahrhaftig: die Jungens tanzten! Eine unbändige Lebenslust brauste in ihnen und mußte sich befreien. Sie umfaßten sich und glitten in Paaren über die Planken, irrsinnig schnell, schmiegsam, elegant, überströmend von Muskelenergie und Geschmeidigkeit, tanzende Panther. Sie wußten sich nicht zu lassen vor Feuer und vor Glück, sie liefen auf den Händen, sie setzten in Bocksprüngen übereinander, sie schwangen sich in die Wanten und sprangen mit weitem Satz an Deck, sie hüpften wie Frösche und schnellten sich wie im Krakowiak, sie hangelten sich an Tauen hoch und rutschten wie der Blitz herab. Sie benahmen sich ausgelassen wie Fohlen auf der Weide. Der Koch klapperte wie wahnsinnig mit seinen Pfannen und Töpfen eine Begleitmusik. – Jetzt, wo der Abschied nahte, spürte Jorg erst richtig, wie gern er sie alle hatte.

Er gratulierte Andersson zu seiner Navigation: War es nicht eine großartige Leistung, die alte „Notre Dame" siebzehntausend Meilen über See zu führen mit einer Kindermannschaft, mit Kompassen, die nicht kompensiert waren, mit ungenauen Chronometern, ohne Sicht von Land, ohne Radio, ohne Positionsaustausch mit andern Schiffen – und nach neunundachtzig Tagen genau am Zielpunkt anzukommen?

Aber alles Glück war aus Anderssons Stimme gewichen. Da war die alte, hochmütige, maßlose Bitterkeit. Er wies mit einer verächtlichen Geste auf die tanzenden, springenden, singenden Jungens: „Sie sehen, meine Mannschaft freut sich. Sie ist glücklich, die Seefahrt hinter sich zu haben. Die Jungens können es kaum erwarten, an Land zu gehen. Und Sie auch, Herr Borcke, nicht wahr?"

Jorg las die Gedanken des Kapitäns; der Mann war allein. Seine Mannschaft hatte die „Notre Dame" bereits verlassen, innerlich. Sie waren in diesem Augenblick nicht

mehr an Bord mit ihrem Denken und Fühlen, diese Jungens, diese Kinder. Die Reise löste sich auf, die Schiffsgesellschaft löste sich auf. „Notre Dame“ wurde zum Gespenst, und mit dem Anbruch des neuen Tages verlor dies Gespenst seine Kraft. Nur Andersson blieb dem Schiff treu, dieser einsamste Mensch. War er nicht selbst ein Meergespenst?

Es war gerade so hell, daß man die Augen des andern sehen konnte. „Ich will nur eine Nachricht haben, Kapitän. Ich will nur wissen, daß es denen zu Hause gut geht, weiter nichts. Dann will ich gerne weitersegeln mit der ‚Notre Dame‘, bis ans Ende der Welt.“

Anderssons Augen brannten, sie brannten in Jorgs Herz hinein, und der richtete sich hoch auf wie ein Soldat vor seinem General. Ganz leise kam die Stimme des Kapitäns: „Ich werde Sie vielleicht an dies Wort erinnern, Herr Borcke.“ Die Stimme klang genau wie das Rauschen der See.

Bei Sonnenaufgang war Jorg auf dem Sofa im Kartenhaus in Schlaf gefallen. Als der Steward ihn um halb neun zum Frühstück weckte, lag die Känguruh-Insel deutlich sichtbar im Sonnenlicht. Sie war vielleicht zwölf Seemeilen entfernt; ein flachgewölbter Schild über dem Meer mit einem Leuchtturm als Schildbuckel. Das Land sah aus, wie man als Kind sich Afrika vorgestellt hat; gelbbraun, die Farbe, mit der auf den Landkarten die Wüsten gezeichnet sind. Durchs Glas erkannte man spärliches, grauschwarzes Gestrüpp. Das Land sah abweisend und menschenfeindlich aus, der Leuchtturm wirkte wie ein Phantom, es schien unmöglich, daß dort Menschen lebten. Rings um die Küste stand eine riesenhafte Brandung, obwohl die See ruhig war. Schaumsäulen stiegen auf, lange in der Luft verharrend wie Geysire glastend im Dunst. Am Nordende der Insel verharrte eine dieser Säulen so lange und war so hoch, daß sie Jorg für einen Fabrikschornstein hielt, bis sie plötzlich zusammenbrach. Die ewige Feindschaft zwischen Land und Meer offenbarte sich, und

aus der überströmenden Freude, mit der man das Land begrüßt hatte, wurde Staunen über diesen Kampf der Naturgewalten. Man begriff, daß Küsten nur Gefahren sind für ein Schiff wie „Notre Dame“.

Bei leichtem Südwest hatte „Notre Dame“ sich gegen Mittag bis vor den Sund zwischen der Gambier-Insel und der Känguruh-Insel herangearbeitet. Es war fast flau geworden; man hörte das Donnern der Brandung, eine ferne Schlacht, man sah die Brecher an den braunen Klippen sich bäumen, reglos stehen, bis sie wie unter einem Sensenhieb zusammensanken. Die Luft flimmerte, der flache Inselschild war zum Berg geworden. Mit dem bloßen Auge erkannte Jorg jetzt schon einen Signalmast mit einer Rahe, ein weißes, spitziges Kreuz nahe an der Westspitze der Insel. Vergeblich spähte er nach irgend etwas Lebendigem, sei es auch nur ein Pferd oder ein Schaf; das Kreuz war wie ein Totenmal, die Insel wie ein Grab.

„Notre Dame“ taumelte schwerfällig in der unruhigen See zwischen den Inseln. Die Großsegel waren aufgegeit für den Fall, daß man schnell manövrieren müßte; das ganze Schiff war voller Unruhe und Spannung. Vorn von der Back tönten die hellen Stimmen der Steuerleute Alf und Barbarossa und der rauhe Singsang der Wache, die um ein Gangspill lief. Der Ankerkran, der seit zwölf Wochen an Deck gelegen hatte, stand aufgerichtet, die Anker wurden hochgehievt und über Bord geheißt, klar zum Fallen. Plötzlich entstand eine Bewegung da vorn; Barbarossa sang einige laute Worte aus in unverständlichem Schwedisch und kam in großen Sprüngen über die Laufbrücke nach mittschiffs. Andersson stürmte aus dem Kartenhaus, das Glas in der Hand: An dem Signalmast der Insel stiegen Flaggen hoch. Man sah die kleinen Bündel der aufgerollten Flaggen emporsteigen wie die Perlen an einem Rosenkranz, ruckweise entfalteten sie sich und standen flatternd im Wind. – Botschaft! Eine Botschaft der Welt für „Notre Dame“!

Jorg begriff, daß das ein ganz unerwartetes und unge-

wöhnliches Ereignis war. Kein Mensch an Bord schien darauf gefaßt, dabei war „Notre Dame" doch früher oft an der Känguruh-Insel vorbeigesegelt. Es mußte etwas Außerordentliches sein, was die Insel mitzuteilen hatte. Wie gebannt starrte er auf die winzigen, bunten Lappen, die zuckten im Wind an der gebäumten Leine. Ein Fieber, sie zu enträtseln, packte ihn – er rannte nach achtern, Barbarossa nach, der ein Bündel von zusammengerollten Flaggen unter dem Arm trug. Andersson stand schon unter der Flaggleine, er hatte das schwere Signalbuch auf einen Poller gelegt und blätterte darin mit fliegenden Händen. Die obersten Flaggen brauchte er nicht nachzuschlagen; sie waren das Unterscheidungssignal der „Notre Dame".

Der schwere Zeigefinger Anderssons glitt durch die Reihen der gemalten Flaggen, der Mund murmelte Buchstaben. Wie die Buchstaben sich zu Worten reihten, geschah es, daß Jorg schneller verstand als der Kapitän. Die Botschaft war englisch: „Anlaufet Port Adelaide." – Andersson wiederholte die Buchstaben mit leerem Ausdruck, als könne er sie nicht aneinanderreihen: „Anlaufet Port Adelaide." – Jorg sprach ihm die Worte vor. Andersson starrte ihn an: „Ja, warum? Was soll denn das heißen?"

Barbarossa hatte Flaggen an die Leine geknüpft und riß sie hoch, Hand über Hand in schnellen Zügen, sie entfalteten sich: es war das „Verstanden"-Zeichen. Drüben auf der Insel ging die Flaggleine nieder und eine neue Kette von Flaggen stieg hoch und entfaltete sich. Jorg rannte nach mittschiffs, Papier und Bleistift zu holen, die Botschaft festzuhalten, die so augenscheinlich wichtig war. Der Finger des Kapitäns bebte, wie er suchend entlangfuhr an den Zeichen der internationalen Flaggensprache. Furchtbare Erregung wühlte in dem Mann, nie zuvor hatte Jorg ihn so gesehen, sein Atem keuchte, wie er Buchstaben auf Buchstaben aus dem Mund stieß: „Erwartet Instruktionen von Mssrs. Wilson Marx Markus & Co."

Jorg schrieb die Worte auf, Andersson starrte sie an,

große Schweißtropfen tropften von seiner Stirn. Jorg nickte Barbarossa zu, und Barbarossa riß die Flaggleine herab und heißte neu das gleiche Zeichen: „Verstanden."

Drüben auf der Insel stieg die dritte Flaggenkette hoch, länger als die ersten: „‚Notre Dame' verkauft zum Abwracken Peterson."

Jorg schrieb Buchstaben für Buchstaben in Druckschrift, als könne er sich auf die Deutlichkeit seiner Handschrift nicht verlassen. Ihm war, als unterzeichne er ein Todesurteil. Andersson stand hochaufgerichtet, die Fäuste geballt, den Blick ungläubig und starr auf den Flaggenmast gerichtet.

Barbarossa hatte sich über die Schrift gebeugt; sein rasiertes, rosiges Gesicht war ganz blaß geworden, er sah verfallen aus, wie ein alter Mann. Andersson machte eine ungeduldige Handbewegung, und zum drittenmal ging an Bord der „Notre Dame" das Zeichen hoch: „Verstanden."

Drüben sanken die Flaggen, und nun kam nichts mehr. Andersson stand auf dem Achterdeck, seine Kleider flatterten im Wind. Er sah aus wie ein Baum, dessen Stamm Holzfäller fast durchgesägt haben und der nun jeden Augenblick fallen kann. Das Löwenhaupt bewegte sich von einer Seite zur andern, so wie durch die Krone des zersägten Baumes ein Beben geht, ehe er fällt, oder wie ein gequältes Tier den Kopf bewegt unter dem Schmerz einer Wunde. Entgeistert, wie aus einem schweren Traum, kehrte der Blick in die Wirklichkeit zurück. Viel tiefer schienen die Augen zu liegen, eingesunken, unter den drohend gewölbten Bögen der Brauen, im Fieber brannten sie, glitten zwischen den beiden Männern hin und her. In dem Abstand, den Respekt und Disziplin erforderten, drängte sich auf der Laufbrücke die Mannschaft; die Kühnsten hatten die Treppe um Achterdeck erklettert und starrten über die Reling. Die Blicke aller suchten in den Gesichtern der drei Männer zu lesen. Andersson trat einen Schritt vorwärts, seine riesigen Tatzen legten sich schwer und umklammernd auf die Schultern des Steuermanns und

Jorgs, die Stimme klang wie das fahle Brausen der Brandung: „Kein Wort da vorne! Verstehen Sie? Kein Wort! – Steuermann, Sie bringen das Schiff durch den Sund."

Die Mannschaft wich zurück, die Jungens preßten sich flach an das Geländer der Laufbrücke, um den Kapitän vorbeizulassen. Ein Flüstern lief im Kielwasser seiner schnellen, ausholenden Schritte. Er verschwand in der Kajüte.

Barbarossa sah Jorg an: „Das ist das Ende für ihn. Er kann keinen Dampfer führen."

„Er hat eine Pistole; meinst du, ... soll man ihm nachgehen?"

„Nein. Er wird das nicht tun. Und wenn er es tun wollte, könnten wir ihn nicht hindern. Er will jetzt allein sein."

Barbarossa wandte sich, das Signalbuch und die Flaggen unterm Arm. Koch und Steward, die Abgesandten der Mannschaft, kamen eifrig auf ihn zu mit Fragen. Er lachte ihnen gerade ins Gesicht, sein freies, unbekümmertes Jungenslachen. Jorg hätte ihm soviel Verstellungskunst nie zugetraut. Er schob sie beiseite wie kleine, neugierige Brüder, die nicht zuviel wissen dürfen.

Die Geräusche der Arbeit wurden wieder vernehmlich, der Motorschörterer schraubte die Petroleumtanks und die Heizlampen auf die Motore auf. Eine Menschentraube hing sich an die Schwungradkurbel, die Rücken wogten und: „Blubb – blubb – blubb – pfft – pfft – blubb – blubb – blubb" machte der Motor. Die Zündflamme sauste, der Motorschörterer schraubte an der Düse und schüttelte verbrannte Finger, die Rücken wogten. – Bis aus dem ins Leere puffenden Blubb – blubb ein gleichmäßiges Tuckern geworden war. Motor auf Motor kam in Gang. Jorg erinnerte sich, mit welchem Hochmut er diese plumpen, urzeitlichen Maschinen betrachtet hatte, vor neunzig Tagen, als sie zum letztenmal liefen, im Hafen von Kopenhagen. Er hatte über sie gelacht, er, der gerade erst einem neuen Auto entstiegen war. Jetzt klangen ihm die dumpfen Ex-

plosionen wie Fanfaren, Fanfaren der sich nähernden Zivilisation. Veraltet wie sie waren, sie gehörten doch zu diesem Jahrhundert, das im Takt der Motore marschiert.

Er war tief bewegt, erschüttert, ihm war zum Lachen oder zum Weinen zumut. Er blickte auf zu den Masten, so lange und so weit den Kopf im Nacken, bis ihm schwindlig wurde: Tot, zum Tode verurteilt die Masten, die Rahen, die Stenge, die Segel, das Tauwerk. Sie, die mehr als dreißig Jahre standgehalten hatten, sie, die Kraft gegeben hatten für sechzig Reisen um die ganze Welt. Waren sie nicht schon tot? Standen sie nicht leblos wie die Leichen großer Bäume nach einem Waldbrand, ausgehöhlt, verkohlt, im Mark verzehrt?

Er schaute über die Verschanzung, auf den gewölbten, verbeulten, verrosteten, salzverkrusteten Leib der „Notre Dame", und ihm war, als sähe er schon die spitzen Rüssel der Schneidebrenner über die Platten gleiten und die weißglühende Rinne, den fadendünnen Schmelzfluß, der den Stahl zerschnitt.

Ihm war, als sähe er die „Notre Dame" auf einer schmutzigen, rauchschwarzen Abwrackwerft in England stehen, das Tauwerk in Fetzen, der Schiffsleib nackt, entblößt von seinem Element, wie der Leib einer geschändeten Frau. Ein Kran hob das losgebrochene Kartenhaus an Land, eine Wohnlaube sollte es werden für einen Schrebergarten. Unheimlich war ihm zumut, wie er über die Planken ging: wozu hatte man sie so schön gescheuert, wozu hatte man das alte Schiff so fein gemacht, so stattlich, mit soviel Liebe? –

Für ein ruhmloses Ende zerstückelt in dem gierigen Maul irgendeines Hochofens. Für ein paar Börsenjobber, für eine Hausse im Schrott.

Alf winkte Jorg in seine Kammer. Die Steuerleute hatten die Flasche Schwedenpunsch aufgemacht, mit der sie die Ankunft in Australien hatten feiern wollen. Sie tranken. Sie sprachen mit flüsternden Stimmen: Was konnte den Eigner zu diesem Schacher bewogen haben? Sie wa-

ren tiefbewegt, tiefunglücklich, aber Jorg spürte, wie wenig dies Unglück dieser Jungen zu bedeuten hatte. Hofften sie nicht insgeheim schon auf eine schnelle Heimreise, vielleicht sogar mit einem Dampfer? Hofften sie nicht, Kapitän Peterson würde das Geld, das er für „Notre Dame“ bekam, zum Ankauf eines Dampfers verwenden? Hofften sie nicht auf diesen Dampfer?

Barbarossa polterte an Deck, das er eigentlich nicht hätte verlassen dürfen. Der Wind war in unsteten Stößen nach Norden herumgegangen; „Notre Dame“ hatte die Durchfahrt zwischen der Känguruh-Insel und der Gambier-Insel schon beinahe passiert, jetzt mußte sie kreuzen.

Die Mannschaft warf sich mit überschäumender Kraft und Vorfreude in die Taue, und „Notre Dame“ gehorchte dem Ruder wie ein Vollblutpferd dem Sporn, es war, als wollte sie noch einmal zeigen, wie wundervoll sie segeln konnte, das große, alte Schiff. Bald hatte man die Brandung an Steuerbord, bald an Backbord, die See atmete schwer, der Gischt flog auf als explodierten Seeminen, dumpf hallte der Donner von den Felsenhöhlen wider, die das Meer gewühlt hatte in Jahrtausenden. Die Albatrosse waren verschwunden, Möwen umschwärmten das Schiff an ihrer Statt, kleine, zierliche, kreischende Möwen mit roten Füßen, wie russische Tänzerinnen mit Juchtenstiefeln. Wie Perlmutt schimmerten ihre Schwingen, und wie Taubenflügel waren sie geformt. Zu Dutzenden ließen sie sich auf der Reling nieder und auf den Rahen, sie flatterten kaum auf, wenn die Matrosen kamen. Es war, als ob das Land durch dies in den Lüften tanzende Ballett die Seefahrer aus der Ferne begrüßen wollte.

Nachmittags ging Jorg in seine Kammer und packte Koffer. Er hatte verlernt zu packen, nichts wollte passen oder sich fügen. Sehr vorsichtig, mit der Messerklinge löste er die angeklebten Bilder über seiner Koje und barg sie in der Brieftasche. Es zeigten sich helle Flecke an der Wand, wo die Bilder gesessen hatten; ja, solange hatte er also hier gewohnt. Es war schwer zu scheiden. Mit

einem ganz sonderbaren Empfinden ordnete er den Inhalt seiner Brieftasche, den Paß, das Geld – das würde man jetzt also wieder brauchen. Zum erstenmal seit drei Monaten zog er die Taschenuhr auf und steckte probeweise seinen Ring an den Finger: Himmel, mit wieviel Gerät umgab doch die Zivilisation den Menschen.

Es gab mehrere Kisten zuzunageln. Mitten im Hämmern hielt er inne: es fiel ihm ein, daß Andersson nebenan das Geräusch wohl hören und deuten müsse. Er gab das Packen auf; es war eine Taktlosigkeit, Andersson zu zeigen, daß er sich vorbereitete, die „Notre Dame" zu verlassen.

Als der Steward das Abendessen meldete, stand „Notre Dame" gut fünf Seemeilen innerhalb des Spencers-Golf. Obwohl Jorg nicht hinaussah, konnte er mit den Nerven fühlen, wie auf allen Seiten Land nahe war; es bewirkte eine eigentümlich prickelnde Erregung. Das Wiedersehen mit vielen vergessenen Dingen, mit den Hotelzetteln auf Koffern, mit Schlipsen, mit Handschuhen und parfümierter Seife hatte Jorg in eine ganz eigentümliche Stimmung versetzt. Sonderbar. Wenn man einen gestreiften, seidenen Schlips durch die Finger gleiten ließ, war „Notre Dame" Traum, wenn der vertraute Geruch von heißem Stockfisch in die Kammer wehte, war sie wieder Wirklichkeit.

Er war erstaunt, daß Andersson an seinem Platz in der Kajüte saß, ganz so, als sei nichts geschehen. Der Kapitän schien vollkommen gefaßt. Er aß mit der gleichen völligen Gleichgültigkeit gegen die Speisen wie sonst. Der Steward räumte das fleckige Tischtuch ab. Jorg stopfte sich seine Pfeife umständlich vor Verlegenheit. Durch die Bullaugen fiel das Licht eines prachtvollen Sonnenuntergangs, aber Jorg wagte nicht aufzustehen. Er fühlte, daß der Kapitän etwas sagen wollte. Wäre alles wie sonst gewesen, Andersson hätte jetzt sich aufrichten und die Petroleumflamme anzünden müssen, das Streichholz schützend in der hohlen Hand.

Er tat es nicht; die Dämmerung verdunkelte sein Ge-

sicht; eine unerträgliche Spannung breitete sich aus in der Kajüte. Jorg konnte Andersson nicht ansehen, er starrte den blauen Wölkchen nach, die aus seiner Pfeife zum Skylight der Kajüte wallten. Endlich kam die Stimme des Kapitäns:

„Sie wissen, daß König Georg von England gestorben ist?"

„Ja." Jorg sah vor dem inneren Auge den König Georg von England, wie er ihn zuletzt in einer Wochenschau gesehen hatte: Der König saß zu Pferd, gebeugt, ein alter, müder Mann. Der schwere Helm aus Pelzwerk schien ihn fast zu erdrücken, nur die Kinnkette schien seinen Unterkiefer noch mit dem Oberkiefer zusammenzuhalten. Truppen marschierten vorbei – fliegende Beine, mathematisch exakt, die Augen starr auf den König gerichtet, galvanisierte Puppen. Und der König hob die Hand, wieder und wieder, todmüde, ein Körper, der nur noch durch inneren Befehl zusammenhielt.

„König Georg hat eine Segeljacht besessen, die ‚Britannia'."

„Ja, ich weiß, eine berühmte Jacht, sie hat in vielen Regatten gesiegt."

„Wissen Sie, was mit ihr geschehen ist?"

„Nein."

„Sie wurde aufs Meer hinausgesegelt und dort versenkt. Wie finden Sie das?"

Jorg dachte nach, ganz erstaunt: „Ich finde das wunderschön; es ist wunderbar, in unsrer Zeit einem romantischen Gefühl zu begegnen, einer Tat, getragen von der Ehrfurcht vor einem Toten: Niemand soll die ‚Britannia' segeln, nachdem der König gestorben ist. Ich kann das gut verstehen, sie war ein großes, altes Schiff, sie hat Weltgeschichte gesehen. Sie zu versenken war groß. Es erinnert mich an Wikingerzeiten, wenn der tote Held auf seinem Drachenschiff in Flammen gehüllt hinaussegelte in die Ewigkeit."

Andersson ergriff Jorgs Hand, und sie war wie lebendig

gewordener Felsblock, und er sagte: „Jetzt, Herr Borcke, jetzt segeln wir in die Ewigkeit."

Die seltsame, die wunderbare Trunkenheit des Traumes kam über Jorg, und er wiederholte: „Ja, Kapitän, ich weiß; jetzt segeln wir in die Ewigkeit."

„Heute nacht, Herr Borcke, übernehmen Sie den Rudertörn."

Ein eigentümliches Prickeln lief Jorg das Rückgrat herab und breitete sich über die ganze Haut wie Millionen von winzigen Eisnadeln. Vorgefühl des großen Abenteuers, ein Gefühl, nicht selten in der Jugend; es war dagewesen vor dem Schuß auf den ersten Rehbock. Vor der ersten Nacht mit einer Frau. Als es zum erstenmal ins Feuer ging. Es war dann mit den Jahren immer seltener geworden, war eigentlich schon vergessen. Mit einemmal war die Jugend wieder da, die tolle Jugend, bedenkenlos, zu allem bereit. Er war mit einem Schlag um zwanzig Jahre zurückversetzt, ein junger Fähnrich, der von einem hervorragenden Offizier einen auszeichnenden Auftrag empfängt. Wie damals empfand er es als das Wichtigste, eine weltmännische und gleichgültige Haltung zu bewahren. Er verbeugte sich leicht – zum erstenmal vor Andersson – und sagte: „Sehr gern, Kapitän, es wird mir eine Ehre sein." Diese Worte, eigentlich geschraubt, erschienen in diesem Augenblick vollkommen natürlich. Es war klar, daß der Kapitän etwas ganz Wahnsinniges vorhatte, wahrscheinlich die Versenkung der „Notre Dame". Der Mann strahlte eine so starke innere Sicherheit aus, soviel Größe und letzte Entschlossenheit, daß man keine Frage stellen durfte. Der Kapitän hatte einen fertigen Plan im Kopf, soviel stand fest. Sollte „Notre Dame" mit Mann und Maus untergehen oder allein? Selbst das kümmerte Jorg nicht in diesem Augenblick.

Ohne ein weiteres Wort gingen sie an Deck. Das Abendlicht war schon in der Kajüte seltsam glühend und unheimlich gewesen. Jetzt sah Jorg den unerhörtesten Sonnenuntergang seines Lebens. Der westliche Himmel

glich einem ungeheuren chinesischen Drachen. Aus dem Meer auftauchend, griff er mit Krallen und Flammenzungen nach der „Notre Dame". Die Wolken waren die Schuppen seines Panzers, unglaublich plastisch in dem ganz schrägen Licht. Sie hingen niedrig, der Himmel besaß eine Tiefe, wie Jorg sie nie zuvor gesehen hatte. Der Drache war ganz von Feuer durchhglüht, und da, wo das Rot seiner Krallen verblaßte, ging es über in graue Töne, wundervoll weich, Flaumfedern von Reihern, in riesenhaftem Ausmaß. Die Erscheinung verharrte lange, in immer größere Fernen zog sich die Glut zurück, der Drache verblutete, sein Schuppenpanzer riß auf, und der klare Himmel dahinter zeigte sich in einem intensiven Grün. Im äußersten Westen, wo der Himmel das Meer berührte, klaffte die brennend gelbe Wunde, der Schwertstreich, der den Drachen verbluten ließ. In leisem, nördlichem Windhauch zog „Notre Dame" ostwärts, das Feuer der Känguruh-Insel blitzte im Süd. „Bei uns zu Hause, in der Nordsee, würde ich sagen, daß es einen Sturm geben wird", sagte Jorg beiläufig.

Andersson blinzelte, geblendet vom Starren in die Glut: „Es ist hier nicht viel anders als zu Hause." Er gab Befehl, die Royalrahen und die Oberbramrahen wegzufieren. Die Winden quietschten, die Schatten der Drahtseile liefen zitternd in den noch hellen Himmel; an ihren Schienen schleifend, kamen mit seufzenden Tönen die oberen Rahen herab. Die gelben Funken aus den ermüdeten Batterien der Taschenlampen blitzten auf, glitten sekundenlang über aufgerolltes Tauwerk und zupackende Hände. Dann verstummten die Geräusche nackter Füße an Deck, das Klappern der Gangspills, der Singsang der Arbeit. Die Schatten der Matrosen tanzten an den Wanten aufwärts und verschwanden im Nachtdunkel. Das Brausen zunehmenden Windes verschluckte die Menschenstimmen. Der Nordwest ging nach West, nach Südwest und schließlich nach Süd innerhalb einer Stunde. Die Nacht war sehr schwarz geworden, sehr drohend. Anders-

son ließ halsen und den Kurs der „Notre Dame" nach Westen legen. Alfs helle Stimme klang verwundert als er den Befehl wiederholte; Port Adelaide lag östlich, etwa achtzig Seemeilen entfernt. Bei diesem Wind hätte man in der Morgendämmerung vor dem Hafen liegen können. Aber das Fahrwasser war voll von gefährlichen Strömungen, vielleicht hielt der Kapitän es nicht für gut, sich bei Nacht in diese Meerenge zu begeben.

Gegen elf Uhr abends, als die Manöver beendet waren, ging Jorg unter Deck. Er wußte nicht, wann sein Auftrag beginnen würde, und fühlte, daß es Zeit war, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Hart überliegend auf dem Steuerbordbug stampfte „Notre Dame" durch eine wilde See, ein Meer, das aufgeregt war, das mit keuchendem, kurzem Atem über flachen Grund ging, gebrochen durch die Nähe der Küste, die es berannte in seinem nie endenden Angriff.

Jorg schlitterte in seine Kammer; fremd starrten ihn die gepackten Koffer an, sie hatten sich zusammengeschoben, eine kleine Herde, zahmes Vieh der Zivilisation. Er lachte laut auf: „Ihr werdet lange warten müssen, bis euch ein Gepäckträger abholt, ihr Hotelbewohner, ihr Eisenbahner!" Er redete laut und völlig hemmungslos, wie ein Betrunkener. Aber er war nicht betrunken.

Er zog die Seestiefel an und versuchte probeweise, sie von den Füßen zu schlackern. Gute Seestiefel müssen so weit sein, daß man sie im Notfall beim Schwimmen von den Füßen abstreifen kann. Die seinen schienen ihm verdächtig eng. Er zog die Jacke des guten blauen Anzugs an und verstaute in den Taschen die Brieftasche, das Messer, das Tagebuch, die Briefe, die er unterwegs nach Haus geschrieben hatte. Er steckte sogar seinen Siegelring an den Finger. „Selbst eine Wasserleiche ist mit Papieren immer noch besser dran als ohne Papiere", murmelte er.

Er zog den Ölmantel an, staute Pfeife, Tabak, Streichhölzer und die Taschenlampe in die Tasche und kletterte aufwärts zur Kajüte. Die leierförmige Petroleumlampe

hing so schief wie nur je und blakte. Jorg schraubte den Brenner zurück. In dem graugelben Dunst erkannte er hinter dem Gitter des kleinen Eckschrankes ein Buch; es war das letzte, das er noch nicht gelesen hatte: Edmond Rostands „Cyrano von Bergerac".

Vor vielen Jahren hatte er das Stück auf der Bühne gesehen, es hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, aber er hatte sich gefürchtet, es nochmals zu lesen: Furcht, die Illusionen der Jugend zu verlieren. In der Erwartung, daß jeden Augenblick die Fenster des Skylights von Deck aus hochgezogen würden und die Stimme Anderssons ihn rufen würde, setzte er sich in seinen Drehstuhl und begann zu blättern: Welche Sprache! Wie kühn, wie frei, wie ganz im Einklang mit diesem Augenblick!...

Cyrano: „Wie soll ich's halten künftig?
Mir einen mächtigen Patron entdecken
Und als gemeines Schlinggewächs dem Schaft,
An dem ich aufwärts will, die Rinde lecken?
Durch List mich ranken, nicht durch Kraft?
Nein, niemals! Oder soll ich wie so viele
Ein Loblied singen auf gefüllte Taschen,
Soll eines Hofmanns Lächeln mir erhaschen,
Indem ich seinen Narren spiele?
Nein, niemals! Oder soll ich Kröten schlucken,
Auf allen vieren kriechen, gleich dem Vieh,
Durch Rutschen wund mir scheuern meine Knie,
Kreuzschmerzen leiden durch beständ'ges Ducken?
Nein, niemals! Soll ich einem Schäfchen gleichen,
Um selbst mir eins ins Trockne zu bringen?
Soll Honig streun, um Zucker einzustreichen,
Und unermüdlich Weihrauchfässer schwingen?
Niemals! Soll ich als lust'ger Zeitvertreiber
Nach großem Ruhm in kleinem Kreise spähn,
Damit sich von den Seufzern alter Weiber
Des Dichterschiffleins schlaffe Segel blähn?
Niemals! Für meine Verse dem Verleger,
Der sie mir druckt, bezahlen runde Summen?

Niemals! In der Verbrüderung der Dummen
Gefeiert werden als ein Bannerträger?
Ein einziges Sonett wie ein Hausierer
Vorzeigen, statt noch andre zu verfassen?
Niemand talentvoll nennen als die Schmierer?
Vor jedem Literatenklatsch erblassen
Und eifrig forschen: Werd ich anerkannt?
Hat der und jener lobend mich genannt?
Niemals! Stets rechnen, stets Besorgnis zeigen,
Lieber Besuche machen als Gedichte,
Bittschriften schreiben, Hintertreppen steigen?
Nein, niemals, niemals, niemals!"

Es gab einen Ruck an der Decke, ein Windstoß fegte durch die Kajüte, die Lampe flackerte nahe am Erlöschen: „Herr Borcke!" – Anderssons Stimme. Das Fenster klappte zu.

Es schlug acht Glas, Mitternacht, als Jorg an Deck kam. Windstöße fingen sich unter dem Südwester und rissen am Kinnband; es war eine wilde Nacht, stockdunkel, ohne Stern. „Notre Dame" galoppierte über die aufgeregte kurze See; sie schüttelte sich wie ein scheues Pferd in seinem Geschirr, Segel flappten und spannten sich mit wütenden Rucken, Blöcke schlugen, Rahen schwankten, in ihren Gelenken stöhnend und quietschend; das Heer des Wilden Jägers.

Alf, abgelöst von seiner Wache, stampfte bergauf zur Luvreling, sein schwarzer Ölmantel flatterte wie Fledermausflügel. „Gute Wache!" brüllte er Jorg zu, ein Schrei, der sekundenlang das große Brausen übertönte. Im nächsten Augenblick glitt sein Schatten die Treppe hinab.

Jorg rutschte zum Kompaß hinunter und starrte durch die trübe Scheibe des Gehäuses, die beperlt war von Kondenswassertropfen: Der Kurs war West. Er wollte, daß der Lichtschein auf ihn fallen sollte, damit Andersson wußte, daß er an Deck gekommen war. Er blickte zum Ruder und erkannte Mohamed, den Franzosen, der da reglos stand, den Kopf zurückgeworfen, emporstarrend in

den taumelnden Himmel. Er sah die Segel nicht, aber der Ton ihrer flappenden Ränder verriet ihm, daß „Notre Dame" hart am Wind lag.

„Comment ça va?" fragte Jorg. Der Junge wandte sein Auge nicht vom Himmel ab, aber ein Lächeln glitt über sein gespanntes Gesicht: „Ça marche, monsieur, ça marche!"

Anderssons Schatten glitt zwischen den Lichtschein der Kompaßlampe. Der Rudermann, Mohamed, tauchte unter in der Schwärze der Nacht. Jorg trat auf die Rudergräting. Die Spaken des Steuerrads, gewärmt von den Händen Mohameds, glitten in seine Hände. Er fühlte, wie der Mann ihn streifte, vernahm im Sausen des Winds die fliegenden Worte: „Bi de Wind"; der Schatten entschwand und mit ihm das Gefühl von menschlicher Nähe.

Jorg ließ sich schwer gegen das Gehäuse des Steuerrads fallen und umklammerte die Spaken des Ruders. Die wilden Seen warfen sich gegen das Ruder, die Steuerzüge übertrugen die Stöße auf das Rad. Es zuckte und wollte sich hin und her werfen wie ein mächtiger Fisch, es gehörte alle Kraft dazu, es zu bändigen. Es gab Augenblicke, wo es Jorg buchstäblich aufhob von der Rudergräting, wo es ihn über die Steuersäule schleudern wollte, und Jorg stemmte die Füße zwischen die Schlitze der Gräting; mit der Reibung seines Körpers an der Steuersäule bremste er den Schwung. Er schärfte sein Ohr für die Geräusche der Segel und suchte ihre Schatten zu erkennen; nur in Lee durften die Ränder flappen. Verwirrend war, daß in fünfzig Meter Höhe über ihm, in den undurchdringlichen Tiefen der Nacht, ein anderer Wind herrschen konnte als an dem bebenden Rand des Großsegels, den er eben und eben noch erkennen konnte.

Dieser Kampf nahm ihn vollkommen gefangen; wohl hatte er „Notre Dame" oft gesteuert, im Passat, bei Tag, bei schönem Wetter, aber nicht bei Nacht, ganz nach Gefühl.

Bald hatte er „Notre Dame" im Griff. Sie war in ihrer Segelführung so wunderbar hingetrimmt, daß es im Grunde nur das Ruder zu halten gab; sie hielt sich ganz von selbst

am Wind, es genügte, ein paar Spaken zu drehen, um sie auf dem Kurs zu halten.

Das wilde Toben des Herzens, die Sammlung aller Lebensenergien auf nur ein Ding klangen ab, es gab wieder Raum für Gedanken, Zeit, sich umzuschauen.

Auf der Leeseite stand die weiße Mauer von Gischt, auf Luvseite zuckte Wetterleuchten. Voraus, etwas an Backbord, blinkte ein winziger Stern eines Leuchtfeuers dicht über dem Horizont. Jorg hatte das Gefühl, als ließe das Wüten des Windes etwas nach. Das Ganze war wohl mehr eine Kette von Gewitterböen als Sturm.

Barbarossa war neben ihn getreten, Jorg streifte die dunkle Gestalt mit einem flüchtigen Blick: das Gesicht des jungen Steuermanns sah ganz verändert aus, sehr blaß im Lichtschimmer der Kompaßlampe, sehr schmal, gesammelt im Ausdruck. Kein rundes Kindergesicht mehr, sondern die Züge eines jungen Ritters, der auszieht in die Schlacht. Barbarossa beugte sich dicht zu Jorgs Ohr: „Ich gehe nach vorn ... Ausguck ablösen. Nicht gut, wenn einer von den Jungens jetzt an Deck. Viel Glück für dich."

„Wie lange wird's noch dauern?"

„Weiß nicht. Eine halbe Stunde; kann sein eine Stunde."

„Was ist das für ein Leuchtfeuer?"

„Kap Catastrophe."

„Kap Catastrophe. – Viel Glück, Barbarossa!"

Der Arm des Steuermanns umgriff einen Augenblick Jorgs Schulter, und der Mann am Ruder fühlte durch Ölzeug und Jacke hindurch die schwere gute Hand. Dann entschwand der Schatten des Kameraden nach vorn.

Die ganze Zeit über war Andersson im Kartenhaus über den Tisch gebeugt gewesen. Jetzt schlug die Tür auf der Leeseite krachend zu. Anderssons Schatten, vornübergeneigt gegen die schräge Wand des Decks, klomm zur Luvreling hinauf und verharrte dort lange, ausspähend nach dem Feuer von Kap Catastrophe. Das Feuer war gewachsen und mehr nach Backbord gerückt; sein seewärts gerichteter Lichtschein glich einem blassen Kometenschweif.

Jorg sammelte alle innere Kraft in sein Steuern und in die Beobachtung von Wind und Segeln. Der Himmel schien sich zu senken. Schwarz und unsagbar drohend hing er über „Notre Dame". Es war, als wiche der Sauerstoffgehalt aus der Luft, man konnte kaum atmen. Jorg wußte, daß das eine Täuschung war; die Spannung war es, die den Atem nahm, wahrscheinlich auch Furcht.

„Angesichts einer Gefahr sagen ältere Männer oft, sie hätten an Frau und Kind zu denken. Lüge, Ausrede! Die Wahrheit ist, daß man mit zunehmenden Jahren an körperlichem Mut verliert." Jorg spürte einen maßlosen Drang nach Wahrheit, endlich Wahrheit! Was war nicht alles verlogen gewesen in seinem Leben! Lüge, nichts als Lüge! Er dachte ja gar nicht an Frau und Kind; die saßen auf dem festen Land in einem festen Haus, hoch und trocken, ohne Gefahr. Nein: An die eigene Gefahr dachte er, und mit Wut spürte er seine Feigheit vor dem Sterben, den nicht zu bezähmenden Drang des Ohres, nach Brandungsgeräusch zu lauschen. Er hätte sich die Ohren verstopfen mögen: „Wann, wann werden wir scheitern?" Er fühlte sich wie ein schlechter Schauspieler, den man spät auf die Szene gerufen hat, der verwirrt ist, seine Rolle nicht kennt und gar nicht weiß, was gespielt wird.

Plötzlich stand Andersson neben ihm. Der Kapitän hatte einen Gürtel um seinen Ölmantel geschnallt, in dem Gürtel steckte eine Axt. Was wollte er wohl damit? Das goldene Barthaar schimmerte im Kompaßlicht, die machtvollen Augen strahlten, eine wunderbare Entrücktheit lag in dem Gesicht, eine magnetische Kraft strahlte davon aus: tiefinnere Ruhe, tiefinnere Sicherheit. So sieht ein Heiliger aus, der eine Vision erlebt – oder ein Wahnsinniger. Wo war die Grenze? – Ach, es kam darauf gar nicht an. Andersson war eine Kraft, eine Macht, die die Wogen von Jorgs aufgeregtem Herzen glättete. Er fühlte sich besser im gleichen Augenblick wie der Kapitän neben ihm stand, ehe der noch zu sprechen begann:

„In einer Viertelstunde etwa, Herr Borcke. Sie können

jetzt ruhig etwas voller segeln. Wenn der Stoß kommt, lassen Sie das Ruder los. Werfen Sie sich flach hin zwischen Ruder und Kartenhaus. Es wird allerhand von oben kommen. Das ist der Grund, warum ich die Wache unter Deck geschickt habe, sie ist dort geschützt. Wenn Sie flach neben dem Ruder liegen, wird das Ruder abfangen, was hier vom Großmast kommt. Laufen Sie nicht ins Kartenhaus; es wird wahrscheinlich zusammenbrechen. Es sollen keine Menschenleben umkommen. Sie, ich und der Erste Steuermann bleiben allein an Deck. – Noch eins, Herr Borcke: sollten Sie später den Eigner sprechen, Kapitän Peterson – dann erzählen Sie ihm die Wahrheit. Die Wahrheit von mir und ... von der ‚Notre Dame'. Keine Rücksicht, verstehen Sie? Rücksichtslos!"

Jeder Satz enthielt einen Befehl; Jorg nahm Wort für Wort entgegen mit dem tiefsten Respekt. Die Worte prägten sich ein, wie die ganz wenigen, die man nie vergißt. Das Ruder schien ihm jetzt stetiger und fester in der Hand zu liegen. Sein ganzer Körper war von einer wohltuenden Wärme durchströmt und mit Kraft erfüllt. Er fühlte sich erhoben. Nicht irdisch, sondern so wie ihm mußte vielleicht einem Menschen zumute sein, dem vor dem Tod die Gewißheit des Himmels zuteil wird. Ob er leben oder sterben würde, war ohne Bedeutung.

Er schaute Andersson an, begegnete seinem Blick und fand ein Lächeln im Gesicht des Kapitäns, ein stilles Lächeln großer Güte. Das Löwenhaupt nickte Jorg noch einmal zu und tauchte in den Schatten. Jorg sah den Schatten des Mannes an Luvseite nach vorn gleiten, er beugte sich über die Reling an der Vorkante des Hauptdecks, wohl um sich zu vergewissern, daß die stählernen Türen der Mannschaftslogis geschlossen waren. Dann richtete er sich hoch auf und stand wie ein Felsblock auf dem Hauptdeck an der Verschanzung in Luv, dort, wo durch den Aufwind von der Schiffsflanke Windstille herrschte. Nicht einmal sein Ölmantel bewegte sich. Er glich einem Posten, der seine Stellung zu halten gedenkt.

Jorg warf einen schnellen Blick hinter sich durch das Fenster des Kartenhauses. Die Uhr da drinnen zeigte eins. Er schlug zwei Glas, und von der Back her kamen die antwortenden Glockenschläge des Ausguckmannes; Barbarossa stand also noch oben auf der Back. Jorg hatte gemeint, der Steuermann würde unter die Back gehen, wo es sicherer war. Es kam in dieser Todesstunde des Schiffes wahrhaftig nicht darauf an, daß die Glasen geschlagen wurden. Jorg tat es nur, damit keiner von der Wache im Logis unruhig würde über das Ausbleiben der Glasen. Er sah im Geist die Jungens von der Steuerbordwache im Logis hocken, dösend, schlafend, die Arme über die Back geworfen, die Köpfe mit dem wirren Haar, schwankend im Seegang. Einige würden wach sein, rauchen, ins trübe Licht der kleinen Lampe starren. Wenn sie überhaupt sprachen, dann würde es wohl über den Hafen sein. Bald würden sie nun an Land gehen, Obst kaufen, Mädchen sehen, in eine Kneipe gehen. Die Briefe würden verteilt werden von zu Haus; vielleicht noch Weihnachtspäckchen. Wie gut, daß man nicht an Deck zu sein brauchte in dieser rauhen Nacht. Die Backbordwache lag in den Kojen; niedrig geschraubt war die Lampe, das farbige Bettzeug, blauweiß und rotweiß gewürfelt, umwickelte die gekrümmten Gestalten in den engen Bunkern. An den Vorhangschnüren baumelten die Hemden und die Strümpfe, von der hölzernen Verschalung blickten die Bilder der Mütter, der Schwestern, der Mädchen auf die Jungens herab. Einige stöhnten im Traum und warfen sich, lange weiße Glieder hingen wie muskulöse Schlangen über die Kojenbretter, hier ein Arm, dort ein Bein. Warm war die Luft und schwer von dem Geruch gesunder junger Körper, ein Geruch, der an Stall erinnerte, stark, aber nicht unangenehm. Wie sauber die Jungens alle waren, sauber an Körper und Seele. Die erste und einzige Prägung des Lebens hatte ihnen das Meer gegeben – eine bessere gab es nicht für einen jungen Mann. Hoffentlich geschah keinem von ihnen ein Leid.

Er spähte wieder nach der Uhr: Ein Uhr fünf. – Vielleicht noch fünf Minuten, vielleicht noch zehn. Wenn Anderssons Berechnung stimmte. Bisher hatte sie immer gestimmt. Aber der Wind wurde etwas flauer. Immer noch lief „Notre Dame" mit gut zwölf Meilen Fahrt, aber das Schiff richtete sich etwas auf. Der Wind ging achterlicher, der Kurs blieb West; einen halben Strich nördlicher als West. Die schwarze Wolkendecke sank immer tiefer; bald würde es regnen: „Erst der Regen, dann der Wind, Seemann stehe auf geschwind. – Erst der Wind und dann der Regen, Seemann kann sich wieder legen."

Jorg fühlte, wie sich ihm das Haar im Nacken sträubte, dabei war ihm seltsam leicht zumut, als ob er fliegen könnte. In seinen Händen spürte er so viel Kraft wie nie zuvor, die „Notre Dame" zu steuern war wie ein Galopp auf einem Vollblutpferd. Schade, daß Andersson nicht sah, wie gerade die Kielwasserlinie war. „Notre Dame", große alte „Notre Dame" von den Wogen, du segelst mit uns in die Ewigkeit. Nie hatte das Knarren der Rahen, das Quietschen der Blöcke, das Flattern der Ränder der Segel so geisterhaft geklungen. Die Seele des alten Schiffes gespensterte umher, und nur drei lebende Menschen bemerkten sie: Andersson, Barbarossa, Jorg. Hoho! Man war auserwählt vor dem übrigen Menschheitsvolk, man hatte die Seele eines Schiffes spukhaft erlebt; kein Mensch würde es glauben, wenn man später davon erzählte.

Jorg begann laut zu singen. Ein ganz neuer Jorg, ein Urmensch war in ihm erwacht, der wollte schreien, und er schrie, und der alte Jorg ließ ihn ruhig schreien; es kam ja nicht mehr drauf an: freie Bahn den Gefühlen! Man segelte ja in die Ewigkeit:

„Jung sind wir Jungen im Krieg zu Männern geworden, zu jung.

Schreckliches haben wir erlebt, als wir noch weich waren wie Wachs.

Das war das Größte in unserm Leben, danach kam nicht mehr viel.

Wir haben Frauen geliebt, zu viele Frauen, und bekamen sie satt.

Alles ist uns zusammengebrochen, was wir für fest hielten.

Wir haben versucht, eine neue Welt uns zu bauen, und sie ist uns zusammengebrochen wie eine Notbrücke, wieder und wieder.

Wir haben Kinder gezeugt, das war Sünde, unsre Generation soll sich nicht fortpflanzen.

Wir sind verflucht, weil wir nicht im Krieg gefallen sind, und wissen es.

Jetzt lebt ein neues Geschlecht und herrscht, mit dem haben wir nichts gemein.

Die Jungen haben wieder einen Glauben, ganz gleich an was.

Unser Glaube ist zerbrochen, darum sind wir verloren, unnütz für die Welt.

Eins haben wir gelernt, das wollen wir nicht vergessen: anständig sterben.

Vielleicht ist doch ein Gott im Himmel. Wenn einer ist, dann bitten wir um eins:

Herr, wir haben Kinder gezeugt, Kinder, die schuldlos sind an unsrer Schuld.

Mach Menschen aus ihnen, Menschen wie die ersten, die du schufst.

Und uns schenke den Tod, den anständigen, den kriegerischen Tod.

Schenke ihn uns, den guten Tod im Kampf für eine verlorne Sache."

– Das Brausen der See schien lauter geworden. Jorg fühlte, wie es ihn ganz und gar umgab, einschloß, betäubte. Es war so überwältigend, daß er sich wunderte, warum keiner von den Menschen unter Deck es vernahm und herausstürzte.

Anderssons Stimme kam durch die schwarze Nacht, durch den weißen Gischt wie ein Schuß: „Achtung!“

Instinktiv umklammerte Jorg die Spaken des Ruderrads mit aller Kraft. Aus dem tiefsten Innern von „Notre Dame“ stieg ein Laut, unheimlich, als würde ein ungeheurer Baß von seinem Bogen angestrichen. Der Schiffsleib begann zu beben und zu zittern wie ein zersägter Riesenbaum vor seinem Sturz. Die sausende Fahrt bremste ab mit einer Plötzlichkeit, die Jorg vornüber riß. Er dachte gar nicht daran, die Spaken loszulassen. Es kam ein Augenblick, wo das Schiff ganz frei zu segeln schien, mit verminderter Fahrt. Da plötzlich bäumte sich mit einem Ruck das Vorschiff auf, wie ein scheues Pferd steigt und den Reiter abwirft. Jorg sah den Klüverbaum sich in den Himmel recken. Er spürte einen rasenden Ruck, der ihn vornüber riß. Im Fallen sah er die Gestalt Anderssons, gelöst aus ihrer Erstarrung. Der Kapitän hatte die Axt aus seinem Gürtel gerissen und schwang sie hoch gegen den Hals des Großsegels. Ein wahnsinniges Gewitter brach im Himmel los. Jorg hatte im Fallen instinktiv die Hände nach vorn geworfen. Sie umklammerten das Holz der Gräting. Sein Mund berührte das Holz, die Zähne bissen hinein. Ein Straßenkampf der Nachkriegszeit war plötzlich gegenwärtig: Jorg lag im Rinnstein einer Gasse, im Feuer. Brandspurmunition schlug Flammen aus dem Pflaster. Kommunisten schossen von den Dächern, im Rinnstein lagen die Soldaten, umsprüht von tödlichem Flammenregen. Ringsum traf es Kameraden, aus der Schlagader des getroffenen Sergeanten sprang das Blut, stoßweise, ein Springbrunnen, das Pflaster überflutend. „Mutter, Mutter!“ schrie der Mann.

Die Luft war voll von wahnsinnigem Lärm. Die Weh-

schreie von berstendem Stahl schrillten. Alles stürzte. Ungeheure Gewichte schlugen wie Bomben an Deck, durchschlugen Planken und stählerne Platten. Jorgs Körper flog wie eine Ratte, die ein Hund zwischen seinen Zähnen schüttelt.

Er biß in Holz und bebte und sah wie im Traum die Großstenge stürzen. Er wurde aufgeworfen von dem wahnsinnigen Anprall, und eine Rahe schlug nieder an Deck wie ein Fallbeil, und Stahldrähte zersprangen mit Schrillen und mit Klirren; mit dem Brüllachen der Hölle platzten sie.

Dann wurde es ganz still. Der Donner der berstenden Segel tobte über dem Schiff, eine kosmische Erscheinung, die gar nichts mehr zu tun hatte mit der „Notre Dame". Das Schiff stand, es stand fest wie gemauert, es ragte hoch, über einer fliegenden Ebene von fliegendem weißen Gischt. Jorg fühlte, wie das Schiff fest auf Grund saß, wie es hoch und sicher aufragte über das Toben der Brandung. Menschliches Geschrei ertönte, wild, aufgeregt und doch unsagbar beruhigend, denn es bedeutete Leben. Die Explosionen aufschlagender Gewichte waren verstummt. Jorg richtete sich auf, verwundert: er lebte! Ein Wirrwarr von fremdartigen Schatten war um ihn und über ihm. Dicht an seiner Seite waren die Decksplanken zersplittert wie von Granaten. Die Trümmer gefallener Rahen, von Tauwerk umwoben, bildeten ein gigantisches Gestrüpp.

Taschenlampen blitzten auf. Sie durchgeisterten die zertrümmerte Welt, sie irrten in ihr umher. Einige hafteten schließlich an einem Punkt des Hochdecks. Da lag die Großrahe des Großmastes geknickt, die Flut des Großsegels überströmte die Decksplanken. An einer winzig kleinen Stelle floß ein schwarzer Schatten über Deck. Drei, vier Taschenlampen-Lichtkegel hielten ihn fest. Er wuchs und wuchs, er dunstete heiß in der kalten Nacht; es stiegen Nebel von ihm auf. Weiße Muskelbündel zuckten, die Finger einer Hand krampften sich zusammen, und Blut floß über Deck, Blut, soviel Blut, wie man nie geglaubt

hätte, es könnte in einem menschlichen Körper enthalten sein. Die bebende, ganz hoch bebende Kinderstimme des Steuermanns Barbarossa verkündete: „Es ist Kapitän Andersson. – Her alle Mann. Lift auf die Rahe!“

Aber Andersson war tot. Und Jorg lachte, lachte wie ein Wahnsinniger, daß man versuchte, die Großrah anzulüften, hundert Zentner Stahl vom Himmel herabgeschmettert auf den Kapitän, der nicht mehr leben wollte, der nicht mehr leben durfte. Tot war der letzte Wikinger. Tot war die „Notre Dame“, die keine Macht der Welt von dieser Küste lösen würde. Einen großen, einen herrlichen Tod waren sie gestorben.

Barbarossa musterte die Mannschaft: sie waren alle da, die Jungens, beide Wachen, Motorschörterer und Koch, Segelmacher und Steward. Sie zitterten vor Kälte und Erregung in ihren Hemden, in ihren Schlafanzügen.

„Notre Dame“ stand auf dem Strand wie auf dem Slip einer Werft, ein totales Wrack mit eingedrückten Bodenplatten. In ihrem aufgerissenen Leib gurgelte die Brandung.

Sie deckten die Stelle, wo Andersson lag, mit Segeltuch. Die Gewitterböen flauten ab. Regen fiel, schöner, reinigender Regen. Man spürte den Duft der nahen Erde; es war, als sei man aus dem Äther herabgestürzt mit ungeheurem Anprall auf einen ganz fremden Stern.

In Strömen stürzten die süßen Wasser lotrecht auf Deck; sie löschten die Flammen, die in dieser Nacht in den Herzen der Menschen aufgelodert waren. Am Leib der „Notre Dame“ dröhnte der gestürzte Stahl bald dumpf, bald klirrend hell, ein Nachzittern der Katastrophe. Die Mannschaft taumelte wie im Traum umher. Auf dem Hochdeck flackerten Rotfackeln, und bald auch vom Besanmast, der stehengeblieben war. Im ersten Grau der Dämmerung begann die Mannschaft die Spannschlösser der Wanten zu lösen, damit die schlagenden Trümmer frei wurden vom Schiff. Man hörte die ersten Flüche und die ersten Axthiebe, mit denen Trümmer gelöst und Tau-

werk gekappt wurde. Aus der Katastrophe wurde ein Arbeitsvorgang.

Im Schein der Taschenlampen trugen die Steuerleute Barbarossa und Alf die letzte Meldung ins Logbuch ein. Mit leisen Stimmen beredeten sie sich in ihrer Muttersprache: Ein Unfall; kein Zweifel, daß es ein Unfall war, das Scheitern der „Notre Dame" an der australischen Küste bei stürmischem, unsichtigem Wetter, einige Meilen nördlich von Kap Catastrophe. Das Kartenhaus war heil geblieben. Das war das einzige, was anders gekommen war, als es Kapitän Andersson vorausgesagt hatte.

„Eine ganz große seemännische Leistung", flüsterte Barbarossa leise. „Sehen Sie!"

In einer scharf gezogenen Linie hob sich jetzt klar die Küste ab. Zu beiden Seiten, an Backbord und an Steuerbord, leckten flachgewölbte Felsenzungen weit in die See. „Notre Dame" lag in der Mitte einer kleinen Bucht; der sanft ansteigende Sandstrand begann hell zu leuchten.

„Er ist hier oft gesegelt mit der Gig, wenn wir in Port Lincoln Weizen luden", flüsterte Alf scheu, als ob Andersson es hören könnte. Und es war Jorg, als sähe er das kleine, spitze Segeldreieck einer Gig schweben über der dämmernden See und verschwinden in dem Glutstreifen des Sonnenaufgangs; es war ihm, als segelte die Seele Anderssons in den Himmel hinein.

Als es vollständig Tag geworden war, ließen sie das einzige Boot zu Wasser, das nicht zerschlagen war. Jorg war unter denen, die an Land fuhren. Barbarossa gab ihm das Logbuch mit, er sollte es so bald als möglich einschicken an das Seeamt von Port Adelaide. Barbarossa löschte schnell die letzten Worte: „Und verließen wir unser Schiff ‚Notre Dame'."

Jorg schob das Buch unter seine Jacke. Als das Boot auf den Strand lief, watete er durch Tang und Sand und lief immer schneller, einem Geräusch entgegen, das sich hinter den Dünen näherte. Über dem Kamm der Hügelkette tauchte ein Auto auf; mit wildpochendem Motor

quälte es sich durch den Sand. Es war voller Männer, die aufgeregt mit den Armen winkten. Durch das große Buch unter der Jacke behindert, stürzte Jorg vornüber, bekam den Mund voll Sand und spürte mit Entzücken den Geschmack der Erde.

